Emin Paschas Vorläufer im Sudan.

von

C. Falkenhorst



Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen

Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart.

C. Falkenhorst
Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.

Prospekt.

In der Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen wird unser Zeitalter stets eine hervorragende Stelle einnehmen, denn Rätsel, die jahrtausendelang den menschlichen Geist beschäftigten, sind in ihm gelöst worden; mutige Forscher sind in das Herz verschlossen gebliebener Kontinente eingedrungen, haben Kunde von den eisumhüllten Polarländern gebracht; das unendliche Meer ist in seinen Tiefen durchforscht worden und hoch über die Bergesgipfel gelang es dem Menschen emporzusteigen und Aufschlüsse über das Wolkenreich zu gewinnen. Die Fülle neuer Thatsachen, durch welche die Wissenschaft bereichert worden ist, erscheint unermeßlich.

In den Meisterwerken und Tagebüchern der Forscher ist allerdings die ausführliche Geschichte jener Ereignisse niedergelegt; leider aber sind jene Werke umfangreich, und wer der Wissenschaft ferner steht, hat in unserer so hastigen Zeit nicht die Muße, sich in deren Berichte zu vertiefen, die für den Laien auch nicht immer verständlich gehalten sind.

Darum haben wir uns durch die Herausgabe der vorliegenden Bibliothek die Aufgabe gestellt, den Bedingungen einer echten populären Darstellung gerecht zu werden. Die Darstellungen sind so kurz gehalten, daß jedermann Zeit finden kann, dieselben durchzulesen. Sie enthalten das Wichtigste, was zur Orientierung über eine der bewegenden Fragen nötig ist, in einer Form, die nicht ermüden, sondern anregen soll.

Die Bibliothek umfaßt folgende Abhandlungen:

1. **Emin-Paschas Vorläufer im Sudan.**
2. **Emin-Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.**
3. **Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.**
4. **Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.**
5. **Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.**
6. **Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils.**
7. **In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung u. Eroberung der Meere.**
8. **Prschewalskis Reisen in Centralasien.**
9. **Nordpolfahrten.**
10. **Luftfahrten.**
11. **Weltentdecker und Weltumsegler.**
12. **Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer.**

(11. und 12.: Jubelschriften zur Feier der Entdeckung von Amerika.)

Alt und jung aus den weitesten Schichten des Volkes haben wir bei Abfassung unserer Arbeit stets vor Augen gehabt und hoffen darum, daß unsere **„Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen“** auch dort Eingang finden wird, wo sonst Reisewerke seltener vertreten sind, in der

Hausbibliothek,

um zu jeder Zeit eine Quelle anregender Unterhaltung und ernster Belehrung zu bieten.

Dementsprechend ist auch von der Verlagshandlung der Preis außerordentlich billig bemessen worden. Die **„Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen“** erscheint in 12 Bänden, von denen jeder ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet und einzeln käuflich ist, wie der vorliegende, **elegant gebunden à M. 2. 50.**, und ist auch in 36 **Lieferungen à 4 Bogen von nur 40 Pf. pro Lieferung** zu beziehen.

Bestellungen nehmen alle Buch- und Kolportagehandlungen entgegen.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union

Deutsche Verlagsgesellschaft.

<36609353900017



Krieger des Mahdi.

Bibliothek
denkwürdiger Forschungsreisen. I.

Emin-Paschas
Vorläufer im Sudan.

Von

C. Falkenhorst.

Stuttgart.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
1890.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalt.



An den Ufern des Nils.

Erstes Eindringen in den ägyptischen Sudan.

„Bald nachdem der Nil etwa unter dem 17. Grad nördlicher Breite bei Chartum seinen letzten großen Nebenfluß, den Blauen Nil, aufgenommen hat, erhält sein Lauf einen anderen Charakter, als er bis dahin hatte. Wenn er oberhalb Chartum in ruhigem ungehinderten Laufe durch grasige Steppen floß, so muß er sich von nun an seinen Weg durch das große Plateau bahnen, das die Nordostseite des afrikanischen Kontinents erfüllt. In einer gewaltigen Kurve von über 200 deutschen Meilen durchbricht er zunächst die Masse des nubischen Sandsteins, in die er sich ein enges Bett gewühlt hat. Wo freilich Züge härteren Urgesteins dies Sandplateau durchstreichen, ist es auch diesem Riesenstrome während ungezählter Jahrtausende noch nicht gelungen, sie ganz zu durchbrechen; an solchen Stellen, man zählt ihrer zehn, verengt sich sein Bett, gewaltige Felsen sind auf weite Strecken hin in ihm stehen geblieben und das Wasser

muß sich in Stromschnellen zwischen ihnen seinen Weg suchen. Diese ‚Katarakten‘ des Nils bilden in der Entwickelung Aegyptens und des Sudans ein wichtiges, freilich nicht sehr segensreiches Element; machen sie doch jeden Schiffsverkehr zwischen den Anwohnern des unteren und denen des oberen Nillaufes fast zur Unmöglichkeit; nur bei hohem Wasserstande, und auch dann nur mit Gefahr, können größere Barken über diese Stromschnellen hinweggeschafft werden. Die Stelle, wo der Nil bei dem heutigen Assuan, dem alten Syene, den letzten Granitriegel in einem Kataraktengebiet von anderthalb Meilen Länge durchbricht, gilt seit undenklicher Zeit als die Grenze Aegyptens." *)

Jenseit dieser Grenze beginnt Nubien, ein Land anderthalbmal so groß wie das Deutsche Reich, aber nur in einem Streifen, der sich längs des heiligen Stromes hinzieht, fruchtbar, sonst ein Steppen- und Wüstengebiet. Seit jeher war es der Tummelplatz benachbarter Völker. Den Nil aufwärts zogen schon im grauen Altertum die Heerführer des alten Aegypten ebenso wie seine Händler, welche Elfenbein und schwarze Menschen an die Nilmündung brachten; durch das Thor von Assuan nahmen später Apostel des Kreuzes ihren Weg und lange Zeit blühten in Nubien christliche Reiche ebenso wie in dem Gebirgslande Abessiniens; über das Rote Meer wanderten schon frühzeitig, ehe noch Mohammed als der Verkünder eines neuen Glaubens aufstand, arabische Hirtenstämme nach Nubien, und dann ergoß sich im 13. Jahrhundert, vom Norden kommend, das erobernde Arabertum in die nubischen Thäler und drückte der unterworfenen Bevölkerung seinen Glauben und seine Sitten auf; zuletzt in unserer Zeit kamen die Türken, die modernen Aegypter in das Land, um es zu erobern und nach wenigen Jahrzehnten zu verlieren.

Wechselreich wie die Geschichte ist auch die Völkerkarte Nubiens. In den Steppengebieten finden wir nomadisierende, zum Teil kriegerische Stämme arabischer Abkunft oder stark

---

*) Vgl. Adolf Erman, Aegypten, S. 19 u. 20.

mit arabischem Blute durchsetzt; die Ababde, die Scheikie, die Bischarin, Hassanie u. s. w., im Nilthale aber wohnt die ursprüngliche Bevölkerung des Landes, die eigentlichen Nubier. Sie bilden eine Mischrasse, die mit der Zeit entstand und als deren charakteristische Zeichen folgende angegeben werden: mittelgroße Männer von vollendet schönem Körperbau, länglichem ovalen Gesicht, gekrümmter Nase, dicken, aber nicht hervorstehenden Lippen, schwachem Bart, lebhaften dunklen Augen, gelocktem, aber nie wolligem Haar und von tiefer Bronzefarbe der Haut. Wie bunt auch diese Bevölkerung ihrer Abkunft und ihrem Aeußeren nach sein mag, einheitlich ist sie doch durch gleiche Sitten und Gebräuche; allen ist die arabische Sprache geläufig, alle sind Bekenner des Propheten. Manche Reisende haben die Nubier im allgemeinen „Araber“ genannt, und im Gegensatz zu den von Aegypten als Herrscher eingewanderten Türken fühlen sich wohl die Nubier als solche.

„Araberblut kocht nicht mit Türkenblut zusammen.“ In diesem Sprichwort ist der Rassenhaß ausgedrückt, der auch zwischen den Aegyptern und den Nubiern glüht und die letzten Kämpfe im Sudan gezeitigt hat. Der Türke ist ja als Eroberer und Bedrücker in das Land gekommen.

Bis zu Anfang unseres Jahrhunderts stand Aegypten unter der Herrschaft der Mameluckenbeys; eine neue Aera schien für das bedrängte Volk anzubrechen, als im Jahre 1806 Mehemet Ali von der Pforte zum Statthalter eingesetzt wurde. Er wußte durch einen Handstreich sich der unbotmäßigen Gegner zu entledigen; 470 dieser Häuptlinge wurden am 1. März 1811 auf der Citadelle von Kairo hinweggeräumt, der Rest entfloh nach Nubien. Er wurde hier von der Bevölkerung freundlich aufgenommen, von den herrschenden Arabern dagegen ungern gesehen und Mehemet Ali schickte einen Teil seiner Truppen in das Land der Stromschnellen, um den Scheikie, wie er vorgab, gegen die Mamelucken zu helfen, in Wirklichkeit mit der Absicht, das Land für sich zu erobern.

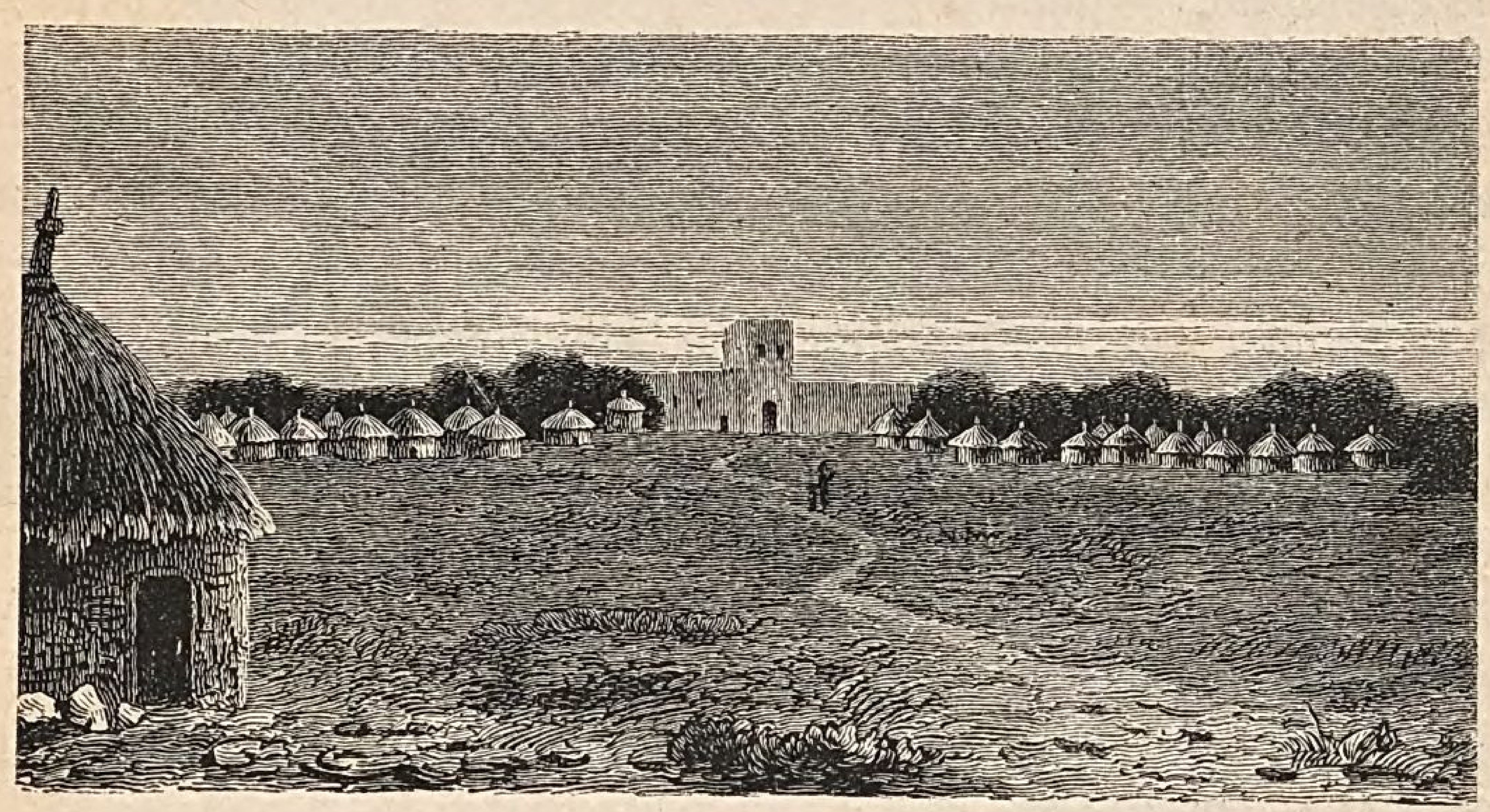
An der Spitze des türkischen Heeres stand der jugend-

liche Sohn Mehemet Alis, Ismael; er bezwang die Nubier, deren Reiter und Lanzenträger den Feuerwaffen erfolgreich nicht widerstehen konnten; aber er sollte sich der Früchte seines Sieges nicht freuen. Nachdem er bei Korti die Nubier geschlagen, trug er seine Waffen nach Sennaar, welches gleichfalls dem ägyptischen Zepter unterworfen wurde. 1822 kehrte er nach Nubien zurück und suchte in Schendi seine Herrschaft zu befestigen. Einer der bedeutendsten Häuptlinge, Schech Nimr, der Pardelkönig, hatte sich ihm ohne Kampf unterworfen; jetzt verlangte Ismael von ihm den schuldigen Tribut; er forderte von ihm Sklaven, Lebensmittel in unerschwinglicher Höhe und außerdem noch eine „Barke Goldes“. Der Pardelkönig sah wohl ein, daß er niemals das Geforderte würde liefern können, und da er Repressalien fürchtete, so beschloß er in seiner Verzweiflung, sich seines Bedrückers durch List zu entledigen. Anscheinend unterwarf er sich dem Willen des siegreichen Paschas und lud ihn zu einem Feste ein. Von allen Seiten schleppten die Nubier die geforderten Lebensmittel herbei und ganze Haufen von Stroh und Heu erhoben sich rings um die Hütten, in welchen Ismael mit seinem Gefolge verweilen



Nubischer Offizier.

sollte. An dem Feste nahm die ganze Bevölkerung teil; die Bewirtung war glänzend, unerschöpflich waren die Krüge mit Merissa, einem Biere, das aus der Mohrenhirse gebraut wird, und die Sieger schwelgten darin zum Uebermaß. Sie ahnten nicht, wie furchtbar sie aus diesem Rausch geweckt werden sollten; denn in der Nacht ließ der Pardelkönig die Strohfeime und die Hütten anzünden: Ismael-Pascha fand den Flammentod, und wer sich von seinen Leuten aus dem Feuermeer rettete, fiel unter den Streichen der Nubier, die das Dorf umzingelt hatten.



El-Obeid.

Dieser Anschlag nützte jedoch den Nubiern wenig; denn auf die Kunde von dem Verrat rückte ein anderer ägyptischer Heerführer, Mehemet-Bey-el-Defterdar, in das Land ein, um für die grausame Rache die blutigste Vergeltung zu üben. Der Pardelkönig suchte in den Bergen Abessiniens sein Heil, die Nubier aber wurden nach einem kurzen Widerstande niedergeworfen und mit Feuer und Schwert gezüchtigt. Die Hingemordeten sollten nach vielen Tausenden zählen.

Im Westen Nubiens dehnen sich wüste Strecken aus und hinter ihnen liegt Kordofan. Das Land bietet einen öden Anblick; nur während der kurzen Regenzeit bedeckt sich die Landschaft mit frischem Grün; denn Kordofan ist im Norden und Westen eine Steppe, nur im Süden, wo die

Regenzeit länger andauert, findet man größere Waldungen. In dieses Land rückten die Aegypter unter Mehemet-Bey im Jahre 1823 ein. Es war kein selbständiges Reich, sondern eine Vasallenprovinz der Sultanats Darfor, und so traten hier den Aegyptern neben den aus Kordofanern bestehenden Fußtruppen, die nur mit einem Lendenschurz bekleidet, nur mit Speer und Schild bewaffnet waren, auch die gefürchteten Darforreiter mit Stahlhelmen und Panzerhemden entgegen.

In der Ebene von Bara entbrannte der Kampf, in welchem die Aegypter der Darforreiterei ihre Beduinen und acht Kanonen entgegenstellten. Die Entscheidung schwankte lange hin und her, die Kordofaner bemächtigten sich sogar eine Zeit lang der ägyptischen Geschütze; da fiel ihr Führer Mussallem an der Spitze seiner Leibgarde, und nun wankten die Reihen der Sudanesen und die Aegypter behaupteten das Schlachtfeld, auf dem 200 Türken und 1000 Kordofaner liegen blieben. Der Weg nach El-Obeid, der Hauptstadt Kordofans, war offen, die Stadt wurde eingenommen und der Plünderung preisgegeben. Alle Greuel eines orientalischen Krieges wurden hier verübt und die Bevölkerung seufzte von nun an ebenso wie die nubische unter der Habsucht der türkischen Gouverneure.

So hatte sich Aegypten in dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in den Besitz des Sudans gesetzt und war bis zum Weißen Nil vorgedrungen. Die Grenzen des neugewonnenen Gebietes waren aber, wie sich noch später der Vizekönig Said-Pascha ausdrückte, „sehr elastisch“. Dort, wo im Süden militärische Posten standen, galt die Oberherrschaft Aegyptens; wurden sie zurückgezogen, so fühlten sich die Häuptlinge wieder frei und unabhängig.

Die Türken und nach ihnen die Nubier fanden aber bald heraus, daß die Grenzländer sich ausbeuten ließen, ohne daß man sich die Mühe gab, zu säen und zu ernten; sie boten zwei Handelsartikel in reicher Fülle: Sklaven und Elfenbein, und außerdem war ein Gerücht von dem Goldreichtum derselben verbreitet. So verwandelten sich

auch in kurzer Zeit die Militärposten in feste Ansiedelungen, unter denen Chartum frühzeitig die größte Bedeutung erlangte.

An dem Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nils erhoben sich bis zur Ankunft der Aegypter nur ein paar elende Fischerhütten. Der Ort war jedoch strategisch wichtig und so errichteten die Türken oberhalb des Dorfes am Blauen Flusse ein befestigtes Lager. Anfangs bestanden die Wohnungen der Soldaten nur aus den Tokuls, den landesüblichen runden Strohhütten, und so kam es, daß das Lager wiederholt ein Raub der Flammen wurde. Um diesem vorzubeugen, errichtete man einfache, einstöckige Lehmgebäude und ein ansehnlicheres Haus für den Kommandanten. Die Anwesenheit der Soldaten zog auch Händler heran, und nun erhoben sich neben dem Lager verschiedene Bazars, ja es wurde auch eine Moschee errichtet. Aus dem Fischerdorf und Truppenlager bildete sich eine Stadt. Die Landzunge, welche zwischen dem Weißen und Blauen Nil liegt, hieß wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Ende des Elefantenrüssels Ras-el-Chartum, und danach wurde auch der neue Ort Chartum genannt. In kurzer Zeit überflügelte er die älteren Städte Nubiens; seine Bevölkerung zählte bald nach Tausenden und sieben Jahre nach der Errichtung des ersten türkischen Lagers in dieser Gegend im Jahre 1830 war Chartum bereits die wichtigste Stadt des Sudans, die Metropole des Handels in Nordostafrika.

Chartum bildete auch den Mittelpunkt für die Händler, welche Handels- oder Freibeuterzüge in das eigentliche Land der Neger unternahmen. Besonders weit waren sie nicht vorgedrungen und der Weiße Fluß blieb nach wie vor in sein rätselhaftes Dunkel gehüllt. Man war fest überzeugt, daß der Blaue Nil der Quellfluß des heiligen Stromes sei und kümmerte sich wenig um den Nebenfluß, der sich mit ihm bei Chartum vereinigte.

Eine neue Aera der Forschung, die uns den eigentlichen ägyptischen Sudan erschließen sollte, begann indessen bald. Im Jahre 1838 kam Mehemet Ali selbst nach dem

Sudan, um seine neuen Länder zu sehen und die Goldwäschen am Tumat zu besuchen. Als er den gewaltigen Weißen Nil erblickte, begann er sich von neuem für die uralte Frage des Caput Nili zu interessieren, und da er hörte, daß die weiterhin nach dem Süden gelegenen Länder nicht nur an Elfenbein, sondern auch an Gold reich sein sollten, beschloß er, Expeditionen zur Erforschung des Weißen Nils und seiner Nebenländer auszurüsten.

Die erste Expedition zur Entdeckung der Quellen des ehrwürdigen Stromes brach am 16. November 1839 von Chartum auf. Ihr Führer war ein ägyptischer Offizier, Selim Bimbaschi, dem 400 Mann vom 1. und 8. in Sennaar stationierten ägyptischen Regiment unterstellt wurden. Darunter befand sich auch ein Negersoldat aus dem Stamme Dinka, der sich später als Dolmetsch sehr nützlich erwies. Die Flottille der Expedition bestand aus acht Segelbooten, die je mit zwei Kanonen armiert waren, zwei größeren Fahrzeugen und fünfzehn Kanots, welche genügende Munition und Proviant für acht Monate bargen. Ein Franzose Thibaut, der unter dem Namen Ibrahim-Effendi in Chartum lebte, begleitete die Entdecker.

Die Flottille Selim Bimbaschis war überhaupt 135 Tage unterwegs, die Bergfahrt endete am 26. Januar 1840, an welchem Bimbaschi den südlichsten Punkt in 6° 35′ nördlicher Breite erreichte.

Von Gefahren, welche damals den Reisenden auf dem Nil drohen würden, schweigt der offizielle, in der Form eines Tagebuchs abgefaßte Bericht*). Die Eingeborenen benahmen sich friedlich, nur an einigen Punkten schienen sie sich zur Wehr setzen zu wollen, wurden aber durch das Gewehrfeuer der Soldaten, welches Selim Bimbaschi anscheinend ohne Umstände kommandierte, zerstreut. Der Bericht erwähnt auch, daß die Nuërs der Expedition eine vergiftete Ziege geschenkt hätten, um die Soldaten zu vergiften. Der Dinka-

*) Jomard, Premier voyage à la recherche des courses du Bahr-el-Abiad ou Nil-Blanc.

soldat hatte Bimbaschi rechtzeitig gewarnt und die tückischen Eingeborenen wurden mit einer Salve regaliert.

Sonst verfuhr Bimbaschi, dem Befehle seines Herrn gehorchend, recht freundlich mit den Negern, beschenkte sie mit farbigen Tüchern, Glasperlen u. s. w., und die Eingeborenen kamen ans Ufer und halfen den Soldaten, wo es nötig war, die Fahrzeuge an den Tauen stromauf zu ziehen. Bimbaschi feuerte, nachdem er den südlichsten Punkt erreicht hatte, 21 Kanonenschüsse ab und meldete mit einer gleichen Salve seine glückliche Rückkehr in Chartum an.



Nubisches Mädchen.

Bimbaschi erhielt bald den Befehl, zum zweitenmale aufzubrechen; sein Stab aber wurde noch durch einige Europäer verstärkt, so durch den französischen Ingenieur D'Arnaud, der eine Karte des Weißen Nils entworfen hatte, Sabatier, Thibaut und den Deutschen Dr. F. Werne, der damals als Militärarzt im Sudan lebte. Diese Expedition drang angeblich bis zu 4° 42′ 42″ nördlicher Breite vor. Zwei andere, später noch von Mehemet Ali ausgerüstete Expeditionen erreichten nicht einmal das Ziel ihrer Vorgängerinnen.

Die Quellen des Nils blieben trotz dieses ersten Anlaufes in Dunkel gehüllt; aber die Entdeckungen leiteten doch eine neue Aera in der Nilforschung ein. Sie brachten

immer mehr und mehr die Gewißheit, daß der Weiße Fluß den Hauptarm des Stromes bilde. Die Nilländer wurden das Ziel vieler Forschungsreisenden, unter denen wir nur Russegger, Heuglin, Brehm und Harnier hervorheben möchten; außerdem eröffneten in diesem Gebiete auch die Missionen ihre Thätigkeit. Aber die gelehrten Reisenden kamen und gingen, ohne auf das Schicksal des Landes irgendwelchen Einfluß ausüben zu können, die Missionare starben am Fieber, ohne daß es ihnen gelungen wäre, dauernd einen Neger zu bekehren. Bestimmend für das Wohl und Wehe des Landes war lediglich das Verhalten der türkischen Truppen und der Händler, welche sich in ihm niederließen. Wie dieses beschaffen war, läßt sich leicht erraten.

Ein Bild der Zustände an jenen Grenzen der damals bekannten Welt entwirft uns John Hanning Speke, der Entdecker der Nilquellen, in seinem Reisetagebuch. Nachdem er in Begleitung Grants von der Ostküste nach dem Viktoria-Nyanza aufgebrochen war, sollte er den Nil abwärts heimkehren. Um ihm den Rückmarsch zu erleichtern, wurde von England eine Hilfsexpedition ausgerüstet, die unter der Leitung des Elfenbeinhändlers John Petherick ihm von Chartum aus entgegenmarschieren sollte. Dieser zog indessen vor im Bahr-el-Ghasalgebiete Handel zu treiben und wies lediglich die in der heutigen Aequatorialprovinz stehenden Türken an, dem Reisenden, falls er kommen sollte, zu helfen. Nachdem Speke als erster Europäer die Negerreiche Uganda und Unyoro besucht hatte, näherte er sich endlich Anfang Dezember 1862 den Gebieten, in welchen er Personen antreffen sollte, die mit europäischen Gebräuchen vertraut waren.

In der Nähe von Faloro entdeckte er das, was er für Pethericks Vorposten hielt. Voller Freude feuerten seine Leute ihre Karabiner ab, um ihre Ankunft anzumelden, und bald darauf knallte es piff, paff aus dem Lager im Norden. Dann kamen den Reisenden die „Vorposten der Zivilisation“ entgegen: eine militärische Prozession mit drei großen roten Fahnen rückte unter dem Klange von Trommeln und Pfeifen heran. Es war ein 200 Mann starkes „Regiment“ — eine

Mischung von Lumpenkerlen von Nubiern, Aegyptern und Sklaven aller Art. An ihrer Spitze befand sich ein sehr schwarzer Mann Namens Mahamed in voller ägyptischer Uniform, mit krummem Säbel. Obwohl dieser Mahamed den Auftrag hatte, Speke zu helfen, hielt er es doch für ratsamer, zunächst seine eigenen Geschäfte zu erledigen, und gab so Speke Gelegenheit, das Treiben der Türken in den Nilländern mit unerwünschter Muße zu studieren.

Die Niederlassung lag in einer schönen Gegend am Fuße kleiner, gutbewaldeter granitischer Berge; in ihrer unmittelbaren Nähe befand sich ein Dorf des Madistammes. Obwohl die Truppen Mahameds hier nur vorübergehend ihr Quartier aufschlugen, waren doch alle Mannschaften mit Frauen des Landes verheiratet, welche sich in Zeuge und Perlen kleideten; außerdem hatten sie ihre Sklaven und Sklavinnen und viele Hundert Stück Rindvieh, das sie den Eingeborenen geraubt hatten, und das sie jetzt bald zur Nahrung, bald zum Einkauf des Elfenbeins von anderen Eingeborenen brauchten.

Mahamed war ein echter Landpirat und in der ganzen Gegend gefürchtet. Ein Vorfall, dessen Zeuge Speke war, wirft ein Licht darauf, wie dieser mit den Negern verkehrte. Einige Männer, welche aus ihrem Dorfe geflohen waren, als Mahameds plündernde Gesellschaft bei ihnen vorbeizog, hatten sich gewundert, daß er nicht geblieben wäre, um ihre Häuser zu plündern, und brachten ihm zehn große Elefantenstoßzähne, um ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken, wie sie sagten, daß er sie nicht belästigt habe. Als Mahamed sah, wie leicht es sei, auf diese Art Steuern zu erheben, nahm er, statt ihnen zu danken, die Miene des großen Potentaten an, dessen Gnade mißbraucht wäre, und sagte den armen Geschöpfen, sie hätten zwar wohl daran gethan, seine Freundschaft zu suchen, sie hätten aber nicht hinreichend seine Würde im Auge gehabt, sonst würden sie die doppelte Anzahl von Stoßzähnen gebracht haben, denn es sei ihm unmöglich, sich mit einem so niedrigen Preise befriedigen zu lassen.

„Was können wir denn thun?“ sagten die armen Dinger, „denn dies ist alles, was wir haben.“

„O," antwortete Mahamed, „wenn das alles ist, was ihr in Vorrat habt, so will ich das wenige jetzt nehmen. Wenn ich aber von Gondokoro zurückkomme, erwarte ich, daß ihr mir noch einmal so viel besorgt. Adieu, und seht euch nun vor!"

Eines Tages sammelte Mahamed seine Truppe, nachdem er zuvor vergeblich von Speke Flinten zu borgen versucht hatte, und rückte geheimnisvoll aus dem Lager, dasselbe dem Schutze Spekes überlassend. Trommeln und Pfeifen erklangen, Fahnen flatterten, hundert Flinten knallten, Offiziere ritten, einige auf Eseln, andere sogar auf Kühen. Dem „Regiment" schloß sich auch eine Anzahl aus der Ferne hergekommener Eingeborener an, mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Der Zug galt, wie es sich später herausstellte, einem Häuptling, der viel Elfenbein vergraben hatte und eine große Rinderherde besaß.

Während nun Speke allein in dem Lager saß, wurde ihm ein seltener Anblick zu teil. Eines Tages sah er, wie sich das benachbarte Dorf der Madi in Bewegung setzte. Die gepeinigten Eingeborenen benutzten die Abwesenheit des Landpiraten, um mit Haus und Vieh zu fliehen. Sie rissen ihre Hütten ein und schleppten das Baumaterial nach einem entfernten Orte fort, wo sie sich vor den Bedrängungen der Türken sicherer fühlten. Inzwischen kam die Kunde ins Lager, daß Mahamed drei Dörfer niedergebrannt habe, und am Sylvester 1862 kehrte die siegreiche Räuberbande zurück, mit Elfenbein beladen, und fünf Sklavenmädchen sowie dreißig Stück Rindvieh hertreibend.

Als Mahamed sein Elfenbein beisammen hatte, rüstete er sich zum Aufbruch, ließ ein Dutzend Kühe schlachten, aus deren Häuten Riemen geschnitten wurden, um die kleineren Elefantenzähne zusammenzubinden, und der lange Zug, der mit den Trägern, Weibern der Soldaten und diesen selbst etwa tausend Köpfe stark war, setzte sich in Bewegung. Während des Marsches lebte man natürlich auf Kosten der Eingeborenen, die Dörfer, auf die man stieß, wurden geplündert.

„Wir schlugen," schreibt Speke in seinem Tagebuch unterm 15. Januar 1863, „unsere Quartiere wie gewöhnlich im Dorfe auf, die Türken blieben aber alle draußen und nahmen die Giebel von allen Hütten der Dorfbewohner, um sich ein Lager zu machen. Ich tadelte sie scharf deswegen, man entschuldigte dies aber damit, daß sie keine eigenen Hütten besäßen. Ebensowenig hatten sie Töpfe mit sich, ihre Mahlzeiten zu kochen, und nahmen daher alles, was sie brauchten, von den Dorfleuten. Sie sagten, es sei nun ein stehender Gebrauch geworden, und es hälfe mir gar nicht, dagegen anzukämpfen. Wenn die Eingeborenen gescheit wären, machten sie so viel, daß sie verkaufen könnten; da sie dies aber nicht wollten, müßten sie sich in ihr Geschick finden; denn die ‚Regierung' dürfe nicht um ihr Elfenbein gebracht werden. Es schien wirklich hier nichts als Elend zu herrschen; Nahrungsmittel waren so knapp, daß die Dorfleute nach den wilden Beeren und Früchten suchten; dagegen halfen sich die Türken aus ihren halbvollen Behältern, einem kleinen Reservevorrate, der bis zur noch entfernten Ernte reichen sollte. Um die Sache noch schlimmer zu machen, bekriegten sich alle Dorfhäuptlinge untereinander."

Aehnliche Verhältnisse waren in allen übrigen Teilen des ägyptischen Sudans die stehende Regel. Anfangs da hatte man wohl einen regelrechten Tauschhandel eingeleitet. Glasperlen und Stoffe waren den Negern neu und standen hoch im Werte. Für fünf bis zehn sogenannte Taubeneier (große Milchglasperlen) konnte man einen Elefantenzahn von achtzig Pfund und mehr oder einen Sklaven kaufen; diese Zeiten schwanden jedoch rasch dahin. Der Sudan wurde mit Glasperlen überschüttet und diese fanden schließlich keine Abnehmer. Die Händler halfen sich auf eine andere Weise; sie raubten den Negern Vieh und tauschten dasselbe bei einem andern Stamme gegen Elfenbein um; später wurde den Käufern das Vieh wieder geraubt und der Handel in dieser Art weiter fortgesetzt. Dadurch wurde das Land verödet und das Elfenbein verteuert; fünfzig Pfund desselben mußten mit fünfzig Rindern bezahlt werden. Außer dem

Elfenbein bildeten aber auch Sklaven einen begehrten Handelsartikel. Die jungen Männer und Knaben wurden in Chartum gern als Rekruten genommen und die Mädchen wurden noch höher bezahlt. An diesen Zügen beteiligten sich nicht nur Privatleute, sondern auch Gouverneure, bis im Jahre 1855 Saïd-Pascha nach Chartum kam und den Menschenhandel verbot. Man betrieb infolgedessen den Elfenbeinhandel mit um so größerem Nachdruck und suchte sich durch Absendung von Elefantenjägern einen größeren Gewinn zu verschaffen. Der Erfolg dieser Jagden war indessen sehr geringfügig und so kehrte man bald zum Vieh- und Menschenraub zurück. Es muß hier hervorgehoben werden, daß vor etwa fünfundzwanzig Jahren auch Europäer an diesem schmutzigen Gewerbe teilnahmen. Da waren zunächst die Herren Ambroise und Jules Poncet, denen wir so treffliche Schilderungen jener Gebiete verdanken, und die kein Bedenken trugen, sich mit Kitschhäuptlingen zu verbinden, über die Nuër herzufallen und diesen gegen tausend Stück Kühe zu rauben. John Petherick, der selbst das Amt des englischen Konsuls in Chartum bekleidete und ein wertvolles Werk über den ägyptischen Sudan geschrieben hatte, stand gleichfalls im Verdacht, sich am Sklavenhandel zu beteiligen. Wie ein Offizier, der schwarze Mahamed, im Madilande gewirtschaftet, haben wir soeben erzählt. Am berüchtigtsten ist aber ein Franzose, Alphonse de Malzac, über den der bekannte Forschungsreisende Theodor von Heuglin im Jahre 1862 aus Chartum folgendes berichtete:

„Nach und nach erfährt man, daß so ziemlich die meisten Chartumer auf dem Weißen Fluß Handel treibenden Europäer an diesen Geschäften beteiligt waren. Den Anfang damit machte ein Franzose De Malzac. Dieser Mensch hat in den Jahren 1857 bis 1859 mehrere Hundert Berberiner als Sklaven- und Ochsenjäger unterhalten, diese nur mit Sklaven bezahlt, alles im weiten Umkreis seiner Behausung geraubt, gesengt, gebrannt, was sich ihm zur Wehr setzte niedergeschossen und Greuel aller Art verübt. Unter anderem erzählt man, er habe einen berberinischen Diener, den er

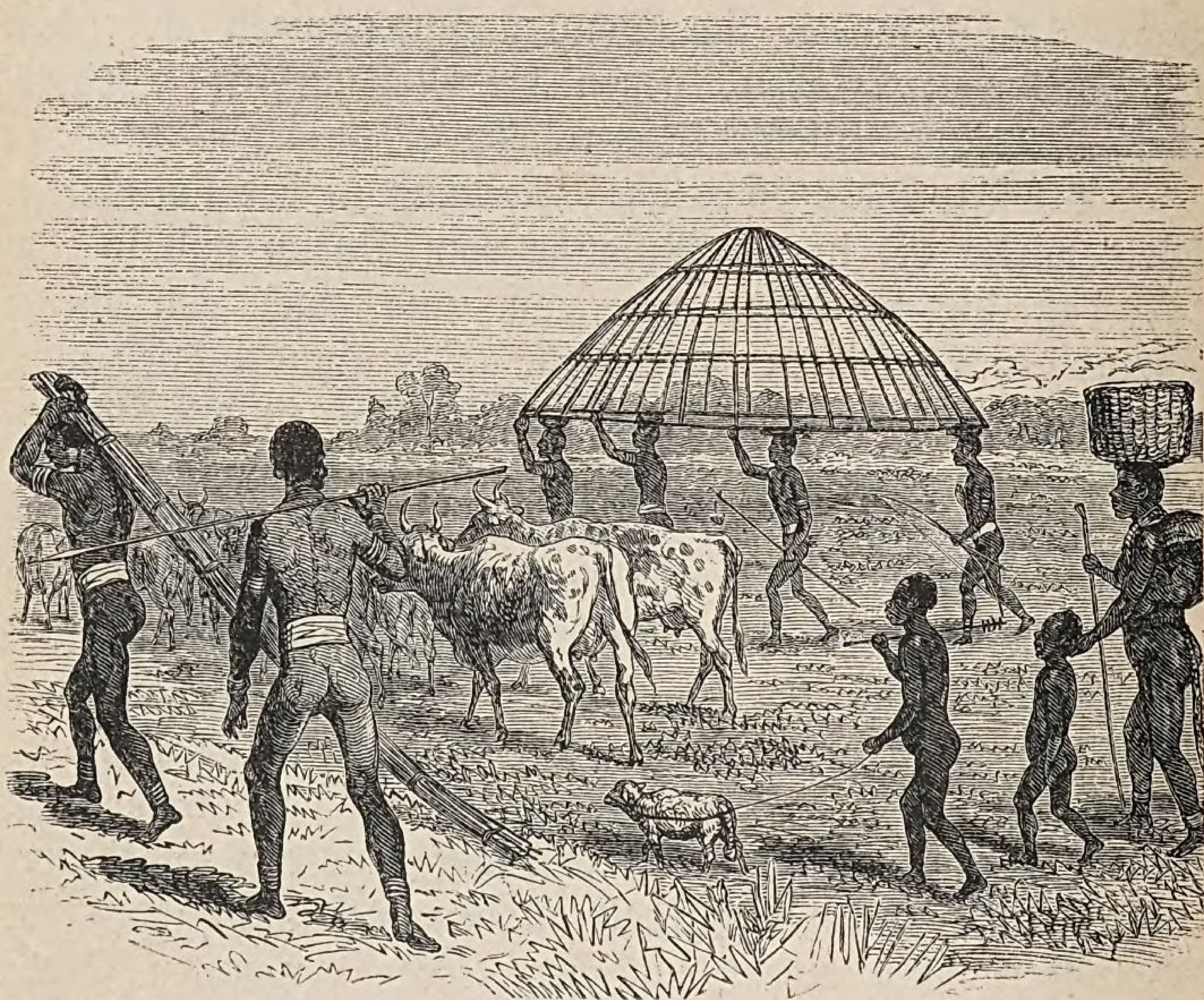
bei einer Lieblingssklavin gefunden, an einen mit Negerschädeln geschmückten Baum in seinem Hofe gebunden und kaltblütig als Revolverscheibe benutzt. Am großartigsten wird die beschriebene Art von ‚Ghasna‘ von einem Berberiner Namens Muhamed-Cher, Schech von Hellet-Kaka, betrieben. An Muhamed-Cher setzte auch Malzac den größten Teil seiner schwarzen Ware ab und nach seinem Tode (im Jahre 1860) fanden sich Schuldverschreibungen über den Empfang von Sklaven, gegen die Muhamed-Cher seinem Geschäftsfreunde Pferde liefern sollte.“

Der Druck der öffentlichen Meinung in der zivilisierten Welt wirkte bis in die Wildnisse vom Sudan und so kam es, daß die Europäer sich nach und nach von diesen schmutzigen Geschäften zurückzogen. Der Handel blieb nun, von einigen Kopten abgesehen, ausschließlich in den Händen der Nubier. Die Zustände haben sich infolgedessen durchaus nicht gebessert, im Gegenteil, die Seribenwirtschaft wurde nur befestigt, und als wenige Jahre darauf (1869 bis 1871) Schweinfurth jene Gebiete, das „Herz von Afrika“ bereiste, boten sich ihm Ereignisse, die ihm die bezeichnenden Worte in den Mund legten: „Ich habe Afrika gesehen und habe es noch vor Augen, wie es ist, als das große Haus der Knechtschaft, nicht wie es sein sollte, als das ungeheuere Gebiet einer freien Mitarbeit an den Gesamtaufgaben der Menschheit. An einem endlichen Siege der guten Sache sowie an der Zukunft des schwarzen Menschengeschlechtes werde ich nie zweifeln!“

* * *

An Bemühungen, die Neger dem Christentum zuzuführen, hat es in diesen Gebieten in der ersten Zeit nicht gefehlt. Am 3. April 1846 erklärte der Papst Gregor XVI. Zentralafrika zu einem apostolischen Vikariat und entsandte dorthin, nach Chartum, eine Mission, welche die Bekehrung der Neger, die Verhinderung des Sklavenhandels und die Seelsorge über die einzelnen am oberen Nil zerstreut woh-

nenden Katholiken als ihre Aufgaben befolgen sollte. Am 11. Februar 1848 langten die Missionare in Chartum an, aber ihr erster Vorsteher, der Jesuitenpater Ryllo, starb bereits am 17. Juni desselben Jahres. Er war bereits in Kairo erkrankt und ging, den sicheren Tod vor Augen, auf seinen Posten. Sein Nachfolger wurde Dr. Ignaz Knob-



Flucht vor den Türken.

lecher, ein Laibacher, der im November 1849 eine Reise nach dem oberen Nil unternahm, um dort ein geeignetes Feld für die Thätigkeit der Mission zu finden. In Chartum war ihm nämlich von der türkischen Regierung streng verboten worden, Muselmänner zu bekehren; in dem Heidenlande dagegen ließ man ihm freie Hand. So entstanden hier die Missionsanstalten in Gondokoro und Heiligenkreuz. Alle Aufopferung der Priester erwies sich jedoch fruchtlos. Das Fieber raffte sie hinweg und angesichts des schamlosen Treibens der Sklavenhändler konnten die Lehren des Christen-

tums in den Herzen der Neger keine festen Wurzeln fassen. Schon im Jahre 1860 mußte die Anstalt in Gondokoro aufgegeben werden.

„Etwa 800 Schritte südlich von dem Missionsgebäude,“ berichtete um diese Zeit Wilhelm von Harnier, „lag auf einem 50—60 Fuß hohen Steilufer das große Dorf Gondo-



Türken, Stoßzähne für den Marsch zusammenbindend.

koro, heute sieht man hier lauter Strohhütten, die von Kaufleuten und ihrer Mannschaft bewohnt sind; die Neger haben sich nach Süden und Osten geflüchtet und sich dort wieder niedergelassen, da sie einen tiefen Haß und Abscheu gegen das verdorbene Gesindel der Dongolaner haben. Teilweise sind sie auch weggeführt und in Hellet-Kaka als Sklaven verkauft worden, nachdem man sie auf die Schiffe gelockt hatte. Auch in dem Dorfe Libo, eine halbe Stunde nördlich von der Missionsstation, wohnen nur noch wenige Neger,

da sich Barthélemy mit seinen Berberinern dort niedergelassen hat. — Die Missionsstation befand sich in einem traurigen Zustande. P. Morlang hatte sie bei seiner Abreise im Frühjahr 1860 einem ihm bekannten Negerhäuptling zur Behütung übergeben, mit der Erlaubnis, darin zu wohnen; kaum war er aber fort, als einige Chartumer Kaufleute den Neger aus dem Gebäude hinauspeitschten, ihre Getreidevorräte darin aufspeicherten, Fenster zumauerten, die Thüren wegtrugen, die Kapelle völlig ausplünderten und aus dem Garten die schönsten Bäume fortschleppten. So war alles wüst und leer und dieser Anblick bestärkte Morlang in dem Entschluß, die Mission in Gondokoro ganz aufzugeben, zumal sich auch die übrigen Verhältnisse durch die Niederlassung der Kaufleute vollständig umgestaltet hatten."

Die Missionare hatten sich nach Heiligenkreuz zurückgezogen, bald darauf aber erhielten sie von der österreichischen Regierung, unter deren Schutze die Mission stand, den Auftrag, das Gebiet zu verlassen. „Es war kein Wunder, daß diese Missionare zurückberufen wurden," schrieb Speke im Jahre 1863, „denn von zwanzig derselben, welche während der letzten dreizehn Jahre den Weißen Fluß heraufgekommen waren, um das Evangelium zu verbreiten, waren dreizehn am Fieber, zwei an der Ruhr gestorben, und zwei hatten sich mit zerrütteter Gesundheit zurückgezogen, und doch war kein einziger Uebertritt durch sie erfolgt.

Es ist Thatsache, daß es hier keine Regierung gibt die Bevölkerung zu beaufsichtigen oder Eigentum zu beschützen; Knaben kamen zu ihnen, besahen ihre Bilder und zeigten selbst eine Neigung, sich unterrichten zu lassen; das war aber alles, sie hatten keine Lust zu lernen, wenn kein sichtbarer Nutzen damit erreicht werden konnte. Den einen Tag würden die Leute kommen und die Bücher betrachten, ein anderesmal sie bei Seite werfen und sagen, ihr Magen sei leer, und weglaufen, um Nahrung zu suchen. Das Barivolk in Gondokoro wurde als traktabler geschildert als das von Kich, es sei von einer braveren und nobleren Natur; sie waren aber alle halb verhungert, nicht weil das Land

zu arm zum Produzieren wäre, sondern weil sie zu faul waren, es zu kultivieren. Das wenige Korn, was sie bauten, konsumierten sie, ehe es reif war und suchten dann entweder Fische im Flusse oder lebten im Inneren des Landes von Schildkröten, da sie fürchteten sie würden niemals ernten, was sie gesäet hätten.

Die Missionare hatten niemals Veranlassung, sich über diese Schwarzen zu beklagen und bis zu diesem Tage würden die letzteren ohne Zweifel den Europäern freundlich geneigt geblieben sein, hätten nicht die Kaufleute auf dem Weißen Nil den Teufel unter sie gebracht. P. Morlang entsann sich der Zeit, wo sie Nahrungsmittel zum Verkauf brachten, statt dessen drehen sie jetzt allen Fremden den Rücken, und schmähen selbst die Missionare, daß sie die Vorläufer solch harter Kalamitäten gewesen seien. Das Gerippe der Ziegelkirche in Gondokoro und das Kreuz auf der Spitze einer nach Eingeborenenart gebauten Hütte in Kich ist alles, was übrig bleiben wird, um diese christlichen Bemühungen, den Zustand dieser Heiden zu verbessern, zu bezeugen. Ich hörte, daß Mangel an Beschäftigung die hauptsächlich wirksame Ursache des Todes der armen Missionare war, denn da sie mit keinem anderen Mittel die Zeit vertreiben konnten, verbrachten sie ihre Tage mit Essen, Trinken, Rauchen und Schlafen, bis sie ihren Körper durch das schnelle Leben vernichtet hatten."

Im Jahre 1861 hatte der Franziskanerorden ungefähr sechzig Personen, Priester und Laien, nach Chartum gesandt. Dreißig von ihnen siedelten sich in Hellet-Kaka, einem Dorfe am Weißen Nil an, aber schon bis 1863 waren von ihnen vierzehn gestorben und der Rest flüchtete nach Chartum. Auch der Franziskanerorden zog sich infolgedessen von der Missionsthätigkeit in diesen Gebieten zurück. An seine Stelle trat nun das Kollegium für afrikanische Missionen in Verona ein. Der letzte Provikar für Zentralafrika war Pater Daniele Comboni. Bei dem Fall El-Obeids gerieten auch Missionare und Nonnen in die Macht der Mahdisten; über ihre Schicksale werden wir später berichten.

Die Seriben im Bahr-el-Ghasalgebiet.

Die Handelsunternehmungen der Chartumer im Sudan waren in ihrer Organisation durchaus eigenartig. Die Handelsherren sandten Expeditionen in die Negerländer aus; dieselben standen unter Verwaltern, den Wekils, welche sich in der Nähe eines Landungsplatzes, „Meschra", niederließen und von hier aus Streifzüge in das Innere unternahmen. Das erste, was ein solcher Händler that, war die Gründung eines festen Platzes, einer Seriba. Unter diesem Namen versteht man im Sudan überhaupt jeden Dornverhau. Die Seriben der Händler waren mit Palissadenzäunen umgebene Dörfer, deren Hütten nach dem Muster der leichten Strohwohnungen der Eingeborenen gebaut waren. Jede Seriba verfügte über eine Anzahl von Asaker (Soldaten), die in Chartum aus nubischen Söldnern und allerlei ausgedienten Baschi-Bozuks u. s. w. angeworben wurden. Außer dieser Truppe wurde aber noch eine andere aus Negersklaven und Negerträgern herangebildet, welche später unter dem Namen der Basinger ein Schrecken des Landes wurde. Der Handelsherr oder der Wekil betrachtete sich als unumschränkten Gebieter des Landes, in dem er sich niederließ. Die eingeborene Bevölkerung wurde sofort zu Frondiensten gezwungen. Die Neger der benachbarten Dörfer mußten die Seriben bauen und dann für den Unterhalt der Asaker und ihrer Sklaven sowie der Basinger sorgen; denn dem Handelsmann, der das Land ausbeuten wollte, fiel es nicht ein, den Boden zu bestellen; das nötige Korn mußten ihm die eingeborenen Neger liefern, obwohl sie selbst kaum so viel ernteten, um davon leben zu können. Diese Verpflegung der Seriben war um so drückender, als die Asaker mit einem großen Troß von Weibern und Kindern sowie Sklaven sich niederließen, und dieser Troß mit der Zeit stärker wurde. Die Soldaten wurden für ihre Dienstleistungen schlecht bezahlt und suchten sich durch Erwerbung oder Raub von Sklaven schadlos zu halten, wogegen ihre Herren nichts einzuwenden hatten. Es gab somit recht viel Drohnen in den Seriben, deren ewig hung-

riger Magen durch den Arbeitsertrag der schwarzen Bienen, der Einwohner der benachbarten Dörfer, gefüllt werden mußte.

Auf diese Weise versorgten sich die Seriben mit Korn. Das Fleisch wurde durch Viehraub beschafft. Es wurden Razzien, Raubzüge in die benachbarten Gebiete, ausgeführt. Der Kaufmann Ghattas, mit dessen Truppen Schweinfurth reiste, herrschte z. B. über ein Gebiet, dessen Umfang 200 Quadratmeilen, darunter 45 Quadratmeilen Ackerland, betrug, in dem 13000 Menschen wohnten; die Viehrazzien ergaben dabei in einem günstigen Jahre 8000 Stück Rinder, im nächsten konnten allerdings nur 40 Stück erbeutet werden. Laut Schweinfurth fußten alle Unternehmungen in diesen Teilen von Zentralafrika auf Viehraub, insofern es bei ihnen auf die Entfaltung einer bewaffneten Macht ankam, und selbst die philanthropischen Männer wie Baker und Gordon standen der Aufgabe, an Stelle des Viehraubes etwas anderes zu setzen, ratlos gegenüber. „Nichts liegt mir ferner,“ schreibt er, „als das Verdienst dieser nach verschiedenen Richtungen hervorragenden Männer bemäkeln, die Triebfeder ihrer Thaten miteinander vergleichen oder die Schwierigkeiten ihrer großen Aufgabe herabsetzen zu wollen; trotz alledem muß ich die Ueberzeugung aussprechen, daß die Geschichtschreibung von Afrika, falls je eine statthat, nicht umhin können wird, die Etappen dieser zeitgenössischen Zivilisationsbestrebungen handhoch mit unrechtmäßig vergossenem Rinderblute zu bezeichnen.“

Anfangs leisteten die Neger den Bedrückern Widerstand, aber sie wurden mit den Feuerwaffen mürbe gemacht und beugten sich unter das ihnen auferlegte Joch. Wenn Speke schon davon sprach, daß man in diesem Lande auf Kosten anderer lebe, so gibt Schweinfurth diesem Gedanken einen beredteren Ausdruck: „In diesem unglücklichen Lande ward jeder Bissen, den man zum Munde führte, zum Gewissensbiß, aber die Stimme des Magens übertönte jede edlere Regung. Das Brot, das man aß, es wurde den Aermsten entrissen zur Erntezeit, als ihre Freude gerade am höchsten, vielleicht besaßen sie weder Kühe noch Ziegen, und die kleinen

Kinder mußten Hungers sterben oder elend ihr Leben durch Sammeln von Wurzeln fristen. Man schwelgte im Ueberfluß vom Rinderfleisch, aber man hatte es geraubt von armen Wilden, welche diesen Tieren eine fast göttliche Verehrung zollen und ihren Besitz als das höchste Lebensziel betrachten, die aber auch mit vielem Blut für die hartnäckige Abwehr büßen müssen, mit welcher sie dieselben verteidigen, die Kühe, die ihnen teurer als Weib und Kinder!"

Was dem Handel in dem südlichen Teil dieser Gebiete ferner eine harte Seite verleiht, das ist der Umstand, daß man hier keine Lasttiere, geschweige denn Zugtiere kennt. Das Kamel kommt hier nicht fort; der Elefant, der sich wohl zähmen ließe, wird des Elfenbeins wegen, aus dem wir Spielzeug bereiten, ausgerottet. Die eingeborene Viehrasse ist zu schwach, um vor einen Karren gespannt zu werden, selbst wenn es hier fahrbare Wege gäbe. Die Wege aber sind hier nicht breiter als eine eingeleisige Spur, die ein Wagenrad zurückläßt, oft so schmal, daß man gerade den Fuß in die ausgetretene Rinne setzen kann. Hier ist der Mensch das einzige Lasttier! Bedenkt man nun, daß ein schwarzer Träger im Durchschnitt nur eine Last von 50 Pfund zu tragen vermag, so wird es sofort klar, wie viele Menschen nötig sind, um die Waren und Vorräte einer Karawane fortzuschleppen.

Die Trägerfrage ist auch in anderen Gebieten Zentralafrikas vorhanden und bietet den Expeditionen die größten Schwierigkeiten; hier aber werden die Träger gemietet und bezahlt, anders reist kein Europäer. Die sudanischen Elfenbeinhändler verfuhren nicht in dieser humanen Weise. Ebenso wie den Negern Kontributionen an Korn auferlegt wurden, zwang man sie, auch Träger zu stellen, ja die Unglücklichen wurden oft genötigt, das ihnen geraubte Gut zu der Seriba des Räubers zu schleppen.

Die Händler hatten das Gebiet gewissermaßen unter sich geteilt. In einem bestimmten Bezirk, auf den der Chartumer die Hand gelegt hatte, galt er als alleiniger Herr, und kein anderer Händler durfte dasselbe durchziehen, um Handel zu treiben oder Razzien zu machen. Das war ein

Gewohnheitsrecht, welches die Räuber untereinander respektierten und dessen Verletzung blutig geahndet wurde. Die mohammedanischen Asaker kämpften nicht gegen ihre Brüder, aber den heidnischen Basingern war es gleich, gegen welchen Feind sie zu Felde zogen, und so wurden sie mit der Zeit zur Hauptstütze der Seribenverwalter. Sie waren auch viel tapferer als die nubischen „Flintenträger“; man hatte ihnen die unnütz gewordenen schweren Elefantenbüchsen gegeben, welche nicht mit Spitzkugeln, sondern mit einer Handvoll Rehposten geladen wurden. Eine Salve aus diesen Basingergewehren brachte auch, aus unmittelbarer Nähe abgefeuert, jede Schar angreifender Neger zum Wanken.

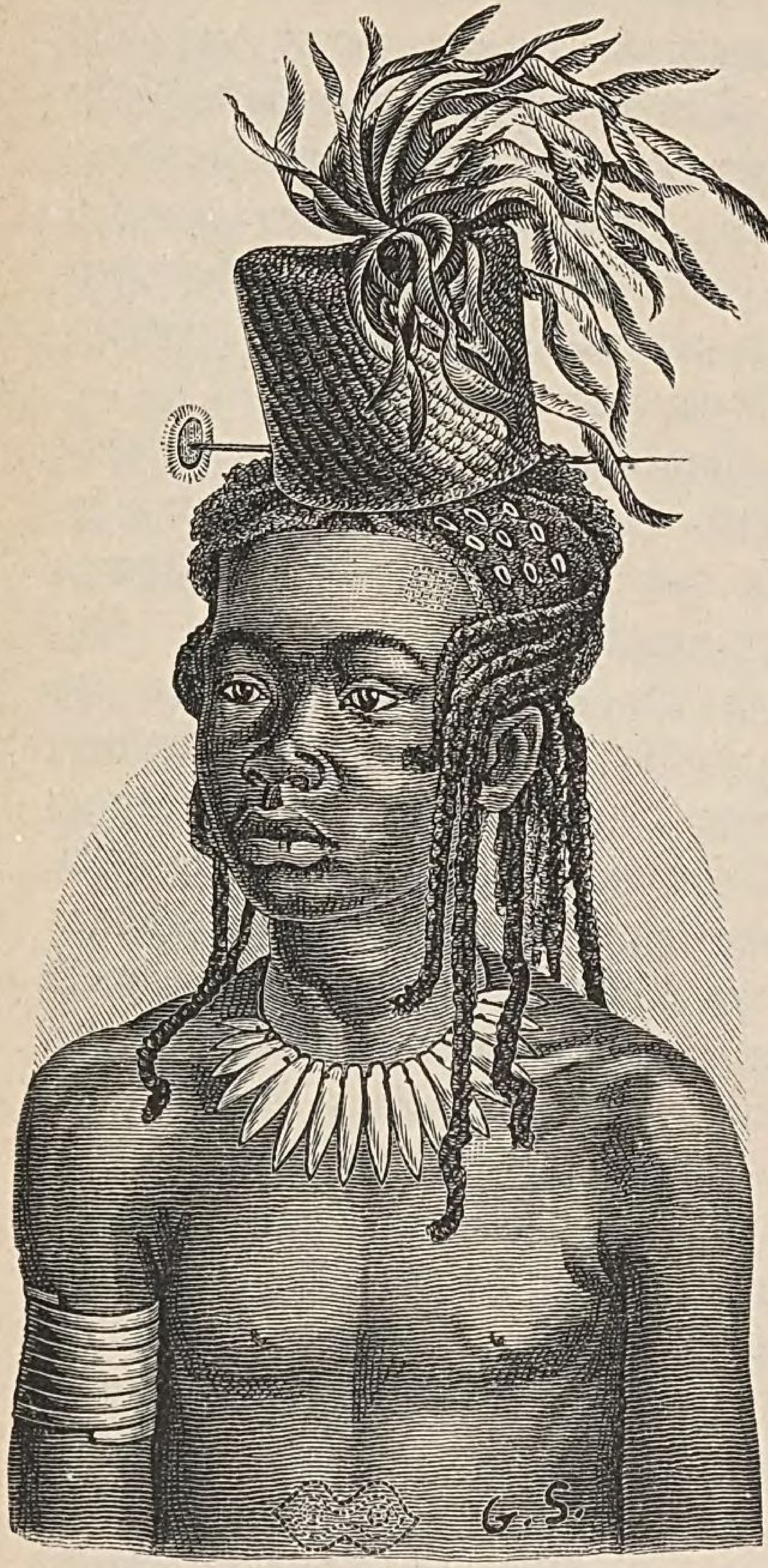
Rückte eine solche „Händlerkarawane“ aus, so ging alles nach einer hergebrachten Taktik zu. Die Fahnen wurden hervorgeholt; es waren rote Fahnen mit dem Halbmond und Stern mit blutgierigen, fanatischen Koransprüchen. Ein Lamm wurde geopfert und ein Zipfel der Fahne in das Blut des Schlachttieres getaucht; dann zog man hinaus: an der Spitze eine Abteilung Bewaffneter, dann ein langer Zug der Träger; in der Mitte die Träger mit der Munition, von einer zweiten Abteilung der Soldaten begleitet; ihnen folgten wieder Träger; dann Weiber und Sklavinnen, während ein drittes Fähnlein Soldaten den Nachtrab bildete.

Auf den zentralafrikanischen Pfaden ziehen die Kolonnen im Gänsemarsch und da kann man sich leicht die Länge eines Zuges vorstellen, der aus 1000 und mehr Köpfen besteht. Es mußten daher auch die Flanken des Zuges gesichert werden und dies besorgten die Basinger, indem sie unabhängig vom Zuge bald an der Tête der Karawane, bald zur Rechten und Linken derselben das Terrain aufklärten.

Selbst wenn man nicht plündern, sondern wirklich Handel treiben wollte, war Vorsicht am Platze. Die ergiebigsten Elfenbeinmärkte lagen an den Grenzen der unterworfenen Gebiete, in den Dörfern von Häuptlingen, die noch selbständig waren. Dorthin drangen die Händler, bevor noch irgend ein Entdeckungsreisender die Gebiete besucht hatte. Dort war der Elfenbeinhandel von den Herr-

schern des Landes monopolisiert und die Nubier mußten dieselben aufsuchen. So schoben sie ihre Etappen stets weiter nach Süden vorwärts.

Mohammed Abd-ul-Sammat, an dessen Zügen Schweinfurth teilnahm, eröffnete sich auf diese Weise das Land der Niam-Niam und knüpfte 1867 Handelsbeziehungen mit dem Monbuttukönig Munsa an. Er brachte ihm alljährlich Kupfer und tauschte dafür Elfenbein ein. Der Weg zu der fernen Residenz war keineswegs sicher und die Karawanen oft den Angriffen der wilden Stämme ausgesetzt; man mußte ja durch die Gebiete der Menschenfresser ziehen. Der Neger ist zwar nicht so tapfer wie der Indianer Nordamerikas, aber oft genug war er imstande, den Nubiern schwere Verluste beizubringen. Eine Karawane der Chartumer wurde einmal im Niam-Niamlande von den Eingeborenen überfallen. Die Träger ließen ihr Elfenbein im Stiche, die Soldaten errichteten einen Dornverhau, hinter dem sie dem Ansturm der Feinde Widerstand leisteten. Die Belagerung dauerte mehrere Tage, bis den Negern der Vorrat an Wurfgeschossen ausging, und



Ein junger Niam-Niamneger.

die Zahl derselben war so groß, daß die Asaker ihre Lagerfeuer von den Schäften der in den Dornverhau geschleuderten Speere unterhielten und die Träger ganze Bündel von gesammelten Spitzen in die Seriba heimbrachten. — Die Führer der Handelskarawanen führten kein beneidenswertes Dasein; sie mußten auch vor ihren Negersoldaten auf der Hut sein, die den Einflüsterungen der Meuterei nicht unzugänglich waren, und so wurde auch der oben erwähnte Abd-ul-Sammat von seinen aufrührerischen Niam-Niamsoldaten im Jahre 1874 ermordet. Und aus solchen Raub- und Rachezügen setzt sich die Geschichte des Elfenbeinhandels im Sudan zusammen.

Aber man würde irren, wenn man die nubischen Söldner für tapfere, verwegene Räuber halten wollte, wie etwa die Banditen Italiens. Weit gefehlt! Als eines Tages die Niam-Niam in Besitz von Feuerwaffen gelangten und einige Asaker von Kugeln durchbohrt fielen, da erklärten die Soldaten offen, sie seien für den oberen Nil als Söldner gedungen, um gegen Wilde zu kämpfen, das heißt gegen Pfeile und Lanzen standzuhalten, zum Kampfe gegen Flintenkugeln, gegen Blei seien sie nicht gedungen und davon stände nichts in ihrem Kontrakte!

Von den Arabern in Ostafrika, die ja auch Sklavenjäger schlimmster Sorte sind, wurde berichtet, daß sie in Distrikten, in denen sie sich dauernd niederließen, doch gewissermaßen als Kulturträger erschienen. In ihren Ansiedelungen in Udschidschi und Nyangwe bemerkte man wenigstens Anfänge von Obstgärten und bestellte Reisfelder. Die Nubier haben sich niemals selbst zu diesen bescheidenen Versuchen aufgerafft.

Besuchen wir eine ihrer Seriben. Auf einem freien Platze erblicken wir ein mit Palissaden befestigtes Dorf, welches etwa 200 Schritte im Geviert umfaßt. Der Raum ist mit Hütten vollgepfropft, und diese sind nur von Bambus und Stroh gebaut; das Kegeldach ruht auf einem korbartigen Geflecht von Bambus, welches innen mit Thonerde verschmiert wird, die man den steinharten Termitenbauten entlehnt. Das Wohnen in einem solchen Tokul ist nicht gerade angenehm; denn viele andere Geschöpfe ergreifen

von ihm neben dem Menschen Besitz. Große Pillenwespen bauen in der Kegelwölbung des Daches ihre Nester; Ratten erscheinen in beträchtlichen, alle Vorräte bedrohenden Mengen; mitunter stellen sich die alles Nagbare vernichtenden Termiten ein und unablässig arbeiten die Bohrwürmer in den Bambusstäben, die das Gebälk der Hütte bilden; ein feiner Holzstaub fällt beständig von den Wänden und bedeckt die Sachen fingerdick. Den innerafrikanischen Hütten ist auch nur eine äußerst kurze Lebensdauer zugemessen, nach ein paar Jahren höchstens sind sie derart zernagt, daß sie zusammenfallen und der Mensch sich ein neues Haus bauen muß. Die Zwingburgen der Sklavenhändler im Sudan werden darum keine Ruinen bilden, welche späteren Geschlechtern von den Thaten der Räuber berichten könnten. Die Natur triumphiert hier rasch über die Werke der Menschenhand. So stieß Schweinfurth auf seinen Wanderungen auf eine seit Jahren verlassene Seriba. „Das überraschendste Bild bot sich hier den Blicken dar, nachdem man Grasdickichte von unbeschreiblicher Ueppigkeit durchdrungen hatte, darunter wildaufgeschossenes Sorghum, dessen Halme die erstaunliche Länge von 22 Fuß ergaben, unstreitig das größte Getreide der Welt. Diese erstaunliche Vegetationsfülle schien durch die jahrelang aufgehäuften Abfälle von düngenden Substanzen hervorgerufen. Das Pfahlwerk der Seriba, zum Teil noch erhalten, überragte in kaum noch wahrnehmbaren Dimensionen die Massen des Hochgrases und dichte Gewinde von verwilderten Kürbissen, Flaschenkürbissen und Luffagurken überdeckten diese Reste zum Erdrücken. Die nackten Gestelle der zu Boden gesunkenen Kegeldächer boten wie riesige Reifröcke den wuchernden Kürbisranken einen erwünschten Anhalt dar und glichen in diesem Zustande dichten, schattigen Gartenlauben. Diese großartige Wildnis gewann etwas unheimlich Gespenstisches bei der tiefen Stille, welche hier Hunderte von verlassenen Wohnungen umgab. Keines Vogels Stimme, kein lustiges Insektengesumme war da zu vernehmen; es schien, als jauchzte, als triumphierte die Natur in ausgelassener Wildheit über den Rückzug ihrer

Schänder und Bedrücker, als laste eines Sängers Fluch über dieser Stätte des Raubes und der Gewaltthätigkeit."

So entstehen und schwinden die Seriben in kurzem Laufe der Zeit. Ist ein Gebiet ausgesaugt, der Boden in der Nähe erschöpft, so schlägt man die leichten Hütten in einer anderen Gegend auf, wo es leistungsfähigere Menschen und einen noch jungfräulichen Boden gibt.

Es gab nun im Bahr-el-Ghasalgebiet kleine und große Seriben. Diejenige von Ghattas beherbergte gegen 250 Bewaffnete und mit dem Troß der dienenden oder zum Verkauf bestimmten Sklaven und Sklavinnen mochte die Gesamteinwohnerschaft gegen 1000 Köpfe zählen; so glich das Etablissement einer kleinen Stadt und viele wohnten auch außerhalb des Palissadenzaunes, alle aber ließen sich von den in der Nähe angesiedelten Eingeborenen ernähren. Scenen, wie die von Speke geschilderte, ereigneten sich auch hier, oft verschwanden die bedrängten Bewohner mit Sack und Pack, und die kleineren Seriben hatten eigentlich nur den Zweck, Aufsichtsposten zu bilden, damit die Korn liefernden Neger nicht davonzogen.

Obwohl die Nubier Bekenner des Propheten waren, vorschriftsmäßig Gebete verrichteten und streng die Fasttage einhielten, so konnten sie sich dennoch des Branntweingenusses nicht enthalten. Wenn aus Chartum die Vorräte und darunter die Spiritusfässer eintrafen, gab es in den Seriben Festtage. Sonst aber brauten sie sich aus dem Korn ein fuselartiges, berauschendes Getränk. Während aber die gestrengen Herren sich berauschen, sind die Sklavinnen mit der harten Arbeit des Kornmahlens auf einem flachen Steine beschäftigt. Man hat ihnen die Schebba, das Halsjoch, nicht abgenommen, ein Junge ist neben der Arbeiterin als Aufseher da und hält das Joch empor, damit sie arbeiten kann. Felkin hörte einst die Sklavinnen im Sudan folgendes Lied singen:

„Schafft und mahlt flink, denn die Dschellaba sind stark,
Und arbeiten wir nicht, so schlagen sie mit Stöcken,
Und haben sie keine Stöcke, so schießen sie mit Flinten,
Schafft und mahlet aus aller Kraft!"

Wer sind nun diese Dschellabas? Die wahre Pest des Sudans. Sie sind Kleinhändler aus Dongola, die in kleinen Trupps das Land durchziehen, Pulver und Stoffe zum Verkauf anbieten und Sklaven einhandeln. Sie stellten sich wie die Raben in den Seriben ein, wo sie die schwarze Menschenware von den Soldaten einkauften. Wir werden von ihnen später noch ausführlicher berichten müssen.

Ueber den Seriben lauerte unablässig ein Feind, der alte Städtefeind des Mittelalters: das Feuer. Die Sitte der Türken, beim ersten Mondviertel die Gewehre abzuschießen, hat schon so manche Seriba vernichtet und ein solcher Brand hat auch der Wissenschaft einen schweren Schaden zugefügt. In ihm verlor Schweinfurth seine meisten Sammlungen, Tagebücher und Zeichnungen, die Frucht jahrelanger, unermüdlicher Thätigkeit. Wenn auch die Hütten leicht aufzubauen sind, so ist doch der Verlust an Waren und Vorräten oft ein empfindlicher; aber das nubische Gesindel war nie dazu zu bewegen, vorsichtiger mit dem Feuer umzugehen; eine Feuerpolizei, wie sie Emin-Pascha in seiner Provinz hatte, war dort im Bahr-el-Ghasal unbekannt.

Von der grausamen Behandlung der Sklaven auf dem Transport ist schon viel geschrieben worden. Was galt diesen Räubern ein Menschenleben? Anstatt die vielen Leiden der Unglücklichen aufzuzählen, schließen wir dieses Kapitel über die Nubier im Bahr-el-Ghasal mit einem Erlebnis Schweinfurths auf einer Barke bei seiner Heimfahrt auf dem Nil.

„Ein grauenvolles Ereignis,“ schreibt der berühmte Forscher, „wird mir die Erinnerung an diese Nacht für immer wach rufen. Eine alte Sklavin, welche bereits lange an Dysenterie gelitten, dem gewöhnlichen Uebel der Neger infolge veränderter Lebensweise, lag unten im Schiffsraum im Sterben und begann auf einmal, als bekäme sie einen Anfall von fallender Sucht, in durchdringendster Weise zu stöhnen. Ich habe nie von einem menschlichen Wesen ähnliche Töne in meinem Leben je wieder vernommen; es war erschütternd. Jene Laute, welche die Sterbende von sich



Sklaventransport im Sudan.

gab, glichen denen hungriger Hyänen, wenn sie nachts um die ausgeworfenen Aeser bei den großen Marktplätzen des Sudans umherschleichen. In tiefen, langgedehnten Zügen beginnend, stiegen die Seufzer zu den höchsten Tonarten an. In meinem von Mattenwänden begrenzten Raume am Hinterteile der Barke konnte ich nie sehen, was vorn vor sich ging, ich hüllte mich daher tiefer in die Decken, um das gräßliche Geheul nicht hören zu müssen. Dennoch drangen bald fluchende Stimmen zu meinen Ohren, ein Plätschern im Wasser und zum Schluß das apostrophierte Wort „Marafil“ (Hyäne); es war geschehen. Die grausamen Bootsleute hatten die Aermste mitten in ihrem Todeskampfe über Bord geworfen, sie wollten ihren Tod nicht erst abwarten, denn alle waren davon überzeugt, daß dieses Weib ein Hyänenweib und eine wirkliche Hexe gewesen sei, deren ferneres Verweilen an Bord uns allen Unheil gebracht haben würde.“

Dieses Nachtbild zeigt uns, wie neben der Habgier auch Aberglaube und blinder Fanatismus die Mohammedaner zu Ausschreitungen gegen die Heiden veranlaßte.

Um jene Zeit, vor zwanzig Jahren, waren von Kairo aus viele Befehle und Gesetze zur Unterdrückung des Sklavenhandels erlassen worden; auf der Hauptverkehrsstraße, dem Nil, konnten die Sklavenkarawanen angehalten werden; in den Wildnissen des Bahr-el-Ghasals und auf den Schleichwegen der Sklavenhändler waren die Gesetze wirkungslos. In Kairo war der Einfluß der Europäer gestiegen, und dem Drängen derselben nachgebend ließ der Vizekönig von Aegypten, Ismael-Pascha, mit vielem Aufwande eine Expedition ausrüsten, welche den Sklavenhandel in den Negerländern unterdrücken und die Provinzen organisieren sollte. Sir Samuel Baker, der Entdecker des Albert-Nyanza, wurde zum Leiter derselben ernannt. Er legte am Weißen Nil eine Reihe von Militärposten an, drang bis Unyoro vor, aber die von ihm erzielten Resultate waren wenig befriedigend. Die aufrührerischen Negerstämme wurden zwar gebändigt, aber die Sklaventransporte dauerten fort, indem Bakers Militärposten im Norden umgangen wurden. Das

Bahr-el-Ghasalgebiet blieb wie früher unabhängig; die Macht der Seribenbesitzer wuchs unaufhaltsam, bis sie selbst der ägyptischen Regierung trotzen konnten. Bevor wir jedoch auf diese Verwicklungen und Kämpfe mit den Sklavenhändlern eingehen, möchten wir zunächst unsre Leser mit Land und Leuten am oberen Nil vertraut machen.

Land und Leute am Obernil.

Oberhalb Chartums dehnt sich der Weiße Nil seeartig aus, und wer gerade während der Regenzeit auf ihm fährt, der kann sich auf dem Meere glauben, da das Auge kaum die niedrigen Ufer des Stromes zu erblicken vermag. Dort, wo zur Trockenzeit der dürre, sonnverbrannte Boden klaffte, schaukelt jetzt das Dampfschiff auf den Wogen, und Baumkronen steigen wie dunkle Inseln aus dem Wasser empor; in dichten Scharen haben sich auf ihnen Wasservögel niedergelassen und beleben etwas die Eintönigkeit des Stromes. Der Eindruck, den uns sein Anblick bietet, ist wohl überwältigend, aber es ist eine düstere, bedrückende Erhabenheit, vor der wir uns beugen.

Weiter im oberen Laufe ändert sich diese Scenerie; die Ufer werden felsiger und steiler, der Baumwuchs tritt häufiger auf und die Suntakazien schließen sich zu dichten Wäldern zusammen. Jenseit der Berge von Kordofan wird jedoch die Landschaft wieder eintönig, soweit das Auge reicht, dehnt sich die Steppe aus und man sieht aus dem dichten Grase die Giraffen ihre langen Hälse emporstrecken oder die Strauße dahinziehen. Eine Graswildnis rahmt den Fluß ein und scheint in denselben hinabzusteigen; denn an seinen Ufern erhebt sich eine grüne, mächtige Schilfwand, die von dem Neuling für das eigentliche Flußufer gehalten wird. Nähert man sich dieser oft gegen 2 m hohen Schilfmauer, so bemerkt man, daß die Wurzeln der Pflanzen im Wasser schwimmen und über demselben einen Filzrasen bilden; oft sieht man abgerissene Teile dieser Ufervegetation, wahre Schilfinseln, stromabwärts treiben. Je weiter nach



Am Weißen Nil.

Süden wir vorrücken, desto häufiger treten diese Inseln auf, desto breiter wird die Schilfmauer, bis endlich drei Pflanzen: das Omm-Ssuf, der Ambatsch und der klassische Papyrus den Strom beherrschen, ihm förmliche Fesseln auferlegen.

Dies geschieht namentlich zwischen der Mündung des Sobat und Bahr-el-Ghasals, wo der Nil gezwungen wird, 60 Meilen weit in östlicher Richtung zu fließen, und seine Strömung bedeutend verlangsamt erscheint. Hier stauen sich die Pflanzenmassen zu weiten Wiesen an.

Das allerverbreitetste Gras des Obernils ist die Vossia procera, welche von den Arabern Omm-Ssuf, d. h. Mutter oder Urbild der Wolle genannt wird. Die Blattscheiden desselben sind mit einer eigentümlichen Behaarung bedeckt, die sich wie Flaum loslöst und den Körper der durch dieses Gras schreitenden Leute bedeckt; nur ist dieser Flaum nicht weich, sondern aus stechenden Borsten zusammengesetzt, wie ja auch die Blätter selbst scharfrandig sind, daß sie Schnittwunden verursachen können. Wie unangenehm aber dieses

Wassergras dem Menschen ist, die Tiere, wie Rinder, Pferde und Schafe, fressen es gern.

Das zweite charakteristische Gewächs dieser Graswildnis der merkwürdige Ambatsch (Aedemone mirabilis Kotschy), bildet stellenweise ganze Forste, die bis 4 1/2 m über die Wasserfläche emporragen. Der schlanke Stamm wird am unteren Ende bis 12 cm dick und trägt dunkelgelbe schöne Schmetterlingsblüten. Seine Vegetationsperiode dauert etwa fünf Jahre und dementsprechend ist er in dem Nil und seinen Zuflüssen bald überaus häufig, bald auch seltener. Für die Uferbewohner ist er von unersetzbarem Werte; sein Holz, im Innern von Holundermark ähnlicher Beschaffenheit, ist noch leichter als Kork und wird von den Eingeborenen zum Bau von Flößen oder Kähnen benutzt. Nirgend in der Welt wird wohl eine Gondel mit leichterer Mühe hergestellt als im Schilluklande; da ist kein Baum zu fällen, keine Rinde zu schälen und keine Kuhhaut nötig, das Kanoe des Schilluk ist einfach. Er wählt eine Anzahl, ein Dutzend oder mehr schlanker Ambatschstäbe, legt sie in zwei Reihen übereinander, bindet die unteren dicken Enden und die dünnen Spitzen zusammen, festigt das Floß durch Querbänder und die leichte gar mit einer Art Bug versehene Gondel ist fertig. Sie zeichnet sich durch große Leichtigkeit aus; ein Mann kann einen Ambatschkahn, der drei Personen über Wasser zu halten vermag, ganz bequem auf dem Kopfe tragen, und mit leichtem Ruder bewegt, fliegt dieses Kanoe pfeilgeschwind über den Strom dahin. Auf ihm rudert der Schilluk in die Buchten des Stromes, um mit scharfem Speer bewaffnet den Fischen nachzustellen, auf ihm setzen Reisende über Flüsse, die noch niemals eine Brücke gesehen haben. Ohne Fehler ist freilich auch der Ambatschkahn nicht. Das Holundermark ähnliche Holz saugt Wasser auf und darum muß das Schiffchen nach dem Gebrauch in der Sonne getrocknet werden.

Die dritte Hauptpflanze dieser Wasserflora bildet endlich die Papyrusstaude. Einst wurde sie in Aegypten kultiviert; ihre Wurzeln und ihr Stengelmark lieferten ein nicht un-

willkommenes Nahrungsmittel, die Stengel selbst wurden zu verschiedenen Flechtarbeiten, vor allem aber zur Herstellung von Papier benutzt. Die klassische Pflanze ist in Aegypten längst verschwunden; erst im Sudan unter 8 bis 9° nördlicher Breite begegnet ihr der Nilreisende, und hier bilden



Gallerienwald im Lande der Monbuttu.

die bis zu 5 m hohen Stauden wahre Horste, welche die Ufer eindämmen.

Gruppenweise oder Schilfwälder bildend schieben sich diese Pflanzen vom Ufer gegen die Mitte des Stromes vor; unzählige andere schwimmende Kinder der Flora suchen zwischen ihnen Platz zu finden; da sind die Vallisnerien, die wir in unseren Aquarien halten, da sind zahllose Verwandte der Meerlinsen, die sich zwischen Ambatschstämme und Papyrushorste einschieben, allen noch freien Raum ausfüllen und die stärkeren Massen, wie mit einem Kitt, fest

zu einem Ganzen verbinden. So entsteht, durch die unzähligen Wasserwurzeln verstärkt, eine grüne Filzdecke über der Fläche des Stromes, zieht sich vom Ufer zum Ufer hin, leistet der Strömung Widerstand, so daß nur in schmalen, stets wechselnden Kanälen die Wasser des Flusses zu Tage treten. Meilenweit ziehen sich diese grünen Fluren hin; wahre Prairien des Nils. Tritt nun Hochwasser ein, so werden Teile dieser Vegetation losgerissen und treiben als schwimmende Inseln stromabwärts. An den Biegungen des Stromes häufen sich die Pflanzenmassen. Die Hochgräser, deren Wurzeln im Wasser schwimmen, sterben nicht ab, sondern schießen an der Oberfläche des Wassers empor; unten aber bilden die mehrere Centimeter starke und wie Stricke festen Wurzeln einen dichten Filz, der zuweilen das ganze Strombett ausfüllt. Dann ist die Grasbarre fertig, fest genug, daß Menschen auf ihr sicheren Fußes wandern können, selbst so stark, daß ganze Rinderherden gemächlich die Wiesen, unter denen die Fluten rauschen, abweiden. Der Strom kann diese Fesseln nur in den seltensten Fällen forträumen, er wird vielmehr gezwungen, sich in dem Steppenlande ein neues Bett zu wühlen. So sind nach wenigen Jahren Kanäle, auf denen einst Barken und Dampfer dahinziehen konnten, trockenes Land und neue Stromläufe entstehen so von Zeit zu Zeit. Jahre, die einem großen Hochwasser folgen, sind der Bildung dieser Verstopfungen am günstigsten.

Das ist das alte Schilfmeer der Bibel, das Sett der Araber, die Sümpfe der römischen Centurionen, die von so vielen Reisenden so bitter empfundene Grasbarre des Nils. Hier, an solchen Verstopfungen des Flusses machte sicher die Expedition Halt, welche Nero ausgesandt hatte, um das Haupt des Nils zu entdecken; hier bleiben noch heute Barken und Dampfschiffe stecken; wiederholt hatten die Gouverneure des Sudans diese Verstopfungen beseitigt und nach wenigen Jahren schloß sich wieder die Decke über dem Strom.

Qualvolle Tage warten der Reisenden, wenn das Schiff in diese Graswildnisse bei der Ausbreitung des Stromes,

welcher der See No genannt wird, gerät. Vom Verdeck aus scheint er 100 Ellen bis eine englische Meile breit, doch oben vom Mast aus sieht man ein Grasmeer zu beiden Seiten des Kanals und erkennt, daß die wirklichen Ufer 4, 8, sogar 12 Meilen voneinander liegen. Unter der Grasdecke fließt das Wasser ruhig dahin und ersetzt, was dem Fluß in Sand und Sonnenglut des eigentlichen Aegypten verloren geht. Aber der dichte Wald von Gras, Ambatsch, Papyrus und anderen Wasserpflanzen, von denen, wie z. B. von den Wasserlilien, sich die Nuërs nähren, wird dem Reisenden bald verhaßt. „In einer solchen Sackgasse,“ schreibt Felkin, „blieb auf der Reise nach Uganda mein Boot 41 Tage lang eingeschlossen, und wir verlebten eine trostlose Zeit, die jeder Beschreibung spottet; von den 24 Stunden des Tages brachten wir 16 unter den Moskitonetzen zu und litten furchtbar von Mangel und Krankheit. Und als wir endlich aus unserem Gefängnis befreit wurden, wußten wir, daß an einem solchen Orte Nichtsein besser ist als Sein. Die traurige Stille und die schwüle, feuchte Luft mit den zahllosen summenden Insekten ist beinahe unerträglich.“

Verlassen wir hier den Nil, an der Stelle, wo der Gazellenfluß in denselben mündet, und suchen wir das interessante Gebiet dieses Stromes und seiner Zuflüsse kennen zu lernen. Anfangs ist das Gebiet durchaus nicht anziehend. Das Terrain wechselt entschieden weniger als in den einförmigsten Gegenden Deutschlands. Es gibt Wald und Steppe, niedergrasige Wiesen und Buschwaldungen, Aecker und Waldlichtungen, Sumpfwiesen und Regenteiche, nackte Felsflächen und etliche Felsgehänge. Am wenigsten trifft man Sandstellen an und diese fast nur in den trocken gelegenen Flußbetten. Werfen wir einen Blick auf die Karte jenes Gebietes, so überrascht uns der dort verzeichnete Reichtum an Flüssen, und doch herrscht hier an Stellen, die etwas weiter von den Wasserläufen entfernt sind, entschiedener Wassermangel. Der durchlässige Raseneisenstein, der hier die Hauptmasse des Bodens bildet, hält die Feuchtigkeit

nicht zurück, sondern läßt sie rasch in die Tiefe versickern. Darum dehnen sich hier Steppen und lichte Buschwaldungen aus; erst wo das Land gegen das große zentralafrikanische Plateau ansteigt und sich zu der Wasserscheide vom Nil und Kongo erhebt, wird der Boden fruchtbarer und für den Ackerbau günstiger. In dieser trifft der Reisende die ersten Spuren eines tropischen Urwaldes. Er bedeckt jedoch keineswegs große Landstrecken, so daß man durch denselben wochen- oder gar monatelang marschieren könnte; im Gegenteil ist seine Verbreitung eine ziemlich beschränkte. Der Tropenwald entfaltet sich nur dort in seiner vollen Majestät, wo der Boden zu allen Zeiten des Jahres genügende Wassermengen enthält. Da es nun in diesem Striche Afrikas eine regenlose Trockenzeit gibt, so ist diese Bedingung nur an niemals versiegenden Wasserläufen, Flüssen oder Bächen vorhanden. In den Schluchten, die sie durchfließen, ist der Boden in der That wie ein Schwamm mit Wasser gefüllt und auf ihm gedeiht nun die üppigste Vegetation. Diese Tropenwälder ziehen sich zu beiden Seiten des Gewässers hin; oft liegen sie so tief in den Schluchten, daß man aus der Ferne nur ihre Baumkronen erblickt. Wegen ihrer Schmalheit, die oft nur 100 m oder auch weniger beträgt, wurden sie von dem italienischen Forscher Piaggia zum erstenmal „Galerienwälder" benannt, eine Bezeichnung, welche, auf Anregung von Schweinfurth, sich in der wissenschaftlichen Sprache eingebürgert hat.

Bäume mit gewaltigem Stamm und von einer Höhe, die alles bisher in dem Gebiete der Nilflora Gesehene, die Palmen Aegyptens nicht ausgeschlossen, weit in den Schatten stellen, bilden hier dichtgedrängte, lückenlose Reihen, in deren Schutze sich minder imposante Gestalten im wirrsten Gemenge stufenweis abgliedern. Im Innern dieser Uferwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, in ewig tiefen Schatten gehüllt und von aufeinandergelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt. Von außen betrachtet erscheinen sie wie eine undurchdringliche Wand des dichtesten Blattwerks, im Innern dagegen eröffnen sie

überall Laubengänge unter den Säulenhallen, voll murmelnder Quellen und Wasseradern.

Die durchschnittliche Höhe des obersten Laubdaches beträgt 80—100 Fuß und scheint nirgends unter 70 Fuß herabzusinken; allein oft gewährt eine solche Galerie von außen gesehen lange nicht den imposanten Anblick, den man aus der Tiefe der Sohle des Bachs genießt, da an vielen Stellen die Einsenkung des letztern, welche den Galerien- und Tunnelcharakter vollständig macht, kaum die Hälfte des Waldes über die Steppenfläche hervorragen läßt; viele Galerien sind ganz und gar in dieselbe versenkt.

Die Aeste der hohen Bäume sind mit dichten Lianenmassen untereinander verkettet. Selbst die Farne ergreifen oben von Aesten und Zweigen Besitz und 50—60 Fuß hoch fand Schweinfurth auf den Aesten die seltsamste Farngestalt, „das Elefantenohr“ (Platycerium elephantotis), dessen Blätter den Elefantenohren täuschend ähnlich sehen. Von dieser Höhe lassen auch allerlei Flechten ihre Bärte ellenlang herabwallen. Von unten aber rankt der wilde Pfeffer an den Stämmen empor; abgestorbene Bäume, die noch stehen geblieben sind, werden von anderen Schlingpflanzen überwuchert, die wie Festons von den Spitzen herabhängen und haushohe Lauben bilden, in deren Innerem ein beständiges Dunkel herrscht.

Sparrig verzweigte, mit riesigem Laub bedeckte Sträucher bilden das dichte Unterholz, welches noch in allen seinen Lücken von fast undurchdringlichen Staudenmassen ausgefüllt wird. Da erstrecken sich wie feste Palissadenreihen die 15 bis 20 Fuß hohen Dschungel des Amonum und üppige Farne, deren Blätter mitunter 12—15 Fuß lang werden.

„So mochte,“ schließt Schweinfurth seine lebendige Schilderung der Galeriewälder, „das Auge hinschweifen nach allen Richtungen, es stieß überall nur auf lückenloses, undurchdringliches Grün. Da, wo schmale Pfade sich teils durch, teils unter die verworrenen Stauden und Strauchmassen winden, um eine Thalwand zu ersteigen, bilden bloßgelegte Baumwurzeln die Stufen, welche das lockere Erdreich

zusammenhalten. Modernde Stämme, in dichte Moospelze gehüllt, hindern bei jedem Tritt das gemächliche Fortschreiten in diesem Gewoge massigen Grüns. Die Luft, die man einatmet, ist nicht mehr die der sonnenhellen Steppe, nicht die der luftig kühlen Buschlauben von draußen, sie haucht die Treibhausatmosphäre unserer Palmen- und Orchideenhäuser, und bei einer Temperatur von + 20 bis + 25 ° R. herrscht eine beständig dumpfe Feuchtigkeit der Luft, von dem Hauche des Laubes selbst erzeugt, dem zu entweichen man nicht vermag."

Diese Wälder sind die Heimat des Schimpansen, der hoch oben in den Baumkronen haust; dort oben erblickt man aber auch Wohnungen anderer, wenn auch winziger Geschöpfe: die tonnengroßen Bauten der Waldameisen, an Gestalt und Größe Weinfässern nicht unähnlich, mühsam zusammengetragen aus Tausenden und Abertausenden von Blättern, welche, mittels einer thonigen Vermengung ihres Schleims untereinander verkittet, die stärksten Aeste der Bäume als Achse benutzen und in schwindelnder Höhe angebracht scheinen. In den meisten Gebieten Innerafrikas ist die Bildung der Galerienwälder zu beobachten; zieht ein Reisender auf einem Strom, so begleitet ihn beständig dieser düstere Urwald und er gewinnt anfangs die Ueberzeugung, daß er ein unermeßliches Urwaldgebiet durchschreitet. Unternimmt er jedoch Exkursionen in den Wald abseits von den Flußläufen, so erreicht er bald die Grenze des Urwaldes, und vor seinen Augen erstreckt sich das für Afrika charakteristische Landschaftsbild: eine parkartige, dünn mit Bäumen und Büschen bestandene Grasfläche, die Parksavanne oder auch die Grassavanne selbst. Diese Galerienwälder haben schon manchen Reisenden getäuscht und Afrika waldreicher erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist.

In einem anderen Bande dieser Bibliothek werden wir auf die Natur der afrikanischen Savannen näher eingehen. Hier möchten wir noch der Steppe des ägyptischen Sudans einige Beachtung schenken.

Die Steppe ist wie die Wüste ein Kind des Klimas.

Sie würde zur Wüste werden, wenn nicht der tropische Sommer aus einer Reihe von Regen- und Gewittertagen bestände. Die Winterzeit jener Gebiete zeichnet sich durch Hitze und Dürre aus. „Der Herbst beschränkt sich," schreibt A. E. Brehm, „auf einige Tage. Er bewirkt kein Verwelken und Absterben der Blätter, kein Erglühen in Gelb und Rot, wie bei uns zu Lande, sondern übt durch glühende Winde eine so vernichtende Gewalt, daß jene vertrocknen wie gemähtes Gras im Strahl der Sonne und teils noch grün zu Boden fallen, teils am Stiele zerstieben, daß die Bäume mit sehr wenigen Ausnahmen binnen kürzester Frist ihr winterliches Aussehen erhalten. Ueber den vor wenigen Tagen noch im Winde wogenden, mit hohem Grase bewachsenen Flächen wirbelt jetzt Staub auf, in den teilweise oder gänzlich trocken gelegten Flußläufen und Wasserbecken klafft der Boden in tiefen Spalten. Alles Angenehme schwindet, alles Unangenehme tritt bedrohlich hervor: Blätter und Blüten, Vögel und Schmetterlinge welken, wandern und sterben; aber Dornen, Stacheln und Kletten bleiben zurück; Schlangen, Skorpione und Taranteln feiern die Hochzeit ihres Lebens. Unsägliche Glut bei Tage, unerträgliche Schwüle bei Nacht, sind die Leiden dieser Tage, und gegen das eine wie das andere gibt es kein Mittel der Abwehr."

Gegen das Ende der Trockenzeit werden die dürren Grasbestände abgebrannt und dann sieht die Landschaft noch öder aus. Man hat in neuester Zeit vielfach auf die Gefahrlosigkeit der Savannenbrände hingewiesen; aber dies dürfte nicht immer und nicht überall der Fall sein. Es kommt eben auf die Beschaffenheit des Grases an. Dr. Junker schildert einen Steppenbrand in Makaraka. Auf dem Marsch zu Schech Azigo traf er zum erstenmal in diesem ganzen Gebiet hochragenden Bambus, der in den Niederungen wächst und dessen häufig zerknickte Stengel dem Vorwärtskommen beständig Hindernisse in den Weg setzen. Hochaufgeschossenes Gras und Rohr wird gleichfalls höchst lästig. „Im Süden und Westen," schreibt der Reisende, „beschränkten einige Hügelreihen die Fernsicht, während zu Nord sich der Aus-

blick auf das Gebirgsland öffnete. Bei unserer Ankunft wirbelten in den Niederungen zu Nord gewaltige Rauchwolken gegen den Himmel. Ich wurde Zeuge eines großartigen, Schauder und Beängstigung erregenden Naturschauspiels, eines Gras- und Waldbrandes, wenn man die undurchdringlichen Bambushorste als Wald bezeichnen kann. Schluchten, Thäler und Höhen der hügeligen Gegend sind mit mannshohem Gras und Rohrdickichten bedeckt, die unter dem senkrechten Strahl der tropischen Sonne gedörrt, reichliche Nahrung dem alles zerstörenden Feuer bieten. Auf weite Entfernungen hörte man das eigentümliche hohle Sausen der vorwärtsstürmenden Lohe, das Prasseln und Knistern der hochaufwirbelnden Feuergarben, die sich mit beängstigender Eile unseren Hütten näherten. Die in den nördlichen Ortschaften wohnenden Neger verloren bei dem Bergen der frisch eingeernteten Durra vor dem mit gänzlichem Ruin drohenden fürchterlichen Element mehrere Leute, die dem Erstickungs- und Feuertod anheimfielen. Als für uns die Gefahr nahe lag, vom Feuer eingeschlossen zu werden, wurde noch zu rechter Zeit das Gras in der nächsten Nähe unserer Hütten immer wieder von Strecke zu Strecke angezündet und abgebrannt und so ein Gürtel gezogen, der uns das Feuer fern hielt. Bis zum Abend war rundum alles abgebrannt. In der Nacht erhellte das glänzende Feuermeer in der Ferne Bergabhänge, Niederungen und Schluchten."

Beim Eintritt der Regenzeit erwacht das Leben mit überraschender Schnelligkeit. Das erste Gewitter erweckt durch das belebende Naß alle noch schlummernden Keime. Ein zweites Gewitter sprengt die Blattknospen aller einem Wechsel unterworfenen Bäume und entlockt dem Boden sprossende Gräser, ein dritter Regenguß ruft Blüten und Blumen hervor und kleidet das ganze Gelände in saftiges Grün.

Vom April bis September, je nach der Lage der Länder, bald etwas kürzer, bald länger währt die Regenzeit und an manchen Stellen erreichen während derselben die Tropengräser die bedeutende Höhe von fünf und mehr Meter. In der ersten Zeit des Frühlings gleicht die Steppe grünen-

den Matten und ist von herrlichen Blüten verschiedener Zwiebelgewächse geschmückt, dann nimmt sie das Aussehen wogender Getreidefelder an, bis wieder der kurze Herbst kommt und der Kreislauf der Vegetation geschlossen ist.

Durch die Graswildnisse führen die engen Fußpfade der Eingeborenen, durch diese selbst kann man nur mit vieler Mühe durchdringen; die starken Halme leisten starken Widerstand, der Tau, der von ihnen fällt, durchnäßt den Wanderer wie ein triefender Regen, und außerdem birgt die Steppe Pflanzen, die sich noch weit furchtbarer erweisen als die Dornen der Mimosen. „Auf dem Boden wuchert die ‚Tarba', deren Samenkapseln so scharf sind, daß sie die Sohle leichter Reitstiefel durchschneiden; über ihr erhebt sich der ‚Essek', dessen Kletten sich in alle Kleiderstoffe fast unlösbar einfilzen; noch etwas höher strebt der ‚Askanit' empor, unter den drei genannten die furchtbarste Pflanze, weil seine feinen Stacheln bei der geringsten Berührung sich lösen, durch alle Kleiderstoffe dringend in die Haut bohren und hier Eiterbeulen verursachen, welche zwar an und für sich klein sind, ihrer außerordentlichen Menge halber jedoch überaus lästig werden."



Krieger und Mädchen der Schilluk.

Diese Verschiedenartigkeit des Bodens zwingt auch die Eingeborenen, die hier wohnen, zu verschiedenartiger Lebensweise; in den Steppenniederungen sehen wir vor allem Hirtenvölker, an den fruchtbareren Flußgeländen oder auf dem feuchteren Hochplateau haben sich Ackerbauern nieder=

gelassen. Alle diese Stämme, die in dem oberen Nilgebiete wohnen, bilden eine Kette echter dunkelfarbiger Negervölker, die im Osten von den Abessiniern, im Südwesten von den helleren Sandeh begrenzt werden. Am weitesten nach Norden sind die Schilluk vorgeschoben.

Wir haben sie bereits als Fischer auf ihren leichten Ambatschkähnen kennen gelernt. Ihr Aeußeres ist nicht besonders anziehend; denn sie tragen eine besondere Bekleidung, einen Firnisüberzug aus Asche und Kuhdünger, der zwar gegen die Insektenstiche schützt, die Nase eines Europäers aber nicht angenehm berührt. Namentlich die „Vornehmen", die reichen Schilluks können mit der Beimengung des Kuhdüngers Luxus treiben, ihr Ueberzug sieht darum rötlich aus und an dieser Farbe unterscheidet man auch den Höhergestellten von dem Plebejer, der in grauer Holzasche einherwandert. Die Männer gehen in adamitischem Kostüm, Frauen und Mädchen tragen einen aus Kalbfell hergestellten Schurz, der von der Hüfte bis über die Kniee reicht.

Das Schillukland am linken Nilufer oberhalb der Mündung des Bahr-el-Ghasal galt bis in die neueste Zeit als das stärkstbevölkerte Gebiet Nordafrikas. Eine im Jahre 1871 vorgenommene Zählung der Schillukdörfer auf einem Territorium von etwa 2000 geographischen Quadratmeilen ergab die Zahl von 3000, woraus auf eine Gesamtbevölkerung von etwa 1200000 Köpfen geschlossen wurde. Das Schillukland bietet auch sehr günstige Ernährungsbedingungen; am Nilufer bebaubares Land, das sich leicht bewässern läßt; im Westen die Steppe, auf der die Herden von Rindern, Schafen und Ziegen gedeihen, im Osten Wälder, in denen man jagen kann, und der Fluß selbst bot reiche Gelegenheit zum Fischfang und spendete auch die für den Negermagen willkommenen Flußpferde. Die Schilluk aber wollten ihren Ueberfluß nicht mit den neuen Ankömmlingen vom Norden teilen; sie gerieten mit den Händlern in blutige Händel und da sie kriegerisch waren, so gelang es ihnen, die Handelsbarken, welche den Nil aufwärts zogen, zu überrumpeln und zu vernichten; da wurden sie förmlich als vogelfrei erklärt;

denn, so schrieb man vor gar nicht langer Zeit, „erstens sind sie Heiden, zweitens vergelten sie die ihnen angethane Unbill manchmal durch Ueberfall eines Bootes und drittens (und hauptsächlich) sind ihre zahlreichen Rinder ein höchst wünschenswerter Erwerb.“ Selbst als die ägyptische Regierung geordnetere Verhältnisse schaffen wollte und von den Schilluks nur eine geringe Abgabe an Rindern und Korn verlangte, zogen es diese vor, das Rind für sich zu behalten



Dinka-Murach.

und wurden nicht eher „vernünftig“, bis ihnen die Granaten und Raketen auf den Pelz brannten.

Nachbarn der Schilluk sind die Dinka am Bahr-el-Ghasal. Unter allen Negerstämmen am oberen Nil sind sie sicher die bedeutendsten. Ihrer schlanken, hochgewachsenen Gestalt wegen wurden sie seit jeher gern zu Grenadieren für die Negerregimenter Aegyptens gepreßt, und trotz aller Bedrängungen haben sie ihren trotzigen Sinn nicht abgelegt; niemals gänzlich bezwungen, griffen sie noch während des Mahdikrieges durch ihren Aufstand verhängnisvoll in die Geschicke der ägyptischen Sudanprovinzen ein.

Die Dinka haben mit den Schilluk manche Charakter-

züge gemeinsam; auch bei ihnen bilden Asche und Kuhdünger beliebte Bedeckungsmittel, auch bei ihnen gehen die Männer nackt, während die Frauen Lendenschürzen aus Fellen tragen. Der Schmuck der letzteren ist echt spartanisch. Sie tragen an Armen und Beinen eine Unmasse von eisernen Ringen, Ketten und Platten; ein Gerassel und Geklirr kündigt schon aus der Ferne das Nahen einer solchen vornehmen Dinkadame an, bei der das Gewicht dieser Schmucksachen mitunter einen halben Zentner beträgt. Die Sitte, die beiden unteren mittleren Schneidezähne auszubrechen, ist allgemein verbreitet, und dies gewährt einen häßlichen Anblick, da mit der Zeit, namentlich bei alten Leuten die oberen Zähne schief zum Munde heraussehen, so daß dieselben von den Nubiern den Beinamen „Vater Raffzahn" erhalten haben.

Die Dinka treiben wohl auch Ackerbau, in der Hauptsache aber sind sie ein Hirtenvolk. Vor allem halten sie Rinder der kleinen Zeburasse und es gibt dort Murachs oder Viehparke, in denen Herden bis zu 3000 Stück vereint werden. Das Rindvieh ist aber von sehr geringer Rasse; selbst die beste Kuh gibt dort nicht so viel Milch wie bei uns eine mittelmäßige Ziege. Die Rinder sind klein und zumeist auch mager. Die Degeneration derselben ist wohl auf den Mangel einer Kreuzung mit anderen Rassen, sowie auf den Umstand zurückzuführen, daß dem Vieh niemals Salz verabreicht wird.

Höchst eigenartig ist das Verhalten der Dinka zu ihren Herden. Dieselben werden geradezu verehrt. Jeder ist stolz, Kühe zu besitzen; aber von einer richtigen Ausnutzung der Herden wie bei anderen Nomadenvölkern ist hier keine Rede. Niemals wird von dem Besitzer ein Rind geschlachtet. Es werden nur verunglückte oder gefallene Stücke verzehrt, denn der Neger ist doch zu praktisch, um sie unverwertet liegen zu lassen; aber zu einem solchen Festmahle versammeln sich nur Freunde und gute Nachbarn, der Besitzer selber rührt das Fleisch seines Rindes nicht an, im Gegenteil, er geht tagelang wegen des Unglücks betrübt einher, als ob er ein teures Familienglied verloren hätte. Man kann sich denken, welche

Gefühle die Viehrazzien der Nubier bei diesem Volke wachrufen mußten.

Es gibt auch unter den Dinka wie überall Reiche und Arme, die kein eigenes Vieh besitzen, sondern nur Viehknechte der Herren sind. Die Herren und Häuptlinge selbst haben sich jedoch trotz der ihnen gemeinsam drohenden Gefahr zu dem Gefühl einer nationalen Zusammengehörigkeit nicht aufschwingen können und führen Kriege miteinander, was natürlich die Widerstandsfähigkeit und den Wohlstand des Volkes untergräbt.

Die Verehrung, welche von den Dinka dem Rinde gezollt wird, scheint nach Indien zu deuten, und auch in den wenigen Sagen derselben sind solche Beziehungen zu außerafrikanischen Mythen zu erkennen. In einer derselben heißt es, daß einst ein seliger Zustand gewesen ist, in welchem die guten Menschen an einem von Gott herabgelassenen Seile in den Himmel steigen konnten. Später biß ein blaues Vöglein den Strick ab. Ein Liedchen der Dinka schildert den Dendid (Gott) als Schöpfer und lautet nach Kaufmanns Mitteilung:

„Am Tage, als Gott alle Dinge schuf,
Schuf er die Sonne,
Und die Sonne geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er den Mond,
Und der Mond geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er die Sterne,
Und die Sterne gehen auf und unter und kehren wieder;
Schuf er den Menschen,
Und der Mensch kommt hervor, geht in die Erde und kehrt nicht wieder."

Die Dinka wurden von den Niamniam „Leute mit Stöcken" genannt, weil sie stockartige Keulen neben Speer und Schild als Waffen benutzen. Wer aber mit ihnen kämpfen mußte, der weiß, daß sie unter den Negern keineswegs die schlechtesten Krieger sind, im Gegenteil sich durch Wildheit, selbst Grausamkeit auszeichnen. Sie sind unerbittlich und kennen keinen Pardon. Und doch weiß Schwein-

furth sie in Schutz zu nehmen und von besseren Zügen ihres Charakters zu berichten.

Schwerverwundet hatte sich ein Bongo auf einem Raubzuge, den die Nubier, um sich mit Vieh zu versorgen, gegen die Dinka ausführten, bei einem Hause niedergelegt, da schützte ihn der Eigentümer vor seinen Verfolgern, die sich wohlberechtigt glaubten, an dem Mordbrenner im Gefolge der Türken Rache zu nehmen. Bis zu seiner gänzlichen Genesung pflegte er ihn nun in seiner Behausung, ja noch mehr, er gab ihm das Geleit bis an die Grenze des Gebietes und bis er ihn auf sicherem Grund und Boden und unter Landsleuten wußte.

Zwischen den Schilluk und Dinka wohnt noch ein dritter, nunmehr stark gelichteter Hirtenstamm, die Nuër, die im großen und ganzen den Nachbarn gleichen. Die drei Stämme sind schon von Heuglin als „Sumpfmenschen" bezeichnet worden, da sie dürre langschüssige Gliedmaßen und einen ebenso verlängerten dürren Hals haben.

„Als Menschen," sagt Heuglin, „machen sie den Eindruck der Flamingos, als Vögel, im Vergleich zu ihren anderen geflügelten Verwandten."

„Ihr gemessener langer Schritt im hohen Schilf ist dem des Storches zu vergleichen," ergänzt Schweinfurth dieses Bild.

Weiter südwärts am Nil, etwa zwischen 6 und 3½° nördlicher Breite, finden wir die Wohnsitze der Bari, eines leidenschaftlichen Hirtenvolks, das begabter ist als seine Nachbarn, aber trotz vieler Mühe der Missionare sich zum Christentum nicht bekehren läßt, vielmehr unter den Augen derselben seinen Häuptling und Regenzauberer Nigila 1859 ermordete, weil er keinen Regen heraufbeschwor und eine Hungersnot nicht abzuwenden vermochte.

An diese schließen sich zwei andere Ackerbau treibende, friedliche Stämme, die Schuli und die Madi, welche sich den neuen Verhältnissen, die von der ägyptischen Regierung geschaffen wurden, am leichtesten anbequemten.

An den Grenzen der ehemaligen ägyptischen Provinzen in unmittelbarer Nachbarschaft von Uganda und Unyoro,

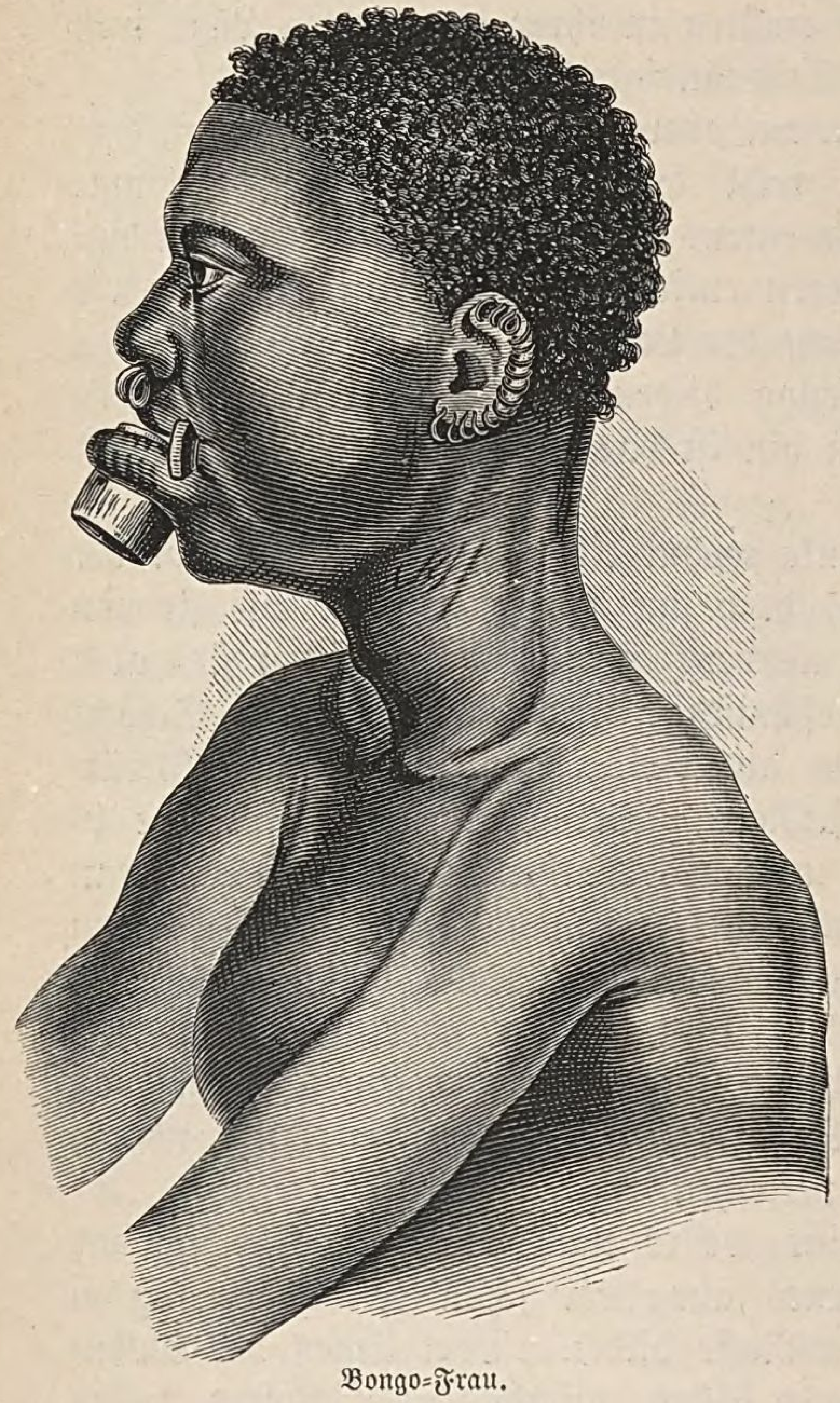
tritt uns wieder ein tapferer und kriegerischer Stamm, die Lango, entgegen. Sie mußten sich seit jeher ihrer Haut wehren; denn die Räuberbanden der „Könige" der erwähnten Länder hatten es auf die Rinder der Lango ganz besonders abgesehen, aber sie wußten in ihrer exponierten Lage trotz aller Angriffe ihre Selbständigkeit zu bewahren.

Die Völkerkarte am oberen Nil erscheint schon nach dem bisher Mitgeteilten recht bunt. Die Zahl der Stämme wächst aber noch bedeutend, wenn wir uns von den unmittelbaren Uferländern entfernen. Im Osten begegnen wir in einem Gebirgslande den Lattuka und den Obbo, die einen kräftigen Menschenschlag bilden und in befestigten Dörfern leben. Nach Westen hin ist das Völkergemisch nicht minder wechselreich.

Neben den Dinka wohnt ein versprengter Stamm der Schilluk, die Djur, d. h. die Buschmenschen, wie sie von den Dinka genannt werden. Diese Buschmenschen sind aber in Wirklichkeit Waldschmiede, welche aus der Erde Schacht Eisen gewinnen und aus diesem Lanzenspitzen und Geräte zur Feldarbeit verfertigen. Der Wert des Eisens ist in Afrika höher als bei uns; Schweinfurth meint, daß es, wenn wir unsere Verhältnisse als Maßstab benutzen wollen, dem Kupfer an Wert gleichkommt, während dieses den Wert des Silbers hat. Die Djur treiben aber außerdem noch Ackerbau, halten Ziegen und vor allem eine Unmasse von Hühnern, die den Weilern dieses gutmütigen Völkchens ein idyllisches Ansehen verleihen.

Hinter den Djur weiter nach Südwest dehnt sich das Gebiet eines Stammes aus, der schon den Uebergang zu der heller gefärbten Rasse bildet. Dort liegen die Wohnsitze der Bongo, eines stillen, ackerbauenden Volkes, dessen Söhne weit über alle Länder verstreut sind, in denen der Glaube Mohammeds herrscht und der Sklavenhandel blüht. Einst waren in diesem Lande weite Strecken Boden bebaut und die Dörfer der Bongo zahlreich an Hütten, mit Palissaden umgeben. Da kamen die Nubier ins Land. Die Schilluk hatten sich feindlich erwiesen, mit den trotzigen

Dinka waren harte Kämpfe auszufechten, der ruhige Bongo war fügsamer. Unter der Bevölkerung herrschte bei der Ankunft der ersten Elfenbeinhändler eine echt afrikanische Anarchie, jedes Dorf hatte seinen eigenen Häuptling; zu einem gemeinsamen Widerstande wußten sich die Bongo nicht aufzuraffen und so wurden sie zur Beute jener Räuber, deren Religion Greuel, die an Heiden verübt werden, als eine verdienstliche That gut heißt. Hier erhoben sich die angesehensten Seriben, hier wurde die Bevölkerung in das Hörigkeitsverhältnis gebracht und die Sklaven und Sklavinnen zu Tausenden und Abertausenden aus dem Lande geschafft, bis, von Verzweiflung getrieben, ein großer Teil der Bevölkerung auswanderte, sei es in die Steppen der Dinka oder in die Gebirgszüge der Niamniam. Seit jener Zeit ist das Land das dünnbevölkertste am oberen Nil, menschenleerer als Sibirien; Schweinfurth zählte etwa 11 Köpfe auf eine geographische Quadratmeile.



Bongo-Frau.

Den Beschluß dieses flüchtigen Völkerkataloges der oberen

Nilländer bilden die Niamniam oder, wie sie sich selbst nennen, die Sandeh und die Monbuttu.

Seit alten Zeiten ging schon unter den Arabern die Sage von einer wilden Rasse geschwänzter Menschen, die, Waldkobolden und Hexen entstammend, in entlegenen Wäl-



Negerhirse.

dern leben sollten. Es waren dies die Niamniam, die erst im Jahre 1868 durch Piaggias Berichte bekannt und einige Jahre darauf durch Schweinfurths Schilderungen uns näher gerückt wurden. Die Schwänze erwiesen sich als fabelhaft, aber die Sitte des Kannibalismus wurde bestätigt, ebenso wie bei den weiter südlich wohnenden Monbuttu, die keines-

wegs wild, aller Kultur bar sind, sondern in vieler Hinsicht vorteilhaft sich vor den anderen Völkern Innerafrikas auszeichnen.

Ein Volk, bei dem die Männer Jäger und die Frauen Ackerbauer sind, nennt Schweinfurth die Sandeh, er rühmt ihr Land und einem Paradiese gleich erschien ihm die Heimat der Monbuttu, in welcher als ein Gruß der westafrikanischen Flora ihm die herrliche Oelpalme entgegentrat und aus der die Quellen des Uelle nach Westen, dem Atlantischen Ozean zustrebten, die Quellen des Uelle-Makua-Ubangi, des großen Nebenstromes des Kongo, wie wir heute wissen. In kultureller Entwicklung überragen diese Völker hoch die bisher erwähnten Stämme; denn sie wissen kunstfertig Geräte aus Holz, Flechtwerk, Thon, Eisen herzustellen. Das Familienleben ist bei ihnen stärker ausgebildet als bei den Nachbarn und sie haben ja Könige gehabt, die in Palästen, wie der Munsas, mit 150 Fuß langen, 60 Fuß breiten und 50 Fuß hohen Hallen wohnten. „Grundverschieden von allen unsern Negern, halten die Monbuttu fest unter sich zusammen und scheinen ihr Vaterland wirklich lieb zu haben," sagt Emin von ihnen. Das sind Vorzüge dieses Volkes, welche Reisende wie Schweinfurth veranlaßt haben, so anmutende Bilder von ihrem Leben zu schildern, daß wir kaum an die Berichte glauben möchten, daß für die Tafel Munsas täglich Kinder geschlachtet wurden, daß wir den Vorwurf des Kannibalismus eher als eine nubische Verleumdung zurückweisen würden, wenn nicht die vierzig Schädel aus dem Monbuttulande, die jetzt im königlichen Museum in Berlin aufgestellt sind, nach verbürgten Nachrichten Kannibalenmahlen entstammten. Seitdem die Sklavenhändler in diese Gebiete gedrungen sind, ist die Selbstherrlichkeit der Monbuttu geschwunden. Munsa fiel, von der Kugel eines Basingers durchbohrt, und als zehn Jahre nach dem Besuche Schweinfurths Junker das Land bereiste, war der Königspalast verschwunden, „wogte an dem Gehänge des sanft ansteigenden Hügels ein Grasmeer".

* * *

Unter den Bodenprodukten nimmt das Getreide des Landes, das Sorghum, welches bald Kafferkorn oder Negerhirse oder auch arabisch Durra genannt wird, die hervorragendste Stelle ein. Bei den Deutschen Südtirols ist es unter dem Namen Sirch bekannt. Es ist unstreitig das höchste Getreide der Welt, denn es erreicht die Höhe von 4 bis 5 m und seine rohrartigen Schäfte verholzen derart, daß man aus diesem „Stroh" alle Zäune zur Einfriedigung der Gehöfte herstellt. Es kommt in zwei Varietäten vor, einer leichten und einer schweren. Beide werden in der zweiten Hälfte des April ausgesäet. Die leichte Sorte reift in vier Monaten, die schwere braucht zur Reife in den nördlichen Sudanprovinzen fünf bis sechs Monate, in den südlichen dagegen deren acht. Man bestellt den Boden derart, daß mit einem kleinen Spaten in Abständen von zwei bis drei Fuß seichte Löcher gegraben werden; in diese wirft man nun einige Körner und tritt die Löcher wieder mit dem Fuße zu. Zwei bis drei Monate lang wird noch der Acker von dem aufschießenden Unkraut gereinigt, alsdann aber das Feld sich selbst überlassen. — Zwei andere Getreidearten, Penicillaria und Eleusine, werden seltener angebaut.

Aus dem Mehl, welches man von allen diesen Getreidearten der heißen Tropenzone gewinnt, kann man kein Brot, wie wir es kennen, backen; man macht daraus nur lederartige zähe Scheiben, die auf der Eisenplatte geröstet werden, das arabische Brot.

Von den Hülsenfrüchten sind hier verschiedene Bohnen bekannt, die von einigen Stämmen in dem größten Maßstabe gebaut werden. Keinem Volke fehlt endlich die Erdnuß, welche ihre öligen Früchte unter der Erde reifen läßt. Knollengewächse, wie der Yams, werden nur im äußersten Süden bei den Monbuttu gepflanzt, bei denen der eigentliche Ackerbau vernachlässigt wird.

Eine hervorragende Rolle im Haushalt der Eingeborenen spielen die Kürbisgewächse; sie reifen kurz vor der Sorghumernte, also zu einer Zeit, wo die Lebensmittel knapp sind

und oft Hungersnot herrscht. Sie werden alsdann in erstaunlich großen Mengen verzehrt.

An Gewürzen sind die hier in Frage kommenden Gebiete sehr arm. Der Cayennepfeffer ist zwar überall vorhanden, wurde aber von den Eingeborenen nur zum Vergiften ihrer Pfeile benutzt. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als die ersten Nubier, die in das Land gekommen waren, nach den roten Beeren griffen und das Gift in ihre Schüsseln warfen. Der Genuß des Tabaks, jenes weitestverbreiteten Reizmittels, ist überall bekannt, und überall werden die beiden Hauptsorten, der virginische und der Bauerntabak gebaut; der letztere scheint sogar in Zentralafrika einheimisch zu sein, während der virginische seinen Weg in die tiefsten Winkel des dunklen Weltteiles gefunden hat, bevor noch eine Kunde vom Vorhandensein derselben zur Kenntnis der Händler gelangte.

Das wichtigste Jagdtier dieser Gebiete ist der Elefant. In vielen Distrikten ist er gänzlich ausgerottet, denn seit dreißig Jahren wurden, um den europäischen Bedarf für Billardkugeln, Klaviertasten u. dgl. zu decken, alljährlich in Afrika gegen 50000 Stück dieser klugen Dickhäuter getötet. Bevor die Elfenbeinhändler in die Länder am oberen Nil kamen, wurde der Elefant nur des Fleisches und Felles wegen gejagt. Nachher wurde ihm eifrig nachgestellt; er wurde in Fallgruben gefangen oder auch mit Lanzen, deren Spitzen 10 bis 12 cm breit waren, angegriffen. Ja, man ging ihm selbst mit Feuer zu Leibe. Die mächtigsten Grashorste, in denen die Gräser Rohre von Fingerstärke und 4 bis 5 m Höhe bildeten, wurden vor Steppenbränden geschont; waren sie dann genügend vom Sonnenbrand ausgedörrt, so trieb man Elefantenherden hinein, um sie zu verderben.

„In Grashorsten von derartiger Beschaffenheit bringt das Feuer den Elefanten unvermeidlichen Tod,“ berichtet Schweinfurth. „In großartigem Maßstabe wird alsdann die Treibjagd betrieben. Tausende von Jägern und Treibern versammeln die von Weiler zu Weiler durch den ganzen

Distrikt sich verbreitenden Jagdsignale auf großen Holzpauken. Jeder waffenfähige Mann ist da Jäger, wie auch ein jeder in den Krieg ziehen muß, sobald der allgemeine Landsturm aufgeboten wird. Kein Entweichen rettet das Wild, überall vermittelst Feuerbränden zurückgetrieben, scharen sich schließlich die Alten um die Jungen, bedecken sie mit Gras, pumpen Wasser aus ihren Rüsseln auf dieselben, solange es gehen will, um sie zu retten, bis sie betäubt von Rauch oder ohnmächtig von Hitze und Brandwunden ihrem Schicksal erliegen, das ihnen der undankbare Mensch bereitet. Mit Lanzenstichen gibt man den armen Tieren den Rest, viele, wie das die eingehandelten Stoßzähne beweisen, müssen buchstäblich durch Feuer den Tod erleiden. Kein Wunder, daß solche Metzeleien die Herden lichteten, daß Distrikte, in denen ehemals 500 Elefanten jährlich erlegt wurden, nach wenigen Jahren kaum 10 Stück zur Strecke lieferten."

Laut Nachrichten von Junker wird das Elfenbein in folgende Sorten eingeteilt:

1) Damir, es sind das die größten, bis zehn Fuß langen Zähne, die von je vier bis sechs Trägern abwechselnd transportiert werden.

2) Brindji ahl, ganz reine Zähne, von denen je einer von den kräftigsten Leuten getragen wird.

3) Dahar Brindji, gute Qualität, aber kleiner, der Zahn etwa 15 Kohl (100 Kohl = 44,5 kg) schwer.

4) Bahr, von 5 bis 10 Kohl Gewicht, je zwei oder drei machen eine Trägerlast.

5) Klindje, die kleinsten Zähne, von denen sieben bis neun zusammengeschnürt eine Last bilden.

6) Maschmusch, schlechtes Elfenbein, welches im Boden oder Wasser gelegen, durch Sonne oder Regen verdorben und meistens kalciniert ist, auch zerbröckelt; dieses kommt als wertlos nicht in den Handel.

Der Elfenbeinhandel brachte den Eingeborenen keinen Segen. Das Elfenbein war zunächst von den Häuptlingen monopolisiert, dann zahlten die Nubier schlechte Preise; der Gewinn war also für den Jäger ein recht geringfügiger.

Dagegen brachte dieser Handel Viehraub und Sklavenjagden mit sich und auch der Transport der Stoßzähne wurde zum Fluch der Kinder des Landes. „Welches unbeschreibbare, grauenhafte Elend in allen denkbaren Formen," ruft Junker aus, „hat der Elfenbeinhandel nicht in seinem Gefolge über Millionen von armen Negern gebracht. O, daß alle die Klagen, Wehrufe und herzerpreßten Seufzer laut werden könnten, die ein über Tausende von Meilen gewandertes Stück Elfenbein verursacht hat, ehe es unter der Hand unsrer klavierarbeitenden Jugend den zum Hören Verurteilten einen Teil dieser Qual nachempfinden läßt."

Dies ist der Schauplatz der Thaten der nubischen und türkischen Sklavenhändler; weite Gebiete, viele, durch kein einheitliches Band festgefügte Völker, ein Land, in welchem der Stärkere auch das Recht für sich hatte.

Ein Seribenkönig.

Unter den Händlern, die am weitesten nach Westen vorgedrungen waren, lenkte schon Ende der sechziger Jahre Siber Rahama aller Augen auf sich — eine echte Abenteurergestalt, die mit den Helden der Flibustier vergangener Zeiten jeden Vergleich aushält. Er war von Geburt ein armer Nubier aus Schendi, der in seiner Jugend als Schreiber bei der Regierung in Chartum thätig war. Hier sah er die Schätze, welche die Händler aus dem Lande der Neger herbeischleppten, die vielen Lasten Elfenbein und die langen Züge der Sklaven. Dort am Gazellenstrome war also das gelobte Land, wo man frei von der türkischen Bedrückung leben, wo man reich werden konnte! Das dachte sich Siber Rahama ebenso, wie Tausende Nubier, die nach den Elfenbeinländern, wie andere bei uns nach den Goldfeldern Californiens auswanderten; er folgte dem allgemeinen Zuge und trat in die Dienste eines dieser Händler Namens Ali Abu Amuri. Er brauchte nicht lange zu dienen, bald verfügte er über eigene Mittel und gründete eine Seriba. Alles, was er an Elfenbein und Sklaven erzielt hatte, tauschte er in Kordofan

und Chartum gegen Waffen, Munition und Söldner ein, so daß seine Macht immer mehr wuchs. Er ließ sich in dem äußersten bekannten Westen, im Lande der Kredj und Golo nieder, knüpfte hier Handelsbeziehungen mit Niam-niam an und gebot endlich über dreißig Seriben, die von über tausend Flinten geschützt wurden. Seine Hauptniederlassung hieß nicht mehr Seriba, sondern Dem Siber, d. h. Sibers Stadt. Den eigentlichen, mit Pfahlwerk befestigten Wohnsitz umgaben zahlreiche Gehöfte; niemals fehlte es hier an Kornvorräten, von hier wurden Hunderte von Zentnern Elfenbein nach Chartum gesandt und hier war auch das großartigste Sklavendepot im Sudan, denn es ist verbürgt, daß Siber in einem einzigen Jahre über 1800 Sklaven allein durch die Steppen Kordofans befördert hat. Die Verbote der Türken, ihre Posten am Nil störten Siber wenig in seinem Gewerbe, denn sein Raubgebiet grenzte an das Sultanat Darfor, in welchem die Aegypter nichts zu befehlen hatten, und von dort kamen zu Tausenden die schmutzigen Dschellaba, die Kleinhändler, welche auf Schleichwegen ihre Ware weiterbefördern konnten; denn ihre Verbindungen reichen, wie dies Nachtigal feststellen konnte, sehr weit. Rastlos ziehen sie in großen Mengen nach Westen, bis nach Wadaï, und einzelne von ihnen sogar über Bornu und Bagirmi hinaus bis zu den Haussa-Staaten. Zum Niger und nach Wadaï führen sie Handelsartikel aus Kairo, schlechte Baumwollwaren, Bernstein- und Glasperlen, tauschen diese gegen Straußfedern um, falls sie auf demselben Wege zurückkehren wollen, oder kaufen Kamele und führen dieselben nach Bornu, wo sie einen weit höheren Preis haben als in Wadaï, so ziehen sie weiter und kehren nach Jahren vom Niger zurück mit Manufakturwaren und Lederarbeiten, ja selbst mit feineren Baumwollwaren, welche von englischen und amerikanischen Schiffen dorthin gebracht werden, um schließlich wieder Straußfedern und Sklaven einzutauschen. Diese Dschellaba, denen Nachtigal im innersten Sudan begegnete, waren die besten ihres Schlages, denn er rühmte deren Gastfreundschaft und zog sie den nordafrikanischen Händlern vor.

Die Ansammlung dieser Leute in Dem Siber entlockte dagegen Schweinfurth folgende Charakteristik: „Die unsauberen, in Lumpen gehüllten Gestalten der Menschenkrämer, die mit ihrem Plunder haufenweise dasaßen auf allen Freiplätzen, wie Geier an den Straßen der Wüste auf den Leibern gefallener Kamele, die rauhen Stimmen und das heisere Geschrei ihrer gotteslästerlichen Gebete auf der einen, die Trägheit, Trunk- und Schlafsucht diwanrutschender Türken auf der andern Seite, überall ein faules, lasterhaftes geiles Getreibe, begleitet von Krätze, Syphilis und Blattern, dazu Grabesdüfte und Exhalationen der übelsten Art, da mochte man hinblicken, wohin man wollte, überall stieß man auf Dinge, welche die Sinne empören, den Geist zur Verzweiflung treiben mußten."

Außer diesem Gesindel versammelte sich in der Stadt noch ein Haufen der Fakihs, jener heiligen Männer, die durch Gebete und Schreiben von Amuletten ihren Lebensunterhalt verdienen und den Haß gegen Andersgläubige predigen.

Siber selbst umgab sich mit einem für die dortigen Verhältnisse fürstlichen Pomp. Seine Wohnung war durch Zäune von den übrigen getrennt. Reichgekleidete Sklaven versahen den Dienst, überall standen Bewaffnete auf Posten und in den Höfen des Sklavenfürsten fand man selbst gefangene Löwen, an schweren Ketten befestigt. Mit Teppichen bedeckte Diwane, selbst europäische Stühle fehlten hier nicht; in den Magazinen war alles vorhanden, was sich ein Europäer wünschen konnte, Zündhölzchen, selbst Kämme und Seife. Und wie nicht anders zu erwarten, herrschte an diesem Hofe ein lustiges Leben; die Sklavinnen schenkten Merissa und Araki ein, bis die Fähnlein wieder ins Feld rückten.

Ein Negerland, in dem Araber, Nubier oder Türken hausen, wird bald verwüstet, die Räuber verstehen nicht die Produktionskraft zu heben; sie ziehen weiter, wenn die Quellen erschöpft sind, und auch Siber Rahama schaute nach neuen Raubgebieten aus. Da dehnte sich im Nord-

westen das noch freie Sultanat Darfor aus. Ein Mann, der sich im Bahr-el-Ghasal ein Königreich oder Fürstentum geschaffen, würde er auch nicht mit einem Sultan es aufnehmen können?

Auf jenes Grenzland hatte aber auch ein anderer Abenteurer sein Auge geworfen. Am Hofe des Sultans Hasin



Am Bahr-el-Ghasal.

von Darfor lebte als Gelehrter ein Fakih mit dem Namen Mohammed-el-Bulalawi, der sich einer hohen Gunst des Herrschers erfreute und von diesem einen Bezirk des Landes zur Nutznießung erhielt. Er geriet aber wegen dieses Bezirkes mit dem höchsten Palastbeamten in Streitigkeiten; dieser tötete die beiden Söhne Bulalawis und da der Sultan zu schwach war, dem Fakih Genugthuung zu verschaffen, so stahl sich dieser nach Aegypten fort und wußte in Kairo die vizekönigliche Regierung glauben zu machen, daß er

durch seinen Ursprung aus königlichem Blute nicht allein Anspruch auf die Länder Darfor und Wadaï habe, sondern auch daß seine Macht und sein Ansehen in jenen Ländern groß genug sei, um sich mit ägyptischer Hilfe derselben bemächtigen zu können. Die Regierung sandte ihn nach Chartum und der dortige Generalgouverneur wurde angewiesen, sich bei den von Westen kommenden Pilgern zu erkundigen, ob Wahres an den Aussagen dieses Mannes sei. Dort wußte er in der That Zeugen aus aller Herren Ländern, die auf der Pilgerschaft nach Mekka begriffen waren, zusammenzubringen, welche seine Aussagen bestätigten*). Die ägyptische Regierung beschloß infolgedessen, sich der Kupferminen zu bemächtigen und sie unterstützte den Fakih mit Soldaten, Waffen und Munition, damit er sich der südlichen, von Heiden bewohnten Länder Darfors bemächtige. Zugleich aber wurde die Gelegenheit benutzt, das Bahr-el-Ghasalgebiet, welches nur nominell unter der vizeköniglichen Regierung stand, zu occupieren, dort Ordnung zu schaffen, d. h. die Seribenbesitzer zur Zahlung von Abgaben zu veranlassen. Zu diesem Zwecke wurde Kutschuk Ali mit einigen Compagnien mit dem Bulalawi abgesandt. Der Fakih trug sich mit dem großen Gedanken, die östlichen Sudanstaaten bis zum Tsadsee zu unterwerfen! Er geriet aber bald mit Siber in Zwistigkeiten, es kam zu einem blutigen Rencontre, in dem Siber zwar in den Fuß verwundet wurde, aber Sieger blieb und die ägyptischen Truppen des Fakih gefangen nahm. Nachtigal schildert den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit in folgender Weise. Siber, ein kluger und schriftgewandter Mann, nahm sich darauf der ägyptischen Mannschaft des Getöteten an, schob alle Schuld auf ihren gefallenen Führer, verpflegte sie gut und versprach den Leuten mehr Beute und Gewinn, als sie jemals unter jenem gefunden haben würden. Gleichzeitig schrieb er nach Chartum an die ägyptische Regierung, schilderte den Ursprung der Zwistigkeiten zwischen ihm und dem gefallenen offiziösen

*) Vgl. G. Nachtigal, Sahara und Sudan. Bd. III, S. 409 u. ff.

ägyptischen Führer in einem für sich günstigen Lichte, machte begreiflich, wie unsinnig und waghalsig die Pläne des Bulalawi, und wie wenig entsprechend seiner wirklichen Macht sie gewesen wären, setzte in seinem Schreiben die möglichen Errungenschaften für Aegypten auf ein vernünftiges Maß herab, zu dessen Erreichung er sich selbst anheischig machte, und schickte endlich noch die Mittel ein, welche etwa die ursprüngliche Ausrüstung des Bulalawi gekostet haben konnte. Er wurde zwar in Chartum in contumaciam verurteilt, war jedoch in seinem fernen Bezirke sicher vor der dortigen Gerechtigkeit, unterhielt die Mannschaft des Bulalawi nach wie vor und wußte sie sich geneigt zu machen durch die reichen Ergebnisse seiner Unternehmung. Wiederholte Briefe und Geldsendungen versöhnten die ägyptische Regierung.

Inzwischen vollzogen sich im Osten Ereignisse, die dem Seribenkönig die Fortsetzung der Sklaventransporte auf dem alten Wege unmöglich machten. Colonel Gordon organisierte die Aequatorialprovinz und schnitt durch den Gürtel seiner Stationen die größeren Sklaventransporte ab. Siber war darum mehr als je auf den Westen angewiesen. Er trat nun mit dem König Hasin in Darfor in Briefwechsel und versicherte diesen, daß er gar nicht daran denke, das eigentliche Darfor zu beunruhigen; er nehme nur die Heidenländer im Süden, die ja niemand angehörten, für sich in Anspruch. Er erhielt die scharfe und stolze Antwort, der König sei nicht gewöhnt, Pferdehändler sich um Regierungsangelegenheiten, die das Geschäft der Könige zu sein pflegten, kümmern zu sehen.

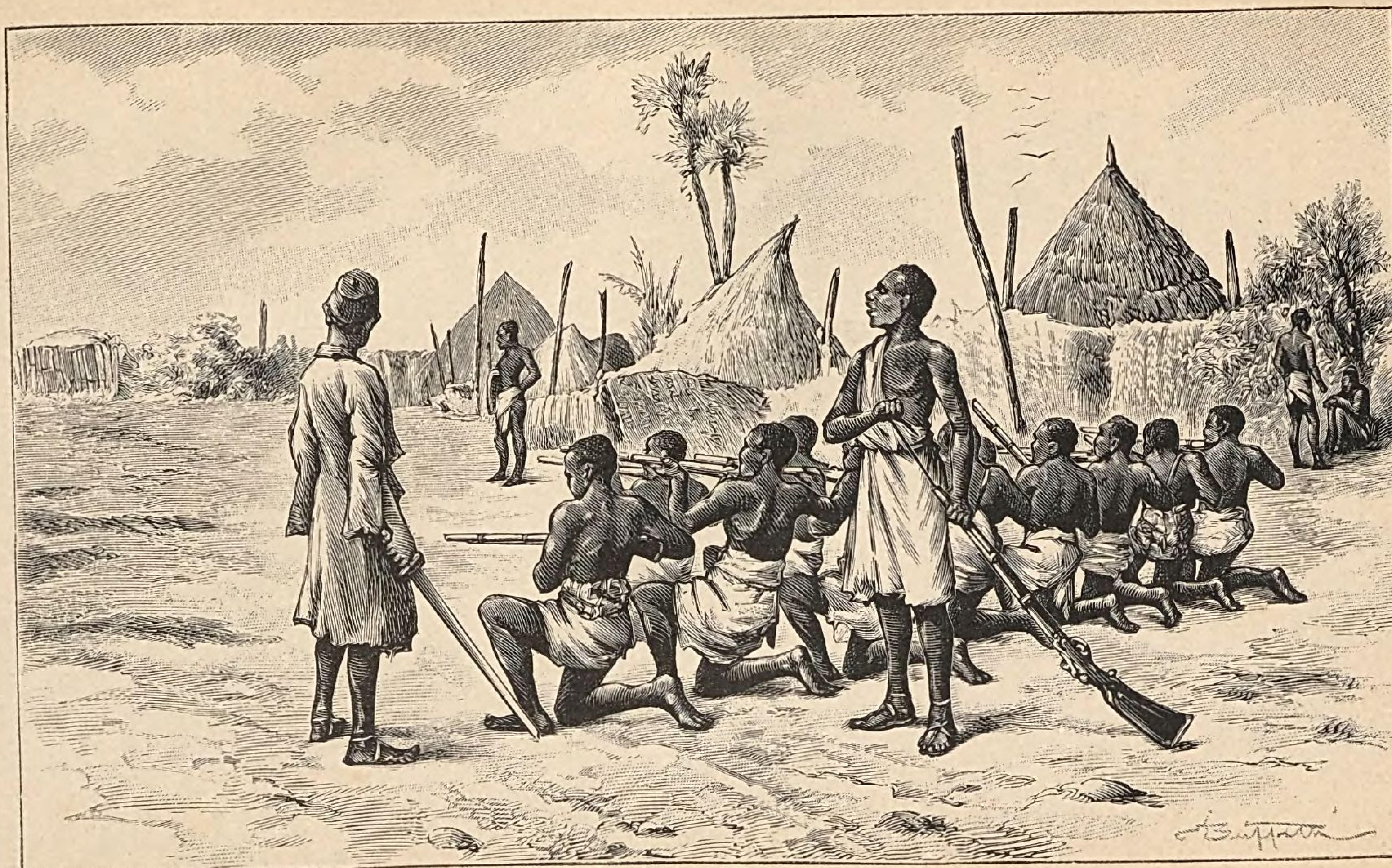
Siber wurde inzwischen zum Mudir von Bahr-el-Ghasal ernannt und geriet in Streitigkeiten mit den an der Grenze von Darfor lebenden Risegatarabern, die, in Wirklichkeit ein freies Nomadenvolk, als Vasallen Darfors galten. Die Risegat überfielen eine Karawane der Baharina, der Leute Sibers, wie alle vom Strome (Bahr) kommenden Kaufleute genannt wurden, und plünderten sie. Man vermutet, daß dies auf Befehl Hasins geschehen sei, der gerade um jene Zeit starb.

Siber zog indessen seine Truppen zusammen und griff mit mehreren tausend Mann die Risegat an, er schlug sie gänzlich und setzte sich in Schekka, einem der Hauptorte der Risegat, fest. Siber-Bey wurde Statthalter des neu eroberten Gebietes.

Der junge König Brahim, der auf Hasin gefolgt war, ließ sich verleiten, eine Heeresabteilung den Risegat zu Hilfe zu senden. Ende des Jahres 1873 wurde auch von dieser ein Unterbefehlshaber Sibers geschlagen und ein Teil der Truppen kehrte mit der Beute nach Darfor zurück. Der Rest zwang den Feldherrn, der mit Siber brieflich in Friedensverhandlungen trat, zum Vorrücken, die Darforenser gerieten mit den Truppen Sibers durch voreiliges Schießen ins Handgemenge, und es entspann sich eine Schlacht, die mit der vollständigen Niederlage der Darforenser endete. Jetzt wurden von den Banden Sibers Raubzüge in das Sultanat unternommen und Siber rüstete sich, gegen die Hauptstadt desselben, El-Fascher, einen Schlag zu führen.

Dies wollte nun der Vizekönig nicht zulassen. Siber hatte bereits zu viel Erfolge errungen, sein Prestige stieg derart, daß er geradezu gefährlich, denn zu mächtig wurde. Schnell wurde also der Gouverneur von Chartum, Ismael-Pascha Eyub, beordert, in Darfor einzumarschieren. Siber ließ sich jedoch nicht zuvorkommen. Er war bereits in Darfor eingerückt und im November 1874 trafen bei Menawaschi die feindlichen Heere zusammen. Der Sieg blieb den Fahnen des Seribenkönigs treu; Brahims Heer wurde geschlagen und der Sultan selbst blieb auf dem Schlachtfelde. Prinz Hassaballah sammelte noch die zersprengten Reste des Heeres und suchte in dem Marragebirge Widerstand zu leisten, aber auch dorthin, in die alte Krönungsstadt Turra, folgte ihm Siber und zwang den kühnen Gegner, die Waffen zu strecken. Ismael Eyub kam, um in Wirklichkeit die Erfolge Sibers zu ernten, welcher das Sultanat Darfor dem Khedive zu Füßen legen konnte.

Der Seribenkönig hoffte jetzt auf glänzende Belohnung und erwartete, ja verlangte, daß er zum Statthalter des



Egyptische Negersoldaten.

eroberten Reiches ernannt werde. Der Khedive erwies sich auch gnädig; Siber wurde zum Pascha ernannt und eingeladen nach Kairo zu kommen, damit er die Angelegenheit persönlich mit der Regierung ordne. Er folgte dem Rufe, zuvor aber versammelte er seine Soldaten und ließ sie seinem Sohne Soliman Treue geloben. Siber-Pascha wurde in Kairo mit allen Ehren empfangen, als Gast des Khedive im Palaste beherbergt, ein Monatsgehalt von etwa 2000 Mark wurde ihm ausgeworfen — aber der Seribenkönig trug von nun an goldene Fesseln; er mußte in Kairo bleiben, nach dem Schauplatz seiner Thaten, mitten unter seine Soldaten durfte er nicht zurück. Durch List hatte man ihn unschädlich gemacht; mit seinem jungen Sohne hoffte man indessen fertig zu werden.

So war der ägyptische Sudan um zwei große Provinzen vermehrt worden, zugleich aber schaffte man sich im Westen einen neuen Feind, den Anhang Sibers, der sich bald gegen die Regierung auflehnte, der in den ersten Kämpfen zwar besiegt wurde, später aber unter den Fahnen des Mahdi nicht wenig zum Zusammenbruch der ägyptischen Herrschaft beigetragen haben mag. Doch man schätzte damals diese Gefahren gering, man achtete nicht auf das Gewölk, das sich im Westen zusammenballte, denn im Osten schien eine neue Morgenröte aufzugehen: Colonel C. E. Gordon wirkte dort im Interesse der Zivilisation.

Darfor und Kordofan.

Nordwärts von Bahr-el-Ghasal vordringend, überschreiten wir den Bahr-el-Arab, der, während der Regenzeit ein mächtiger Strom, in den trockenen Monaten nur als ein unscheinbarer Fluß in der Tiefe seines Bettes erscheint. Nach und nach ändert sich hier die Landschaft. Dornengebüsch, Akazien, Mimosen treten auf und zu ihnen gesellt sich der Affenbrotbaum. Auch die Menschen werden hier anders. Der Lufthauch der Wüste streicht hier herüber und immer seltener werden die nackten Fußwanderer, die

im innern Afrika auf schmalen Pfaden den Wald und die Savanne durchziehen. Hier wird schon der Ochse als Zug- und Lasttier benutzt, hier sieht man das Pferd und das Kamel ist hier heimisch. Neben Nigritiern begegnen wir zahlreichen Arabern, die bald ansässig sind, bald als Nomaden leben.

Auf besserem Boden gedeihen Duchn und Durra; selbst die Baumwolle wird, wo es angeht, gezogen, und Kulturen des Indigo verraten die Nähe von Wadaï und Bornu. Wie überall im Sudan finden sich auch hier Sesam und Erdnuß, aus denen Oel gepreßt wird, und neben der Dumpalme, die in der Steppe den Nomaden Nahrung und Flechtmaterial bietet, sieht man an einzelnen Orten die Dattelpalme angepflanzt. Hier finden wir auch Bestände von Akazien, welche in Kordofan sich zu großen Wäldern zusammenschließen, in denen die Gummiakazie gedeiht, von der das bekannte Gummiarabikum gewonnen wird. Im Süden des Landes gedeihen die Oelpalme und der Butterbaum und in der Nähe der Wohnungen finden wir überall den Riesen- und Flaschenkürbis, aus welchen in allen Sudanstaaten die Küchengeräte gemacht werden. In den Steppen des Ostens wachsen aber wild die Wassermelonen, eine Wohlthat für den Reisenden in diesen spärlich bewohnten Gebieten, da er mit ihrem Safte in dem wasserarmen Lande oft seinen Durst löschen muß. Die Brunnen sind selten und oft ungemein tief, 50 Fuß und mehr. Seit jeher war darum hier die Wasserfrage besonders wichtig und man sammelt noch heute während der Regenzeit das köstliche Naß, denn es gibt hier weite Strecken, in denen es gar keine Brunnen gibt. Da führte die Not die Menschen zu einer seltsamen Erfindung: alles Wasser wird in Bäumen aufbewahrt. Die riesigen Affenbrotbäume dienen als Wasserbehälter und können 120 bis 400 Zentner Wasser fassen. Da wo der Riesenstamm sich in die Hauptäste zu teilen beginnt, wird oberhalb eines solchen in halber Mannshöhe die Oeffnung gemacht, und sobald dieselbe umfangreich genug erscheint, um einen Menschen hindurchzulassen, wird in der

Breite und Tiefe ausgearbeitet. Das Holz ist so weich und morsch, daß ein Mann bei angestrengter Arbeit einen Baum in drei bis vier Tagen je nach seinem Umfange auszuhöhlen vermag. Die Wandung des Baumes läßt man etwa in der Dicke von 30 cm unversehrt; das Wachstum leidet dadurch in keiner Weise. Sobald der Holzabfall aus der Höhlung entfernt ist, wird die ganze innere Fläche geteert, und der Brunnen ist fertig. Eine größere Karawane pflegt den Inhalt eines ganzen Baumes zu kaufen. Rings um den Baum in einem Kreis von 3 bis 7 m wird der Boden gereinigt und gegen den Baum zu flach ausgehöhlt, um das Stehenbleiben des Wassers zu erleichtern. Sobald Regen eintritt, beeilen sich die Einwohner, die Bäume mit Wasser zu füllen. Uebrigens sind dieselben persönliches Eigentum und werden vererbt und verkauft. Das Wasser ist nach Aussage Nachtigals außerordentlich wohlschmeckend.

Als Nachtigal im Jahre 1874 das Land bereiste, herrschte noch der letzte Sultan von Darfor und afrikanische Sitten waren im Lande maßgebend. Wie vieles hatte sich bald darauf verändert! Verschwunden war das nationale Heer, die darforensische Reiterei, deren Truppenschau Nachtigal noch beiwohnte. An dessen Stelle traten die Basinger Solimans und die ägyptischen Truppen. Sieben Jahre darauf reiste Felkin durch dasselbe Gebiet.

In Dara residierte Slatin-Bey, achtete scharf auf die Sklavenzüge der Dschellaba, die aus dem fernsten Westen kamen. Einst war es in Darfor Sitte gewesen, daß der eine Teil der Bevölkerung auf Sklavenraub auszog, während die Zurückgebliebenen für Lebensmittel sorgten und Wasser sammelten. Dieses einträgliche Geschäft war jetzt sehr zurückgegangen und die Bevölkerung wandte sich immer mehr ausschließlich anderen Nahrungszweigen zu. Im Norden wurden große Kamelherden gezüchtet, im Süden und Innern ungeheure Rinderherden, worunter die mit dem Höcker den langgehörnten, sehr magern vorgezogen wurden. Außerdem gab es viele Ziegen und eine geringe Anzahl Schafe. Die Leute, welche sich mit Kamelzucht beschäftigten,

stellten Zeug aus Kamelhaaren her, das zu Zeltdecken verwendet wird; sie nährten sich fast nur von Kamelmilch und bauten kein Korn, sondern kauften, was sie brauchten, von ihren Nachbarn.

Von den Pferden Darfors sagt Felkin: Es sind ziemlich kleine, aber prächtige Tiere, von ebenmäßigem Wuchse, schön in der Bewegung und einzelne so schnellfüßig, daß sie einen Strauß überholen. Sie sind jeder Anstrengung gewachsen und können zwei, sogar drei Tage lang ohne Wasser bestehen. Arabische Sättel mit hoher Lehne und dem großen pantoffelartigen Steigbügel sind allgemein im Gebrauch. Die Pferde haben gute Dressur und werden mit dem Knie regiert. Je stärker man den Zügel anzieht und mit dem Knie drückt, desto schneller gehen sie.

Es gab auch Industrien in Darfor, namentlich die Eisenarbeiten Darfors standen in gutem Rufe. Das Volk selbst war sehr fromm, man könnte sagen abergläubisch, und fast in jedem Dorfe lebten ein oder zwei Fakihs; auch Schulen gab es, wo die Kinder im Koran, im Lesen und Schreiben unterrichtet wurden.

An Darfor grenzt Kordofan, eine weite Ebene mit nördlicher Abdachung. Sie besitzt weder Gebirgszüge, noch Hügel über 100 m, auch keine Ströme und Flüsse, einige seichte Chors, die nur zur Regenzeit Wasser haben, abgerechnet. Quellen sind selten und man muß manchmal 30 bis 40 Fuß tief um Wasser graben. Weite Wüstenflächen ohne jede Vegetation bilden einen großen Teil der Provinz und die Landschaft sieht, die kurzen Wochen der Regenzeit abgerechnet, welche überall frisches Grün hervorrufen, trostlos und öde aus.

Der Reichtum der Bewohner besteht hauptsächlich in Haustieren. Das bedeutendste Ausfuhrprodukt war seit jeher der Gummi, von dem zu Friedenszeiten 70000 bis 100000 Zentner jährlich ausgeführt wurden.

Kordofan war in den Anfängen der sudanischen Wirren der Stützpunkt des Mahdi und es dürfte darum hier am Platze sein, etwas ausführlicher der Bevölkerung zu gedenken.

Trotz der mannigfachen Mischung in Sklaven und Soldaten ist das Volk von überraschend guter Rasse, hoch und schlank gewachsen und von dunkelbrauner Farbe. Der Kopf ist fein geformt, das Gesicht oval, die Stirn wohl gebildet, die Nase gerade und der Gesichtswinkel so gut, daß die Leute wirklich schön zu nennen sind (Felkin, Der ägyptische Sudan). Die Männer schlingen ein Stück Zeug um den Körper und werfen einen Zipfel davon über die rechte Schulter zurück. Als Waffen dienen lange schwere Lanzen und zweischneidige Schwerter. Flinten waren bis in die letzte Zeit nur im Süden der Provinz bekannt.

Der Ackerbau steht hier auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung. In der Hauptsache führt die Bevölkerung ein Nomadenleben, züchtet und stiehlt Rindvieh, fängt Sklaven ein und bekämpft sich gegenseitig. Die Sitten der Kordofaner, unter denen viele Fakihs leben, sind keineswegs gut. Ihre Hochzeitsbräuche lassen schon auf den Charakter schließen. So wird z. B. zum Gatten einer Dorfschönheit der gewählt, welcher die meisten Peitschenschläge aushalten kann. Wenn sich zwei Männer um ein Mädchen bewerben, so haben sie sich einer ähnlichen Probe zu unterziehen. Sie sitzen dicht neben dem Mädchen, an dessen Vorderarmen Messer befestigt sind, die Schöne beugt sich vor und drückt dabei die Messer langsam in die Schenkel ihrer Werber ein, und derjenige, welcher nach dem Erkenntnis der Richter dabei die größere Standhaftigkeit beweist, erhält die Braut, deren erste Pflicht das Verbinden der selbstgeschaffenen Wunden ist.

Der moralische Zustand des Volkes, schrieb Felkin 1881, könnte kaum schlechter sein. Mord und Diebstahl sind überaus häufig. Die Leute sind unwahr, träge und schamlos, und arbeiten nur so viel, als sie notwendig zum Leben brauchen. Sie gehen stets bewaffnet und scheinen sehr wenig bildungsfähig zu sein. Ihr einheimisches Bier trinken sie in großer Menge, doch sehen sie selten und nur bei feierlichen Gelegenheiten wie eine vergnügte Gesellschaft aus.

Die einzige gute Eigenschaft, welche die Baggara im

Vergleiche zu anderen Völkern im günstigen Lichte erscheinen läßt, berichtete Rudolf Slatin, der Gouverneur der benachbarten Provinz, ist ihr ausgezeichnetes Jagdtalent. Selten wird man Menschen finden, die bei Aufsuchen von Tierspuren und Verfolgung des Wildes mit solcher Sicherheit und Ausdauer gehen, wie der Baggara. Auf seinem Pferde sitzend, nicht die geringste Aufregung in seinen Mienen zeigend, ist er keinen Augenblick im Zweifel, nach welcher Richtung sich das Tier gewendet. Ein niedergebeugter Grashalm, abgestreiftes Laub, zertretene Zweige, einige etwas in die Erde gepreßte Steine sind ihm sichere und untrügliche Zeichen bei Verfolgung des Wildes. Meist gehen fünf bis zwanzig Männer zusammen, und nie traf ich einen einzelnen jagenden Baggara. Ist das Wild nun aufgefunden, so wird es umstellt, im vollen Galopp darauf eingeritten, und nun ist dem Tiere kein Entrinnen mehr möglich. Von allen Seiten umringt, fällt es durch Lanzenstiche in die Hände der Jäger. Nun wird es abgehäutet und das Fleisch in Stücke zerlegt, um es zu transportieren. Ein Feuer wird angemacht und nach sudanesischem Jägergebrauch Leber, Herz, Nieren und Eingeweide (Kirscha) sogleich verzehrt, während Haut sowie Fleisch meist bei Nuba für Durra umgetauscht wird. Mit Hilfe ihrer ausgezeichneten Pferde ist es ihnen auch möglich, die Straußjagd mit gutem Erfolge zu betreiben, und werden dann die Federn an Dschellaba für Leinwand, alte Flinten u. s. w. verkauft. Kein schlechtes Geschäft für beide Teile ist der Verkauf resp. Ankauf von Sklaven (von Baggara geraubte Nuba), welche dann in allen größeren Städten des Sudans zum Verkaufe ausgeboten werden.

Die Hauptstadt des Landes ist El-Obeid. Die Bedeutung dieses Gouvernementssitzes kann in vollem Umfang nur derjenige würdigen, der dieselbe, vom Inneren Afrikas kommend, besucht. So erging es Nachtigal, der nach jahrelangem Aufenthalt in der Sahara und dem Sudan in El-Obeid ankam.

„Von dem Pascha selbst wurde ich,“ so schließt das

große Werk Nachtigals, „mit äußerster Liebenswürdigkeit aufgenommen und mußte zunächst im ‚Diwan', dem Regierungsgebäude, einem für Kordofan sehr ansehnlichen Bauwerk, absteigen. Bald konnte ich mit dem Pascha wieder so geläufig französisch sprechen, als hätte ich Europa nie verlassen. Ich frühstückte mit ihm in Gesellschaft verschiedener Beamten und Militärs und muß gestehen, daß neben vielem, was mir nach langer Entbehrung zu teil wurde, eine Flasche ausgezeichneter Lafitte ein Hauptgenuß war. Ich wurde zwar bei Elias Effendi einquartiert, verbrachte aber den Tag auf dem Gouvernementsplatz vor dem Zelt des Pascha, mit diesem der Militärmusik zuhörend, welche mir zu Ehren europäische Märsche und Tänze, ja sogar ‚Heil dir im Siegerkranz' spielte. Am Abend fand eine glänzende Soiree bei dem Vater des Griechen Giorgi statt, der ursprünglich Pharmaceut, jetzt Straußfedernhändler war. Durch verschiedene farbige Laternen, Kerzen, Teppiche u. dgl. hatte er seinem Hause einen in meinen Augen feenartigen Anstrich gegeben, und die glänzend ausgestattete Tafel, die Bedienung im Frack und weißer Krawatte, der Luxus eines Tischtuches und der Servietten, Löffel, Messer und Gabeln u. s. w., deren ich mich ziemlich ungeschickt bedient haben mag, waren nicht allein ein ungewohnter Anblick, sondern bedeuteten für mich den Wiedereintritt in die zivilisierte Welt."

Aehnliche Eindrücke empfing Felkin, als er sich, von Uganda kommend, El-Obeid näherte. In Schallota, einem durch Löwenreichtum berüchtigten Orte, sah er den Telegraphen wieder und das Tönen des Drahtes im Winde heimelte ihn seltsam an. Die Telegraphenstangen standen etwa 100 Ellen voneinander entfernt; sie waren in zwei Stücken aus Eisen gefertigt und hohl; sie standen in einem festen in den Sand eingegrabenen Eisensockel. An manchen Stellen umgab sie eine kleine Dornhecke zum Schutze gegen das Rindvieh, das sich gern daran reibt. Nur zweimal seit ihrem Bestehen, schrieb damals Felkin, sei die Telegraphenleitung durch wilde Tiere unterbrochen worden. Die Ein-

geborenen fürchten sich sehr vor dem „Silk“, wie der Draht genannt wird und halten ihn für „Medizin“ (Zauber) und zwar für eine besonders starke; sie hüten sich, in der Nähe des Drahtes zu sprechen, weil sie glauben er könnte was er hört nach Chartum berichten.

Beim Herankommen bot Obeid einen ungemein reizenden Anblick; „es liegt ganz in den Bäumen versteckt und durch das Grün sehen die Dächer und das Minaret hervor, man sollte nicht denken, daß es ein stattlicher Ort mit vielen Häusern aus gebrannten Ziegeln und 35000 Einwohnern ist.“

In El-Obeid war auch eine katholische Missionsanstalt errichtet, Zweigstation der Chartumer Mission, welche dorthin Brüder und Schwestern sandte. Die Mission besaß eine kleine, aber gut gebaute Kirche und eine Schule, die stark besucht wurde. Nur eins fehlte der Stadt: das Wasser, dasselbe mußte aus sehr tiefen Brunnen heraufgewunden werden und man trug sich mit dem Gedanken, den Sitz der Regierung zu verlegen. Man wurde dieser Sorge vom Mahdi, der El-Obeid einnahm, überhoben.

Für den Marsch durch diese Gebiete sind jene Schilderungen zutreffend, die wir von der afrikanischen Steppe gegeben haben. In den Dörfern findet man mitunter fröhliche Festgelage, es gibt dazu allerlei Anlaß; auch das Tättowieren vornehmer junger Damen gehört zu solchen Anlässen. Dann legen alle Frauen des Ortes um Arme und Hals Ringe und Ketten und Perlenschmuck an, und stecken ins Haar — nicht Rosen wie bei uns, sondern Stückchen Butter! Sie schmelzen bald unter der Wärme des Körpers und der Sonne, rinnen in milchigen Strömen durch die rabenschwarzen Locken und träufeln auf die dunklen Schultern hinab — der Fettglanz ist dann nicht allein schön, sondern auch nützlich — er schützt gegen die furchtbare Sonnenglut. Es wird getrunken, gejauchzt und getanzt und die Festlichkeiten dauern mehrere Tage, wenn das vornehme Fräulein nicht, wie es öfters geschieht, an den Folgen der Operation stirbt.

Nicht so fröhlich ist der Zug durch die Steppe; hier

säumen den Weg die Gebeine der Unglücklichen, die, aus ihrer Heimat weggeschleppt, im Sklavenjoch den Beschwerden des Transportes erlagen. Felkin schreibt darüber:

„Wir verließen Tuaischa gegen Abend und wanderten ein paar Stunden lang in der vom Mondschein magisch durchleuchteten Wildnis. Die Antilopen, die wie Schatten über unsern Weg huschten, hie und da ein schriller Vogelruf und der Nachtwind im Gesträuch erhöhten noch den zauberhaften Eindruck, so daß es war, als lebten die Geister der Hingemordeten unter den dunklen Zweigen wieder auf und mahnten uns zur Rache."

Colonel C. G. Gordon.

Gegenwärtig, wo wir im Begriff stehen, die vierhundertjährige Jubelfeier der Entdeckung von Amerika zu begehen, drängen sich uns unwillkürlich Vergleiche auf zwischen der Art, wie man damals Kolonien gründete, und der Weise, wie jetzt neuentdeckte Länder der Kultur erschlossen werden. Die Ritter der spanischen Conquista in der Neuen Welt und die Portugiesen in Indien konnten leichter Erfolge erringen. Das Ziel, das sie zu erreichen hatten, war niedriger gesteckt, die europäische Kultur von damals anders beschaffen, als die heutige, die Moral eine andere.

Die Missionare jener Zeiten predigten das Evangelium mit dem Schwerte in der Hand; die Begriffe von der Freiheit des Menschen keimten erst auf, und selbst auf europäischem Boden gab es noch in Andalusien Sklavenmärkte. Wenn man auch mit den Indianern Erbarmen hatte, so widersprach es gar nicht den Grundsätzen der Moral, die Neger, die Nachkommen Hams, in ihrer Heimat aufzugreifen und über ferne Meere in die Sklaverei zu schleppen. Die Kriegführung war selbst in Europa noch eine grausame und die Blutbäder, welche Cortez unter den Menschen opfernden Azteken anrichtete, pries man als Heldenthaten; die Goldgier entschuldigte die Räuberthaten eines Pizzaro; die Kolonien im Süden Amerikas konnten sich halten, denn die Arbeiter-

frage wurde rasch erledigt, die Sklaverei, die Knechtung der Eingeborenen wurde proklamiert und später schwarze Arbeiter aus Afrika in Sklavenketten herbeigeschleppt.

Wie anders heute! Kein Volk Afrikas hat die Kulturstufe der Azteken oder der alten Peruaner erreicht; man steht eben so wilden Stämmen wie die Kariben gegenüber, aber der Weiße ist ein anderer geworden. Er würde zurückschaudern, wenn man ihm zumuten sollte, nach der Art der Konquistadoren in Uganda oder Unyoro einzubrechen; seine Missionare führen keine Waffen und suchen nur durch die Macht der Ueberredung, der Ueberzeugung zu wirken; die Hautfarbe bedingt in unsern Augen keinen Unterschied in der Verteilung der Menschenrechte; selbst der an kannibalischem Mahl sich erfreuende Niamniam oder Monbuttu darf nicht wie ein wildes Tier niedergeschossen werden. Die Humanität ist in unserem Jahrhundert kein leeres Wort. Wenn sie nicht die Richtschnur unserer Handlung bildete, wie leicht würde es wohl sein, in Afrika Kolonien zu begründen! Wenn man den spanischen Eroberern nachahmen wollte, dann könnte eine Handvoll Europäer nach dem Grundsatze: „Teile und herrsche", weite Gebiete behaupten und durch Sklavenarbeit unermeßliche Felder in Plantagen verwandeln. Aber wir verabscheuen diese Hilfsmittel früherer Zeiten. Afrika ist das große Haus der Knechtschaft, aber nicht als solches wollen wir es ausbeuten; wir wollen es der Segnungen der Kultur teilhaftig machen, es angliedern an den großen Ring der Zivilisation, und während die früheren Eroberer als Knechter auftraten, erscheinen die Koloniengründer der Neuzeit als Befreier.

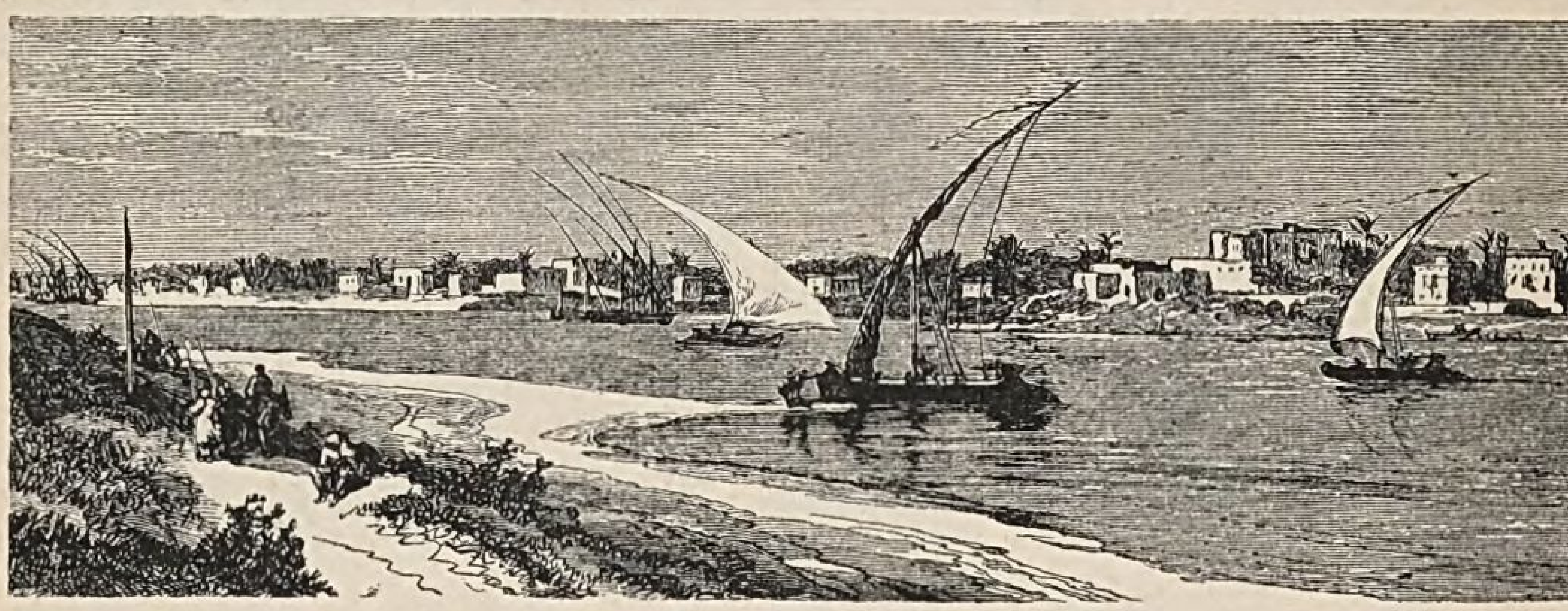
Dieser Befreiungsprozeß muß außerdem nach einer doppelten Richtung hin durchgeführt werden. Auf der einen Seite muß man die auf einer tiefen Stufe der Sittlichkeit stehenden Eingeborenen zu heben suchen, auf der andern eine Fremdherrschaft beseitigen, welche sich weiter Gebiete bemächtigt hat: die Herrschaft der Araber, welche die Heidenländer als eine ihnen von Gott übergebene Beute betrachten, in der sie nach Willkür schalten und walten, Greuelthaten

aller Art verüben dürfen. Wo man nur mit dem einen Faktor, mit den Eingeborenen selbst zu rechnen hat, da ist die Erreichung des gesteckten Zieles leichter. An der Westküste von Afrika bewegt sich die Kolonisation in ruhigeren Bahnen und der endliche Sieg der guten Sache ist sicher zu erhoffen. Immer seltener werden die blutigen Zusammenstöße und erfreuliche Nachrichten kommen sowohl aus Kamerun wie aus dem Kongostaate. Ratlos dagegen stehen wir bis jetzt der Lösung der Frage in den Gebieten gegenüber, in welchen der Araber uns entgegentritt. Wieviel Männer auch ausgezogen sind, um dort bessernde Hand anzulegen, stets schlugen die Wogen des Aufruhrs über ihren Werken zusammen; wieviel Blut auch bereits geflossen ist, um die Sklavenjäger zu vernichten, sie blieben bis auf den heutigen Tag Sieger. Wohl herrscht das Kreuz auf den Meeren Afrikas, wohl steht es an der Küste im Ansehen, so weit die Geschütze der Kriegsschiffe reichen: im Inneren des dunklen Weltteils herrscht noch Finsternis wie vor Jahrhunderten, stehen noch Sklavenraub und Vernichtungskrieg auf der Tagesordnung.

Der Grundsatz, nach dem hier vorgegangen wird, ist bis jetzt der, daß man die Neger gewinnen und sie gegen ihre Bedrücker, die Araber, ausspielen wollte. Die Geschichte der Kämpfe im ägyptischen Sudan wird uns zeigen, welche Früchte dieser Grundsatz getragen hat. Er ist ebenso leicht auszusprechen, wie schwierig auszuführen; denn alle unsere Unternehmungen in Inner- und Ostafrika waren auf einem Fehler begründet: die Macht der Araber wurde unterschätzt. Man hat sich die Vernichtung dieses „Raubtiers von Afrika" zu leicht gedacht. In frischer Erinnerung stehen uns noch die begeisterten Worte Wißmanns, der nur eine Million Mark forderte, um die Araber aus Afrika zu verjagen. Er hat bis jetzt mehr verausgabt und die Araber herrschen noch immer von den Stromschnellen des Nils bis zum Nyassasee — von den Stromschnellen des oberen Kongo bis zur Brandung des Indischen Oceans!

Vergessen wir eins nicht: lange bevor ein Europäer

jene Gebiete betrat, herrschte in ihnen der Araber. Selbst die Entdecker und Kolonisatoren von altem Schlage, die, wie die ersten Portugiesen an der Ostküste von Afrika, in Mitteln nicht wählerisch waren, gingen aus dem Kampfe mit den Arabern besiegt hervor. Auch die Geschichte des ägyptischen Sudan zeigt uns denselben Verlauf: Unterschätzung des Arabertums, Anwendung halber Mittel, Opfer an Gut und Blut und endliche Niederlage der Kulturbestrebungen. Daß Aufopferung, Selbstverleugnung und Heldenmut allein in diesem Kampfe nicht genügen, das beweist uns am klarsten das Schicksal jenes Mannes, der

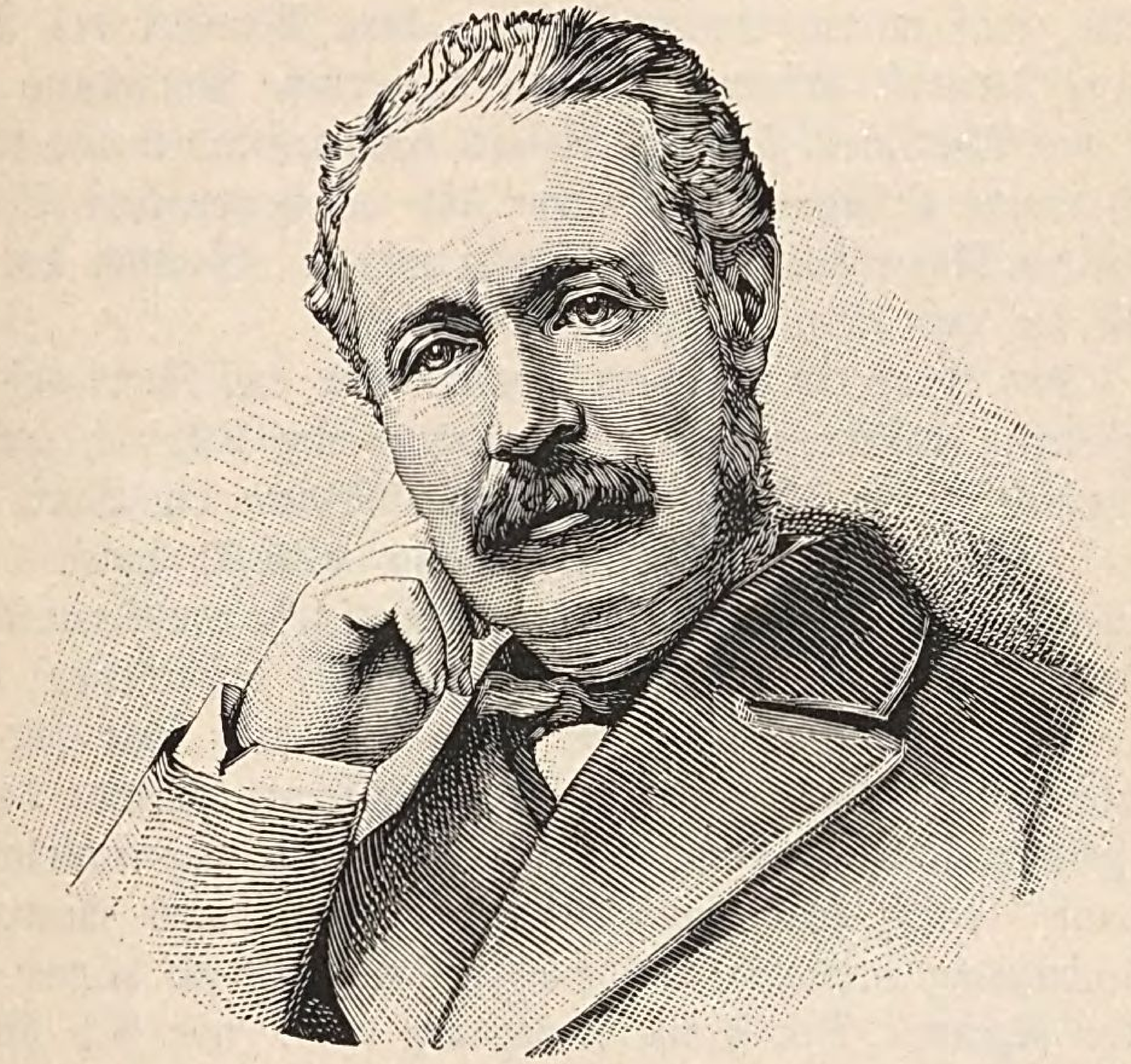


Chartum, die Hauptstadt des Sudan.

als der Held von Chartum in Erinnerung aller lebt, und zum Märtyrer seiner Ueberzeugung wurde.

Charles George Gordon hatte schon, bevor er nach dem Sudan kam, eine bewegte und ruhmvolle Vergangenheit hinter sich. Er wurde im Jahre 1833 in Woolwich geboren. Als junger Sekondelieutenant des englischen Geniekorps nahm er 1854 an der Belagerung von Sebastopol teil, wirkte dann als Adlatus des englischen Bevollmächtigten bei Bestimmung der neuen Grenzen Rußlands, der Türkei und Rumäniens und später bei der Feststellung der russisch-türkischen Grenze in Asien. Schon im Jahre 1860 ging er zur Armee nach Peking, wo er der Uebergabe der Stadt beiwohnte, und machte im Dezember 1861 einen Ritt nach der chinesischen Mauer. Inzwischen nahm in China die Taipingrevolution bedenkliche Ausdehnung an, Engländer

und Franzosen schritten gegen die Rebellen ein und zuletzt wurde Gordon an die Spitze einer gemischten, aus Fremden und Einheimischen zusammengesetzten Armee gestellt. Seine Armee hieß „unbesiegbar"*) und als er das Kommando niederlegte, war der Aufstand unterdrückt; der Rebellenkaiser hatte sich selbst verbrannt. Der Kaiser von China zeichnete



General Gordon.

Gordon aus, indem er ihm den Rang eines vornehmen Mandarinen mit der Würde eines Tschi-Tschu, der höchsten in der chinesischen Armee, verlieh, als Dekoration erhielt Gordon die gelbe Jacke und Pfauenfeder. In England nannte ihn das Volk von nun an „Chinese Gordon". Sechs Jahre lang war er nun königlicher Geniekommandant in

*) Wir verweisen dabei auf die Schilderung, die Prschewalski von dem chinesischen Heere entwirft und die wir in dem Bande „Reisen in Zentralasien" wiedergeben werden.

Gravesend und beim Bau der Themsebefestigungen thätig. Aber auch in weiteren Zivilkreisen wurde er als Philanthrop bekannt; überall, wo er konnte, unterstützte er die Armen und nahm sich vor allem der Schiffsjungen an, die er bilden und anderweitig unterstützen ließ. Im Jahre 1871 wurde er zum englischen Bevollmächtigten bei der europäischen Donaukommission ernannt, und während er in Konstantinopel weilte, traf er mit Nubar-Pascha, dem Minister des Vizekönigs Ismael, zusammen. Die ägyptische Regierung war mit der Thätigkeit Samuel Bakers nicht zufrieden und suchte nach einem Ersatzmann, welcher die im ägyptischen Sudan eroberten Negerländer organisieren würde. Gordon bot sich selbst an und ging an den oberen Nil.

Das Land, in welchem Gordon eine auf Recht gestützte Regierung einführen sollte, war noch wenig bekannt, und er beschränkte seine Thätigkeit auf die Gebiete am Laufe des Nils selbst, in denen bereits Baker gewirkt hatte. Die Siege, die dieser erfochten hatte, waren sehr problematischer Natur. Er hatte zwar nach London geschrieben: der Sklavenhandel ist abgeschafft; aber dies traf nur für die Landstriche zu, die gerade im Bereich seiner Flinten lagen. Außerdem hatte er seine an und für sich wenig zuverlässige „Armee" durch sehr zweifelhafte Elemente, durch ehemalige Sklavenjäger verstärkt, die sich nur anscheinend seinen Befehlen fügten. Der ganze Kriegszug war, wie sich später herausstellte, weiter nichts als ein Abenteuer.

Die ägyptische Regierung hatte inzwischen den Handel in den Negerländern monopolisiert. Die Seriben wurden von der Regierung übernommen und den Besitzern eine entsprechende Entschädigung gezahlt. Einige, die sich ganz besonders verpflichteten, nicht mit Sklaven zu handeln, erhielten aber die Erlaubnis, ihre Faktoreien weiterhin zu unterhalten. Sie waren dem Gouverneur in Chartum unterstellt, dieser aber hatte infolge der weiten Entfernung nicht die genügende Macht, den Anordnungen der Regierung Geltung zu verschaffen; er hatte wohl auch keinen Willen dies zu thun, ebenso wie die ägyptischen Beamten, die ja

hierher kamen, um sich zu bereichern, oder zur Strafe nach dem oberen Nil versetzt wurden.

Als Beispiel dieses Beamtentums wollen wir nur einen Beamten schildern, den Schweinfurth in dem ägyptischen Lager vor Dem Siber kennen lernte. Er ist eine typische Erscheinung.

Ibrahim-Effendi bekleidete in dem Lager das Amt eines obersten Schreibers und Rechnungsführers. Seine Lebensgeschichte war eine fortlaufende Kriminalgeschichte, denn er hatte sich wiederholt die unglaublichsten Schwindeleien und Betrügereien zu schulden kommen lassen. Ursprünglich ein Subalternbeamter in einem der ägyptischen Ministerien, hatte er unter Said-Paschas Regierung das vizekönigliche Siegel gefälscht, um die Ordre zu fingieren, welche ihn zum Chef eines neu zu formierenden Regiments in Oberägypten ernannte und der Lokalregierung alle Ausgaben behufs Aushebung und Equipierung der Truppen anbefahl. Er hatte die Frechheit, diese Ordre persönlich dem Gouverneur der Provinz zu präsentieren und sich als Regimentsoberst zu gerieren. Nur wer die Unordnung und Willkür kennt, welche in allen Zweigen der Verwaltung Aegyptens unter Said-Pascha herrschte, wird das Beispiellose dieses Betrugs für möglich halten können. Zwei Monate nach der vollzogenen Neubildung des Regiments traf es sich zufällig, daß der Vizekönig eine Nilfahrt stromaufwärts machte, und als er am Ufer so vieler Soldaten ansichtig wurde, erkundigte er sich nach der Nummer ihres Regiments und dem Zweck ihres Hierseins. Wer beschreibt die Ueberraschung Said-Paschas, als er von einem Regimente hörte, dessen Existenz ihm bisher unbekannt geblieben! Der herbeigeholte Ibrahim warf sich dem Fürsten alsbald zu Füßen und flehte, seine Schuld bekennend, um Gnade; der gutmütige Said, dessen Gewohnheit es war, sich nie zu ärgern, ließ es bei einer Verbannung nach Chartum und einigen Jahren Gefängnis bewenden. Kaum aber hatte unser Held Ibrahim die Freiheit wieder, so begann er auch schon in seiner neuen Eigenschaft als Schreiber in einer

sudanischen Winkelbehörde die Betrügereien und Unterschleife von neuem, ging mit Kasse und Geldern durch, wurde erwischt und nach dem ungesunden Faschoda am Weißen Nil gebracht, als dem sichersten Platze des Gewahrsams für gefährliche Leute seiner Art. Es gelang ihm jedoch, wieder eine Regierungsanstellung zu erhalten, und er war bald, wie Schweinfurth sagt, auf dem besten Wege, seine alten Armeereorganisationsgelüste von neuem zu befriedigen.

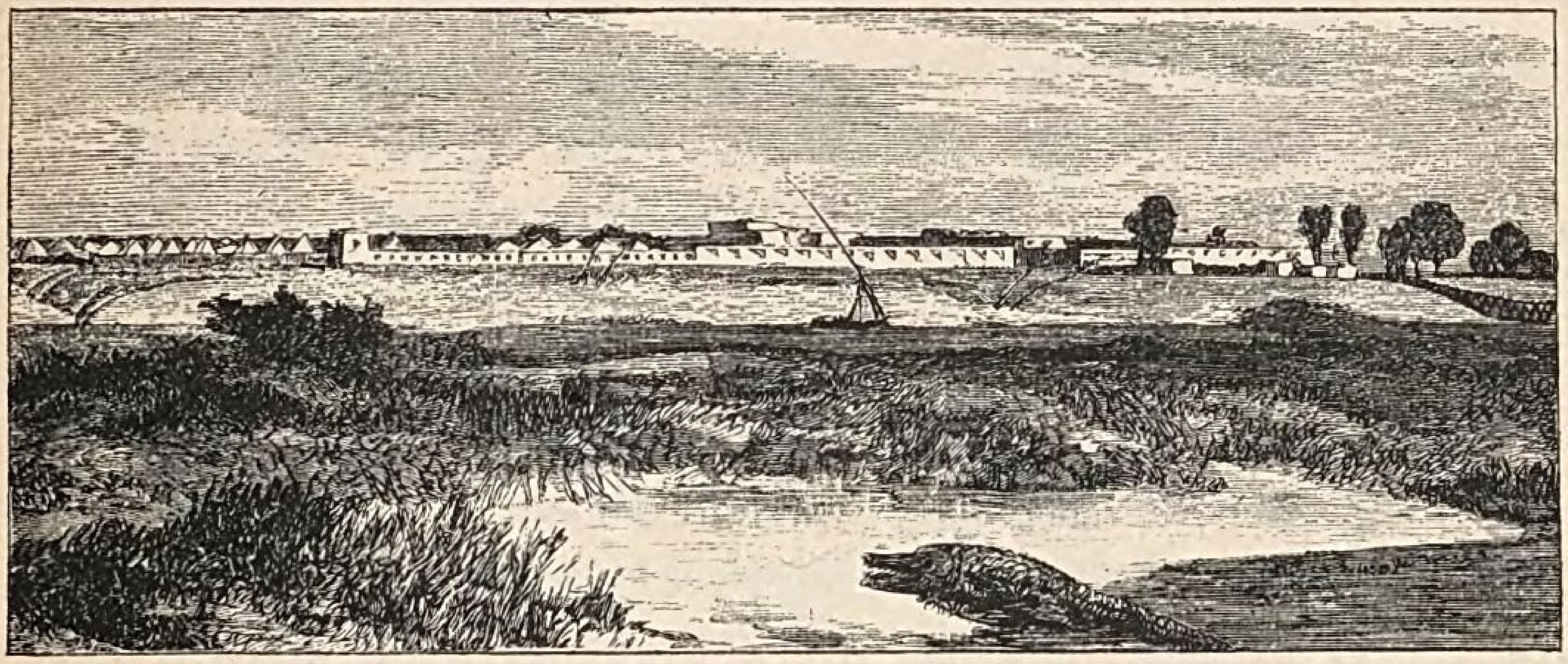
Mit Wölfen dieser Art sollte nun Gordon die Negerschafe im Sudan hüten. Die Regierung beschloß, die Negerländer einer eigenen Verwaltung zu unterstellen und den ganzen Handel mit der Außenwelt als Regierungsmonopol zu erklären. „Es gibt keinen andern Weg, um dem Sklavenhandel ein Ende zu machen," heißt es in der am 16. Februar 1874 Colonel Gordon erteilten Instruktion, „welcher jetzt den Gesetzen zum Trotz mit Waffengewalt geführt wird. Wenn einmal dem Raubwesen ein Ende gemacht sein wird und die gesetzlosen Gebräuche von langen Jahren aufgehört haben, dann kann der Handel wieder frei erklärt werden. Wenn die im Solde der Abenteurer stehenden Leute gewillt sind, in die Dienste der Regierung zu treten, so mag Colonel Gordon von denselben Gebrauch machen, wie er für gut erachtet. Wenn sie aber im Gegenteil versuchen sollten, offen oder heimlich ihre alte Lebensweise fortzuführen, so soll gegen sie die äußerste Strenge des Standrechtes angewendet werden. Solche Leute sollen beim Gouverneur weder Nachsicht noch Gnade finden. Die Lektion soll deutlich gegeben werden, daß auch in diesen entfernten Gebieten der bloße Unterschied der Hautfarbe Menschen nicht zur Ware machen kann und Leben und Freiheit geheiligte Dinge sind."

Das waren beherzigenswerte Worte; sie waren aber mehr zur Beruhigung der Gemüter in Europa als für die Sklavenjäger im Sudan geschrieben. Jedenfalls dachte die Gesamtmasse der ägyptischen mohammedanischen Beamten das Gegenteil.

Außerdem hatte Gordon noch den Auftrag, eine Linie

von Stationen am Nil zu errichten und sowohl für die Verbindung derselben untereinander, als auch mit Chartum zu sorgen. Da nun der Nil bei Redschaf auf eine Strecke von etwa 50 englischen Meilen durch Stromschnellen für die Schiffe nicht passierbar war, so sollte der Colonel Mittel ausfindig machen, wie dieses Hindernis am besten zu umgehen sei.

Es wurden somit die ägyptischen Eroberungen in zwei Verwaltungsbezirke geteilt. Nubien, nebst Kordofan und Sennar, blieb als der eigentliche ägyptische Sudan unter



Faschoda am Weißen Nil.

der Verwaltung ägyptischer Paschas, die in Chartum residierten. Die Negerländer am oberen Nil waren unter dem Namen der Aequatorprovinzen Gordon unterstellt. Wie es dort zuging, haben wir bereits in den vorhergehenden Kapiteln erzählt. Gordon fiel die Aufgabe zu, die eigentlichen Herren des Landes, die Elfenbein- und Sklavenhändler, von ihrem Gewerbe abzuhalten, die Negerstämme, welche zum großen Teil feindlich den Fremden gesinnt waren, zu versöhnen und eine Art Regierung einzurichten.

In dem weiten Gebiete befanden sich nur zwei Regierungsstationen, Gondokoro und Fatiko. Die Besatzung der ersteren zählte 300, die der anderen 200 Mann. Eine Meile rings um diese beiden Stationen war der Regierungseinfluß gesichert; weiter konnte man nicht einmal sicher reisen. Die Ausrüstung der Gordonschen Expedition erheischte darum

eine besondere Sorgfalt, namentlich war es notwendig, einen tüchtigen Stab von Europäern mitzunehmen. Unter diesen befanden sich Colonel Long, die Lieutenants Chippendal, Watson und Linant de Bellefonds, der Maschinist Kemp und Romolo Gessi; außerdem begleiteten diese Expedition Hansal, der österreichische Konsul in Chartum, der verdiente Afrikaforscher Ernst Marno, ein Wiener, und Weiß.

Von diesen allen zeichnete sich später Romolo Gessi am meisten aus. Er wurde 1829 in Italien geboren. Einige Zeit besuchte er die österreichische Militärschule, desertierte jedoch, um in Venedig an dem Aufstande teilzunehmen. Dieser Schritt führte ihn einem Abenteurerleben zu, da er als politischer Flüchtling in die weite Welt auswanderte. Im Kaukasus focht er unter Schamyl gegen die Russen. Während des Krimkrieges diente er in der britischen Armee als Dolmetscher und war beim Hauptquartier der Artillerie attachiert. In den Schlachten bei Inkjerman und an der Alma, sowie bei der Belagerung von Sebastopol zeichnete er sich aus und erwarb sich verschiedene Ehrenzeichen. Dann abenteuerte er weiter, bis er 1874 in ägyptische Dienste trat.

Gordon verließ am 21. Februar 1874 mit seinem Stab Kairo und traf über Suez und Suakin am 13. März in Chartum ein, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Da für seine Expedition auch Munition und andere Vorräte aus Kairo anlangen sollten, so unternahm er zunächst auf einem Dampfschiff eine Rekognoszierungsfahrt nach dem Süden und erreichte schon am 13. April Gondokoro, wo die unter dem Befehl von Rauf-Bey stehende Garnison noch keine Ahnung von der Mission Gordons hatte.

Auf dieser Fahrt hatte er durch eigenen Augenschein die wichtigsten Uebelstände kennen gelernt. In Faschoda, dem südlichsten Fort, welches noch zu dem Chartumer Verwaltungsbezirke gehörte, war der dortige Befehlshaber keineswegs gesonnen, Sklaventransporte trotz der in Kairo erlassenen Befehle zu verhindern. Mit Sklaven vollgepfropfte Barken durften ungehindert flußabwärts nach Chartum fahren und die Mudire von Faschoda erhoben geradezu Zoll

für die durchgetriebene Menschenware. Gordon wußte auch, daß eine Beschwerde beim Gouverneur in Chartum erfolglos gewesen wäre, und er beschloß, sich selbst zu helfen. Nur wenige Meilen südlich von Faschoda, bereits auf seinem Gebiete, legte er an der Mündung des Sobat ein Fort an, besetzte dasselbe mit Leuten seiner Wahl und konnte dadurch eine strenge Flußpolizei ausüben. Da die Ufer von Sobat reich bewaldet waren, so bildete diese erste Station zugleich eine Station für die Dampfer, auf der dieselben Brennholz einnehmen konnten.

Weiter südlich von Sobat sind die Nilufer flach und sumpfig, nirgends bieten sich bequeme Landungsstellen, Dörfer von Eingeborenen sind selten und das Klima ungesund. Auch die alte Station Gondokoro ließ in gesundheitlicher Beziehung so viel zu wünschen übrig, der Landungsplatz war so unbequem, daß Gordon seine Hauptstation nach einem nördlicher gelegenen Platze am linken Ufer des Bahr-el-Djebel verlegte. So entstand Ladó, nach einem benachbarten Berge benannt, lange Zeit, bis zu dem Mahdiaufstande, die Hauptseriba der Aequatorprovinz.

Von hier an wurde eine Reihe anderer Stationen bis zu dem Seengebiet angelegt. Alle befanden sich, um die Kommunikation auch zu Lande zu sichern, am linken Ufer und in Entfernung eines guten Tagemarsches voneinander. Der Nil selbst aber bot der Schiffahrt Hemmnisse. Zwischen den Stationen Redschaf und Bedden befinden sich Stromschnellen, deren Passage durch die Spannung eines Drahtseiles ermöglicht wurde. Hinter der Station Muggi in 4° 8′ 36″ nördlicher Breite wird aber die Schiffahrt gänzlich unterbrochen durch die Yerborahfälle.

Gordon besaß zwei Dampfer, einen kleinen, der in Gondokoro war und der bis Muggi über die Stromschnellen von Bedden bugsiert wurde, und einen großen noch nicht zusammengelegten Dampfer von 108 Tonnen. Beide stammten noch von der Bakerschen Expedition. Es trat nun an ihn die Aufgabe, die Dampfer stückweise bis nach Dufilé übers Land tragen zu lassen, um sie dort zusammenzustellen.

Namentlich der Transport des Kessels des großen Dampfers war mit ungeheueren Schwierigkeiten verbunden. Diese Arbeit mußten Neger zumeist aus den westlichen Teilen von Makraka verrichten, und sie war so hart, daß ihr 500 Mann erlagen. Als bald darauf ein Teil der Gordonschen Expedition durch dieses Gebiet dem Gros nachzog, mußte man einen Umweg einschlagen, so sehr war die Luft von den modernden Leichen verpestet! Das war das Schreckensjahr der Gordonschen Thätigkeit im Sudan, welches den Negern in jenen Gebieten unvergeßlich geblieben ist. Um Muggi herum hatte die Expedition auch schwere Kämpfe mit den Negern zu bestehen und in einem derselben fiel ein europäischer Offizier, Linant de Bellefonds, der, nachdem er auf seiner Mission zu Mtesa glücklich einen Angriff von mehreren Tausend Wanyoro zurückgewiesen hatte,[1] am 25. August 1875 in der Nähe von Labore nebst einer 36 Mann starken Bedeckung niedergemetzelt wurde.

Von Dufile ging es nach den Seen. Im Januar 1876 erreichte Gordon Fatiko, die Station im Schulilande, welche schon von Baker gegründet worden war, und zog von hier in das Land Unyoro, wo er in Fauvera, Kiroto und Magungo befestigte Stationen anlegte und die Fahne des ägyptischen Vizekönigs an den Ufern des Albert-Nyanza aufpflanzte.

Die Züge, die er hier selbst unternahm oder von seinen Offizieren ausführen ließ, waren auch für die Erdkunde von besonderer Bedeutung. Die Dampfer, die nach Dufile gebracht worden waren, wurden hier zusammengestellt und fuhren in den Albert-Nyanza ein. Gessi führte diese Expedition, an der auch der italienische Reisende Piaggia teilnahm; er war der erste Europäer, welcher den Albertsee umschiffte und herausfand, daß er bei weitem kleiner sei, als man bisher, gestützt auf Bakers Mitteilungen, annahm. Die Schilfdickichte, die im Süden den See begrenzen, verschlossen ihm allerdings die Lösung der Frage über die Zuflüsse desselben, welche erst 13 Jahre später von Henry M. Stanley gegeben werden sollte.

Gordon trug sich außerdem noch mit dem Gedanken,

das mächtige Reich Uganda in den Kreis seiner Erwerbungen einzuschließen. Linant de Bellefonds hatte als Gordons Gesandter den König Mtesa besucht und war an dessen Hofe mit Stanley, der auf seiner berühmten Kongoreise begriffen war, zusammengetroffen. Später sandte Gordon ein Detachement seiner Soldaten unter Nur-Agha bis nach Rubaga, der Residenz Mtesas; er erkannte jedoch bald, daß seine Kräfte ungenügend waren, um auch dieses Land für den Vizekönig zu gewinnen, bis zum Ukerewe selbst, dem Hauptquellsee des Nils, sollte Aegyptens Macht nicht reichen. Noch zur richtigen Zeit zog er seine Soldaten von Rubaga zurück.

Den einen Teil seiner Aufgabe hatte Gordon in glänzender Weise gelöst; die lange Kette seiner Stationen sicherte die Verbindung von Chartum bis in das Seengebiet auf einer Linie von 3030 km. Dies ist in der That eine glänzende Leistung — und sie war ein Vorbild für Stanley, als dieser unter günstigeren Verhältnissen die Stationen für den künftigen Kongostaat von Vivi bis zu den Stanleyfällen des Kongo anlegte.

Mit Zufriedenheit durfte er auch auf seine Versöhnungsarbeit den Negerstämmen gegenüber zurückblicken, und er hatte auch dem Sklavenhandel auf dem Nil einen Schlag versetzt, von dem sich dieser niemals erholt hat. Viele Sklavenzüge wurden abgefangen und die Sklaven in den Dienst der Expedition gestellt — aber gerade alle diese Erfolge waren nur scheinbar. Der Hauptsitz der Sklavenjäger lag nicht an dem Nil, sondern in Bahr-el-Ghasal, und wenn auch die Nilstraße den Händlern mit Menschenware versperrt wurde, so reichte diese Sperre doch nur bis Faschoda, von dort an marschierten die Nubier weiter unter dem Schutz der ägyptischen Beamten. Und solange diese als Gouverneure in Chartum residierten, war all die Mühe, die man sich gab, vergeblich! Diese Erkenntnis, sowie seine durch die vielen Strapazen erschütterte Gesundheit, veranlaßten Gordon Ende 1876 nach England zurückzukehren. Nach dem Sudan wollte er nicht mehr gehen.

* * *

Gordons Zurücktreten wurde in Aegypten ohne Zweifel mit Freuden begrüßt. Die Negerländer konnten wieder ohne europäische Aufseher ausgebeutet werden! Nicht so in England. Immer enger zog man dort die Maschen des Netzes zusammen, welches den Khedive verstricken sollte, um das Nilland zu einer englischen Provinz oder zu einem Vasallenstaate Albions zu machen. In Kairo wirkten die Gesandten, auch im Sudan mußte ein Engländer auf dem Posten sein. So forderte im geheimen die Politik Gordons Rückkehr, laut und offen verlangten danach die Philanthropen, welche nicht zugeben wollten, daß das große Werk der Vernichtung des Sklavenhandels unvollendet gelassen werde. Diesem Drucke gab Gordon nach. Schon am 13. Februar 1877 wurde er vom Khedive in Audienz empfangen, und fand ihn bereit, auf alle Wünsche, die vorgetragen wurden, einzugehen. Am 17. Februar wurde die Angelegenheit geordnet. Der bisherige Gouverneur des Sudan, Ismael-Pascha Ejub, war gestürzt. Die Sudanländer und die Aequatorprovinzen wurden in eine Provinz oder ein Reich zusammengebracht, das dem Gesamtflächenraum Deutschlands, Oesterreichs und Frankreichs gleichkam. Der Generalgouverneur dieser Länder war von nun an Gordon. Sein Regierungsprogramm war das alte: Aufhebung des Sklavenhandels, Versöhnung mit den Negern, Einführung der Kultur und einer starken Regierung. Er hatte eine unumschränkte Gewalt; er allein setzte die Statthalter ein, er entschied über Leben und Tod. „Der Khedive,“ schrieb Gordon, „hat mich zu einem Muchir oder Marschall gemacht, so daß ich und der Herzog von Cambridge einander gleich sind. Er hat mir eine Uniform gesandt; der Rock ist 150 Pfund Sterling wert und mit Goldlitzen bedeckt. Ich gebiete bis zur Küste des Roten Meeres. Das ist ein ungeheueres Kommando. . . . Der Vizekönig gab mir unbeschränkte Macht. Es wird mein Fehler sein, wenn mit mir als Generalgouverneur des Sudan die Sklaverei nicht aufhört und diese großen Länder der Welt nicht geöffnet werden.“

Die politischen Schwierigkeiten hatten sich jedoch in der

kurzen Zwischenzeit nur gemehrt. Im Westen stand in Bahr-el-Ghasal der Sohn Sibers an der Spitze seiner Basinger, jeden Augenblick bereit loszuschlagen und sich für die Internierung seines Vaters in Kairo zu rächen; im Innern des Landes gärte überall die alte Unzufriedenheit, und im Osten gab es Streitigkeiten mit Abessinien, welche der neue Generalgouverneur beilegen sollte. Die Aufgabe, all diese Angelegenheiten zu ordnen, war groß, ja sie überstieg selbst die Kräfte eines Mannes wie Gordon, der voll und ganz in seinem Berufe aufging.

Am 26. Februar 1877 erschien er in Massaua und ging von hier sofort nach Chartum, wo er einen Erlaß, die Sklaverei betreffend, publizierte. Die Eintragung der Sklaven durfte nur bis zum letzten Dezember 1877 stattfinden; vom 1. Januar 1878 an war es verboten, neue Sklaven zu erwerben; der Sklavenhandel sollte mit jenem Tage aufhören. Dann begab er sich nach Darfor, um die dortigen Wirren zu lösen. Hier standen ihm zwei Feinde gegenüber. Harun, ein Mitglied des alten Königsgeschlechtes von Darfor, erhob sich an der Spitze der Unzufriedenen gegen die Vergewaltigung der Türken und hielt die Garnisonen eingeschlossen. Es gelang Gordon, dieselben ohne Blutvergießen zu befreien und einen großen Teil der Darforesen für sich zu gewinnen.

Dann ging er nach Dara, wo der zweite Feind Soliman Siber mit seinen Truppen stand. Gordon wollte die Empörer überraschen; er gab seinen Truppen den Befehl, ihm zu folgen, so gut sie könnten, und galoppierte auf einem Kamel nach dem 85 Meilen entfernten Dara, ohne eine andere Begleitung als einen Fliegenschwarm, der ihm auf den letzten sieben Meilen dieses Rittes folgte. So war er in Dara allein erschienen, nahm hier einige Baschibozuks der schwachen Besatzung und ritt mit ihnen nach dem Lager Solimans. „Ich ritt mit meinen Räubern nach dem Lager der andern Räuber drei Meilen weit ab.“

Unverhofft erschien Gordon vor dem großen Zelte Solimans und verlangte ein Glas Wasser. Die versammelten

Offiziere Solimans waren über die Kühnheit Gordons völlig niedergeschmettert, dieser aber lud Soliman ein, mit seinen vornehmsten Anhängern nach Dara in das Regierungsgebäude zu kommen. Die Eingeladenen erschienen wohlbewaffnet, um Gordons Mitteilungen entgegenzunehmen. Kurz und bündig erklärte er ihnen, er wisse wohl, daß sie einen Aufstand planten, er sei gekommen, um ihre Unterwerfung zu verlangen, im entgegengesetzten Falle werde er sie entwaffnen und vernichten. Es wäre Soliman ein leichtes gewesen, das schwache Fort von Dara zu stürmen, aber die Kühnheit Gordons verwirrte die Rädelsführer ganz und gar. Die Mehrzahl wollte nicht kämpfen und so sah sich Soliman gezwungen, Gordon am nächsten Tage einen Brief zu schreiben, in dem er seine Unterwerfung anzeigte. Mit seinen treuesten Anhängern zog er darauf nach Schakka. Gordon suchte nun die anderen Sklavenjäger unschädlich zu machen und es gelang ihm, einen der Hauptanhänger Solimans, Idris Wod Defter, für sich zu gewinnen. Nun verlangte er von Soliman Bürgschaften seiner Unterwerfung, er wollte ihn nach Kairo schicken, damit er dort dem Vizekönig den Fußfall leiste. Soliman, der ja wußte, wie es seinem Vater in Aegypten erging, weigerte sich dies zu thun. Gordon rückte nun mit vier Kompanien nach Schakka, wo Soliman keinen Widerstand leistete und an die Großmut Gordons appellierte. Gordon ließ sich bethören und schickte Soliman auf dessen Seriben nach Bahr-el-Ghasal zurück in der Hoffnung, daß Soliman sich für die Großmut dankbar erweisen werde. Er sollte aber eine bittere Täuschung erleben. Die Freilassung Solimans führte zu einem furchtbaren Rachekrieg.

Der Rachekrieg im Bahr-el-Ghasal.

Ibrahim-Effendi Fauzi war beauftragt, die Länder am Bahr-el-Ghasal, zu deren Mudir er ernannt wurde, zu organisieren. Er sollte das seit drei Jahren in den Regierungsseriben angesammelte Elfenbein nach Chartum bringen und er fürchtete, daß er von den unter Solimans Befehl

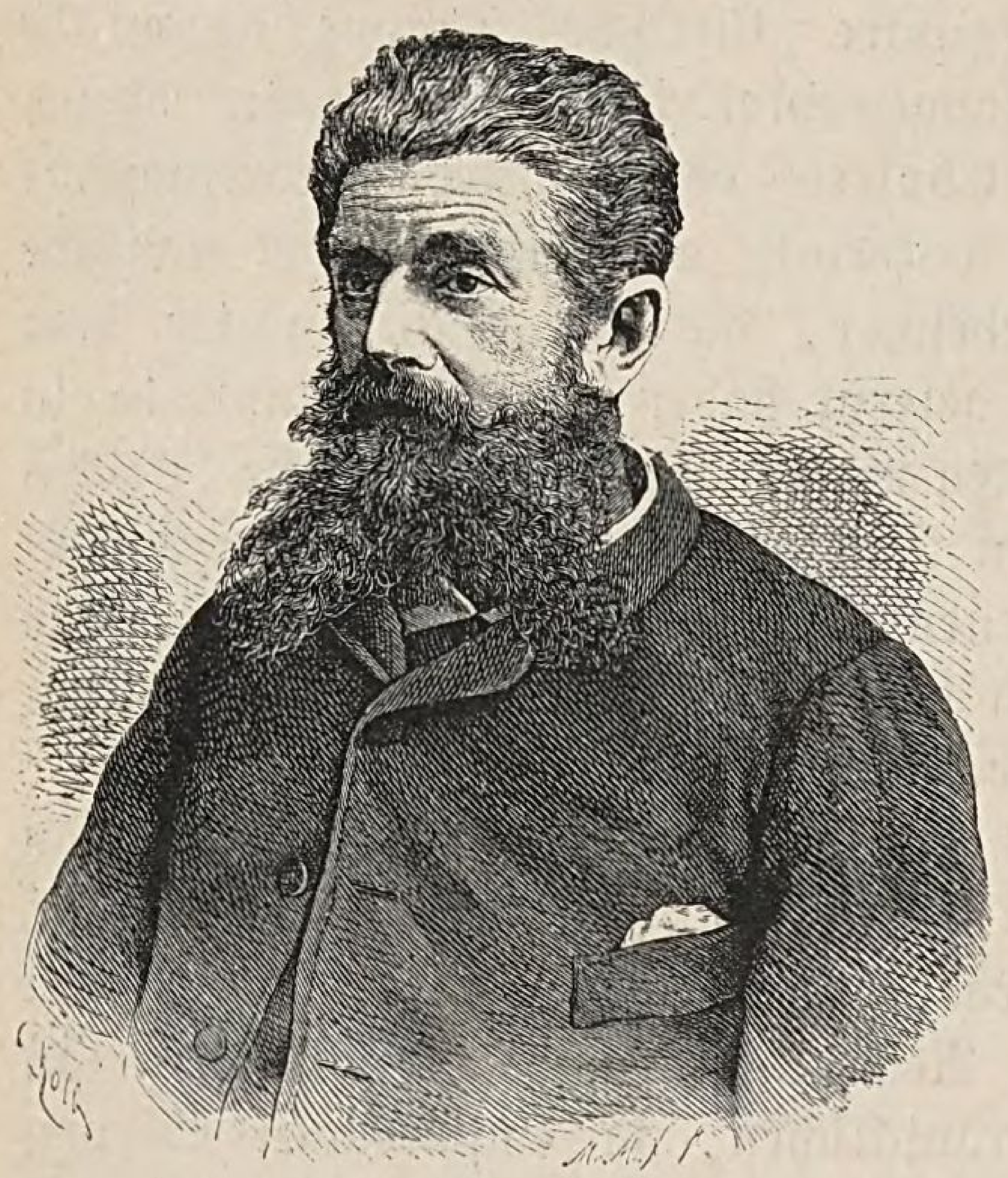
stehenden Sklavenräubern beunruhigt werden könnte. Er wollte die Grenzen seines Gebietes sichern und zog aus allen Gegenden Truppen zusammen. Das Aufgebot erfolgte über Hals und Kopf und Dr. W. Junker schloß sich der Abteilung an, die von Makraka nach der Mudirïe Bahr-el-Ghasal marschierte. Ihm verdanken wir eine ausführliche, ungeschminkte Schilderung dieses Marsches.

Die flintentragende Mannschaft zerfiel in drei Gruppen. Da war zunächst die reguläre „türkische" Truppe, ägyptische Soldaten mit Remingtongewehren bewaffnet; dann folgten die Irregulären, die Choterie oder Hutterié (korrumpiert aus dem französischen coterie); es waren zumeist nubische Soldaten der Seribenbesitzer, die wir früher unter dem Namen Asaker kennen gelernt haben, und die nunmehr in Regierungsdienste getreten waren. Eine dritte Klasse bildeten endlich die sogenannten Dragomane, es waren dies Eingeborene von verschiedenen Stämmen, die in den Seriben aufgezogen waren, und bald als Soldaten, bald als Dolmetsche verwendet wurden.

Diesem Kern des Heeres schloß sich der Troß von Weibern, Kindern und Trägern an; die ganze Gesellschaft, die von Makraka aufbrach, mochte gegen 2000 Köpfe stark sein. Auch bei diesen Regierungstruppen konnte man auf dem Marsche die unerquicklichen, ja empörenden Scenen beobachten, die sonst bei den Zügen der Sklavenräuber sich ereignen. Mehrfach begegnete man Trägern, die durch eiserne Fesseln geschlossen waren. Zwei Männer wurden durch eine kurze Kette, die bei dem einen das rechte, bei dem andern das linke Handgelenk umschloß, aneinander gefesselt. Die Bedauernswerten mußten infolge dieser Art von Verbindung nebeneinander gehen, was in Anbetracht der schmalen afrikanischen Fußpfade ihre Qual noch besonders erhöhte. Selbst die leichtere Form der Schebba fehlte nicht, einige Weiber trugen sie in Gestalt am Halse herabhängender dicker Knüppel — freilich waren es Sträflinge, die man so behandelte. Aber auch gewöhnliche Träger wurden, um Desertionen zu verhüten, durch Lederriemen zu langen Zügen

aneinander gebunden. Trotzdem geschah es, daß sie nachts beim Lagerfeuer ihre Fesseln durchsengten und das Weite suchten. So waren einem Regierungsschreiber seine sämtlichen „menschlichen Lasttiere“ durchgegangen.

Ueber die Zustände, die mitten in diesem Heere und dem Lande, durch das es zog, herrschten, belehrt am besten ein Vorfall, den Junker erzählt. In einem Lagerplatze, den man in der Nähe einer Seriba, wo sich, wie immer, auch Händler aus Dongola herumtrieben, war Murdjan, ein Knabe, der in Diensten Junkers stand, spurlos verschwunden. Er sollte Wasser und Holz holen, kehrte aber nicht wieder. Man suchte vergebens nach ihm, bis er in später Nacht wiederkehrte und erzählte, daß er von einem der Händler erfaßt und in ein benachbartes Eingeborenendorf geschleppt wurde; man hatte ihn hier eingeschlossen und nur durch einen glücklichen Zufall war es ihm möglich, zu entfliehen. Die Beamten hielten es gar nicht für angebracht, erst eine Untersuchung anzustellen, sie ließen den Fall auf sich beruhen, denn sie selbst scheuten sich nicht, während des Marsches Geschenke in Gestalt von Sklavenknaben zu empfangen.



Dr. Wilhelm Junker.

Der ganze mühsame Marsch, auf dem man durch viele angeschwollene Ströme setzen mußte, erwies sich schließlich als unnütz; es kam zu keinem Zusammenstoß und die Verproviantierung der Leute stieß auf solche Schwierigkeiten,

daß Ibrahim-Fauzi schleunigst den Befehl zum Heimmarsche gab. Die Kolonne hatte sich aufgelöst, und es brach unter den Trägern, für die man nicht mehr sorgte, Hungersnot aus. „Der erste Tag schon,“ schreibt Junker, „machte mich zum Zeugen eines widerlichen, herzbeklemmenden Vorfalls. Am Wege lagen Leichen von Negern der Karawane. Die armen Teufel waren vor Hunger und Ermattung liegen geblieben und elendiglich zu Grunde gegangen. Bei meiner Annäherung (ich ritt einen Esel) erhoben sich Dutzende von Aasgeiern mit lautem Flügelschlag von der greulichen Mahlzeit. Dasselbe Bild wiederholte sich am nächsten Tage ... Stündlich mußte ich den gräßlichen Anblick der Opfer einer gewissenlosen Leichtfertigkeit erdulden. Und das war am Beginn der Rückreise, wie sollte dies später werden!“

Solche Zustände herrschten in dem Lande, dessen Gouverneur Gordon war, ja noch viel schlimmere! Die ägyptische Regierung hatte die Seriben gekauft, aber weder der Sklavenhandel noch die Raubzüge hatten aufgehört. Es gab noch Länder, welche man nicht annektiert hatte, und diese wurden nach wie vor geplündert. Nachdem Junker von jenem Marsche nach dem Bahr-el-Ghasal zurückgekehrt war, machte er eine Reise nach Kalika, einem westlich von Wadelai gelegenen Lande. Wenn er vorher eine „Armee“ begleitet hatte, so zog er jetzt mit einer Räuberbande, der ausgesprochene Zweck dieser Reise nach Kalika war auch, sich mit Vieh und Getreide zu versorgen. In Rimó, dem Rendezvous der Gesellschaft, versammelten sich gegen 1000 Menschen, darunter 400 mit Feuergewehren bewaffnet und 30 Mann von der regulären Truppe unter Anführung eines Offiziers. Am liebsten wären alle aus der Gegend mitgezogen, aber es mußten ja Bedienstete in den Stationen bleiben; damit sie nun nicht leer ausgingen, schickten sie ihre Sklaven mit, welche für ihre Herren rauben und stehlen sollten. Das war Usus in der Provinz. Elfenbein und Rinder, die man den unabhängigen Negern abnahm, waren Regierungsgut, der Rest des Raubes aber: Weiber, Ziegen, Schafe, Hühner, Tabak, Eisengeräte u. s. w., wurde unter

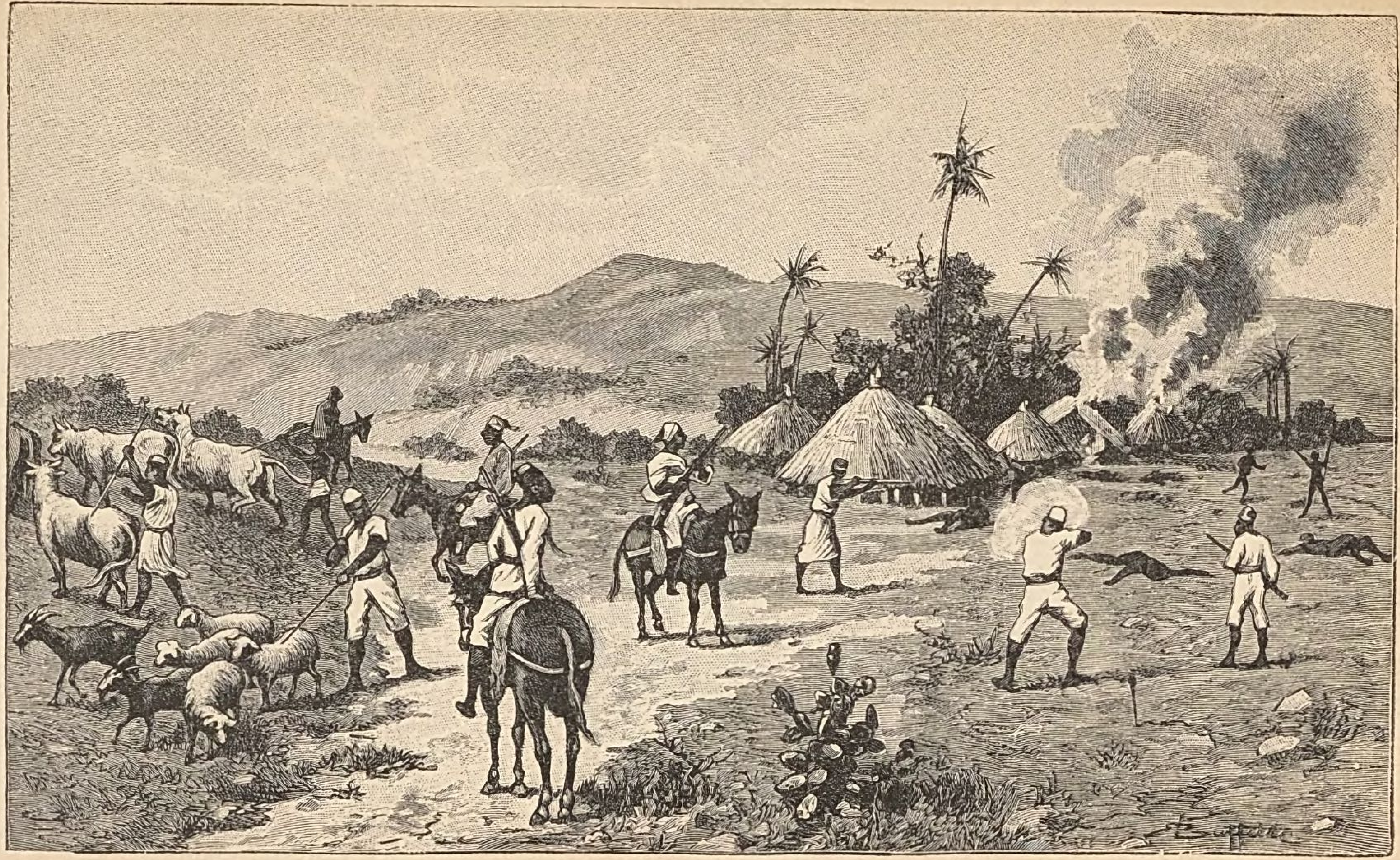
den Expeditionsmitgliedern geteilt. Darum schickten die treuen Verwaltungsbeamten, die im Lande bleiben mußten, ihre Diener mit!

Es war eine traurige Reise, die Dr. Junker machen sollte. Zunächst wurde der Stamm der Kakuák, dem Barivolke angehörend, heimgesucht. Die Neger waren aus ihren Dörfern geflohen und hatten selbst die wertvollsten Teile ihrer Häuser, die spitzen runden Strohdächer abgehoben und im hohen Grase versteckt. Natürlich wurden dieselben bald ausgestöbert und boten der Räuberbande den erwünschten Schutz. Während die einen das Lager errichteten, zog eine Abteilung den Flüchtlingen in die Berge nach, um Getreide zu „holen". Bald hörte man Flinten knattern und am Abend kehrte die Kompanie mit Körben voll Getreide und etwa fünfzig Ziegen zurück.

Am anderen Morgen zogen drei Abteilungen in die Umgebung und Junker bestieg einen mäßig hohen Berg in der Nähe des Lagers, von dem aus er in einer Entfernung von zwei Stunden die Gegend überschauen konnte, in der die Wohnungen der Kakuák nebst ihren Feldern sich als grüne Flächen von einem dunklen Grunde abhoben. Bald stiegen in der Ferne Rauchwölkchen auf, mit dem Fernrohr konnte der Reisende die aufzüngelnden Flammen der brennenden Weiler bemerken. Immer höher bergan stiegen die Rauchsäulen auf, den Weg, den die Räuber nahmen, bezeichnend. Am Abend waren gegen 500 Ziegen und Schafe eingetrieben, Rinder hatten die Kakuák nicht mehr.

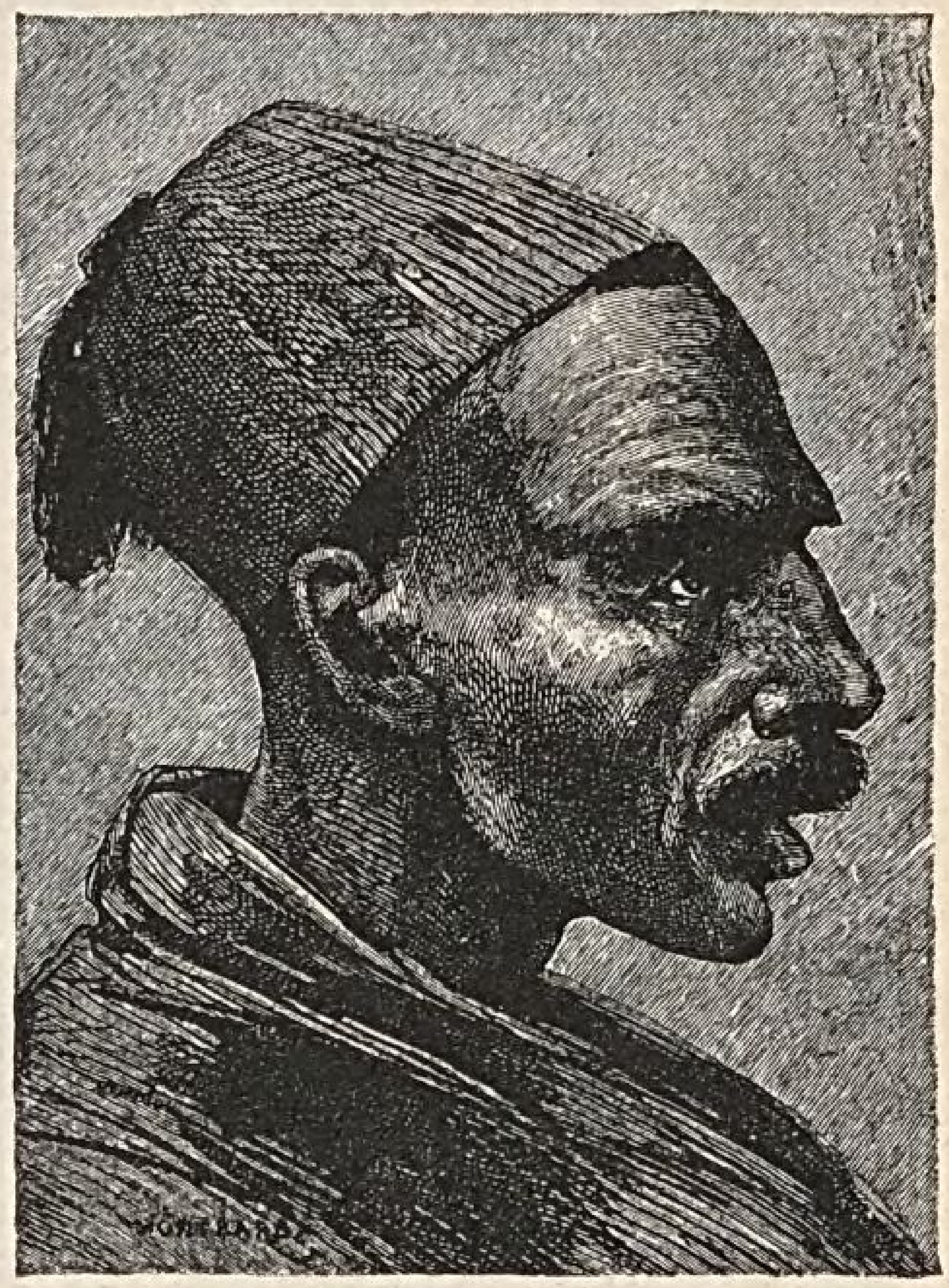
Der Weg führte weiter durch eine reizende Landschaft, einen der prächtigsten Naturparke, „aber die Expedition zog weiter", schreibt Junker, „ich hatte meine Schritte an die ihren gefesselt und mußte jetzt mit ihr fort zu den Greueln von Raub, Brand und Zerstörung. Ein Verweilen an schönem, friedeatmendem Ort war mir nicht gegönnt."

Die Wasserscheide des Nils und des Kongo wurde erreicht und man befand sich in dem reichen, noch nicht ganz ausgeplünderten Gebiete Kalika. Junker stand auf einem Boden, den vor ihm noch keines Weißen Fuß betreten hatte,



Razzia türkischer Truppen in einem Negerdorfe.

aber er konnte angesichts der Greuel, die sich vor seinen Augen abspielten, keine Freude an seinen Entdeckungen empfinden. Der alte Grundsatz: teile und herrsche! wurde auch hier befolgt. Einzelne Häuptlinge wurden als Freunde behandelt, ihre Gebiete wurden geschont und dafür zeigten sie dem Räubergesindel die Verstecke, in welche sich die anderen Neger mit ihren Herden geflüchtet hatten. Hier gab es Rinder — an einem Tage wurden gegen 1000 Stück eingetrieben. Bei diesen befreundeten Häuptlingen wurden auch Seriben errichtet, in denen man das geraubte Vieh zurückließ, wobei jeder sein „Eigentum“ mit Zeichen versah.



Siber-Pascha.

Die Neger boten den Räubern einen äußerst schwachen Widerstand, da sie die Feuerwaffen fürchteten. Nur von einer verzweifelten Heldenthat berichtet Junker: Häuptling Liki, durch den Verlust seiner Herden und die Verwüstung seiner Felder wutentbrannt, trat mit dem Mute der Verzweiflung in unachtsamer Tollkühnheit seinen Feinden offen entgegen. Sein plötzliches Erscheinen in der Nähe des Lagers, an welches er unbeobachtet herangekommen war, verursachte großen Lärm, weil alle Welt an den Angriff zahlreicher Eingeborenen glaubte, aber er war allein und schoß rasch einige Pfeile ab, worauf eine Kugel seinen Oberarm zerschmetterte, die Bombékrieger sogleich über ihn herfielen, den Leichnam verstümmelten und den Kopf vom Rumpf trennten. Dieser fiel mir zu, schließt Junker, ich ließ ihn für meine Sammlungen präparieren.

Nur einmal gab es während dieser einen Monat dauernden Razzia Ruhe. Mitte Dezember feierten die Räuber das dreitägige Fest Id-el-Kebir, dessen letzter Tag dem An-

denken an das Opfer Abrahams geweiht ist. Fünfundsiebenzig Rinder wurden geschlachtet und die Räuber gaben sich selbst Mühe, nicht zu fluchen und auch der Kurbatsch (die Sklavenpeitsche) feierte, die Sklaven atmeten auf. Aber mit dem ersten Hahnenschrei nach den Feiertagen — man hatte gegen 1000 Stück geraubtes Federvieh im Lager — ging das Sengen und Rauben von neuem los.



Station Meschra=el=Rek am Gazellenfluß.

Es war ein grauenhafter Zug, denn zu allen seinen Schrecken gesellte sich noch ein furchtbarer, der die Räuber selbst geißelte: die Pest! Die Pocken wüteten im Lager. Kranke wurden auf Bahren getragen und andere schleppten sich mühsam auf Krücken hinter der Karawane, froh, wenn es ihnen gelang, noch rechtzeitig den Lagerplatz zu erreichen. Der Keim der schrecklichen Krankheit wurde auch in den Dörfern der Eingeborenen verbreitet und die Seuche trug mehr noch zur Verödung des Landes bei als die Feuerwaffen und Lanzen der Plündernden.

Nach dem Rückmarsch zerstreuten sich die Räuber in

den Stationen und Seriben und schwelgten eine Zeitlang in Merissa, denn sie waren zufrieden; die Ghazwe war erfolgreich gewesen.

Dr. W. Junker kehrte im Jahre 1878 nach Chartum zurück, wo er mit Gordon zusammentraf. Der Mudir Ibrahim-Fauzi, der sich bis dahin der Gunst des Gouverneurs erfreute, wurde abgesetzt und in Ketten nach Faschoda gebracht, an seine Stelle aber Dr. Schnitzer, oder Dr. Emin-Effendi, zum Gouverneur der Aequatorprovinz mit dem Titel eines Bey ernannt.

Inzwischen kamen beunruhigende Berichte vom Bahr-el-Ghasal. Soliman Siber eröffnete die Feindseligkeiten, indem er mit seinen Scharen die Regierungsseriben im Bahr-el-Ghasal angriff und plünderte. Seine Macht mußte nunmehr niedergeworfen werden und Gordon wählte Romolo Gessi zum Führer dieser schwierigen Expedition; erst nach langen Verhandlungen gelang es Dr. Junker, Gessi zur Uebernahme des Kommandos zu bestimmen.

Inzwischen gelangte die Regierung nach und nach in Besitz von Beweisen, daß der Aufstand seit lange geplant war. Auf dem Nil wurde eine Barke abgefangen, die mit kostbaren orientalischen Sätteln und schöngearbeiteten Säbeln beladen war. Das waren Geschenke, die Siber, der in Kairo interniert war, ohne Zweifel den Häuptlingen der Nomaden in Darfor sandte. Die reichen Geldmittel, über die der entthronte Seribenkönig verfügte, schufen ihm Freunde selbst in Kairo und auch viele Regierungsbeamte im Sudan hielten zu ihm, der die Provinzen schon im voraus unter sie verteilt hatte. Die arabischen Elemente waren nicht nur wegen des Verbots des Sklavenhandels erbittert, zwischen ihnen und den „Türken", wie sie die Aegypter nannten, gähnte eine unüberbrückbare Kluft. Wo die Paschas erschienen, traten sie als Despoten auf; sie legten Steuern auf, an denen sie sich selbst mehr bereicherten, als die Regierung, und was sie übrig ließen, das wollten sich die Soldaten, die Baschibozuks aneignen. Der ganze Sudan glich einem Pulverfaß, das ein Funke zur Explosion bringen

konnte. Nun kamen gar außer den Türken noch die „Christenhunde“ ins Land! Den Unzufriedenen fehlte nur ein tüchtiger Führer. Der einzige, den sie als ihren Leiter anerkennen würden, wurde allerdings in Kairo gefangen gehalten. Das lähmte die Thatkraft der Aufrührer; sie hielten zwar zu Soliman Siber, dem Sohn, aber in allen Stücken konnte dieser doch den Vater nicht ersetzen. Das Ansehen Siber Rahamas im Sudan war auch der Regierung wohl bekannt, denn als Gordon Truppen von Kairo verlangte, frug Nubar-Pascha bei dem Gouverneur an, ob er ihm nicht lieber Siber senden solle! Das hieß doch den Teufel mit dem Beelzebub austreiben, aber so eigenartig waren die Verhältnisse im Sudan, daß später, wo der Mahdi Chartum bedrohte, Gordon selbst mit dem Gedanken sich trug, Siber als den Retter Aegyptens nach dem Sudan zu bringen!

Damals, 1878, wollte man noch nicht paktieren, man war fest entschlossen, die Hydra der Sklavenjäger zu zertreten, einen Vernichtungskampf aufzunehmen, und Gessi zog zu diesem Kampfe aus, zog mit den ägyptischen Truppen gegen die Sandschaks*) Sibers, die nicht nur in dem Kriege gegen Darfor ihre Feuertaufe empfangen hatten, sondern in den fortwährenden Raubzügen gegen die Neger und die Nomadenstämme der Steppe alle Künste der Kriegführung in jenen Ländern kennen gelernt hatten — die sozusagen als Veteranen in den sudanischen Kämpfen gelten konnten.

Die Truppen Solimans bestanden zumeist aus Basingern, zu Soldaten dressierten Negern, die merkwürdigerweise unter der Anführung von Arabern bessere Soldaten abgaben, als man erwarten sollte. Romolo Gessi brach mit einigen regulären Kompanien am 15. Januar 1878 von Chartum auf und ging zunächst flußaufwärts nach Faschoda, wo noch einige Hundert von der dortigen Garnison zu ihm stießen. Wie immer, so begegnete man auch diesmal auf dem Weiter-

*) Truppenabteilung = ein Fähnlein; auch der Befehlshaber der Abteilung wird so genannt.

marsche nach Gaba Schambé einigen Sklaventransporten, welche direkt nach Chartum, dem Sitz des Gouverneurs gingen; er fing sie weg und befreite etwa 250 Sklaven. Der Dampfer, welcher zwischen Meschra-el-Rek und Faschoda fuhr, war nicht eingetroffen, und Gerüchte, die aus dem Bahr-el-Ghasal kamen, besagten, daß jener Dampfer von Soliman zerstört worden sei, während er in Wirklichkeit durch den niedrigen Wasserstand in der Meschra festgehalten wurde. Diese Gerüchte veranlaßten jedoch Gessi, seinen Marsch in das feindliche Gebiet über die Mudirie Rohl anzutreten. Wir wissen bereits, wie flußreich jenes Gebiet ist. In der Trockenzeit sind allerdings die meisten Ströme trocken, während der Regenzeit aber, deren Beginn gerade mit dem Aufbruch Gessis zusammenfiel, bilden alle Schluchten reißende Ströme und das Land ist mit förmlichen Sümpfen bedeckt. Die an und für sich schlechten Wege sind geradezu ungangbar und ein Heer kann in dieser Zeit nur äußerst langsam vorrücken. So kam Gessi auch erst am 7. September in dem Hauptort der Mudirie Rohl an, in Rumbek, der ehemaligen Seriba des berüchtigten Alphonse de Malzac. Hier residierte jetzt ein Regierungsbeamter Namens Yussuf-Bey. Auch er war ein Dongolaner, einst Seribenbesitzer, der seine Faktoreien an die Regierung abgetreten hatte und nunmehr in deren Diensten stand. Trotz der Uniform, die er trug, konnte er seinem alten Handwerk, dem Sklavenraub, nicht entsagen und sympathisierte wohl in seinem Innersten mit den ehemaligen Genossen, die ja Leute seines Glaubens und seiner Abstammung waren. Aber andere Beamte waren hier nicht zu haben und Yussuf-Bey wurde zum Hauptoffizier Gessis, zum zweiten im Kommando bestimmt.

In Rumbek wurde die Armee organisiert. Dann zog man nach Dem Idris, der großen Seriba, welche von Soliman geplündert worden war. Der Marsch wurde noch beschwerlicher als bis jetzt; zu den unwegsamen Straßen kamen noch Schwierigkeiten in der Verproviantierung der Truppen, denn Soliman hatte auf seinem Verheerungszuge gegen die Regierungsseriben alle Getreidevorräte, die er

nicht fortschleppen konnte, vernichten lassen. Er selbst hatte sich indessen nach Schakka mit 4000 bis 5000 Mann zurückgezogen, in der Hoffnung, daß es ihm von diesem Orte aus gelingen würde, die Fackel des Aufruhrs nach Darfor und Kordofan zu werfen. In Rumbek stießen zu Gessi die Aufgebote von Rohl und Makraka, bunt zusammengesetzte Truppen, wie wir sie auf dem Zuge Dr. Junkers kennen gelernt haben. Zwischen Soliman und Gessi stand noch in der Station Dembo Kenawi Ali Abu Amuri, ein Elfenbeinhändler, der über 1000 Basinger verfügte. Gessi gelang es, den Mann für die Regierung zu gewinnen, wodurch deren streitbare Macht auf 3000 Mann erhöht wurde. Dieser Zuzug verstärkte naturgemäß auch den ungeheueren Troß von Weibern, Kindern und Sklaven, welcher dem Heere folgte und die Schwierigkeiten der Verproviantierung erhöhte, sowie die Beweglichkeit der Truppen verminderte. Die Gebiete, durch die Gessi jetzt zog, waren von Soliman heimgesucht worden; die Bevölkerung war geflohen, die Dörfer standen leer — man zog durch eine Einöde, in welcher inzwischen die Vegetation so üppig aufgeschossen war, daß die langen Kolonnen in dem Grasmeere verschwanden und sich mühsam durch dasselbe durcharbeiten mußten. Zahlreiche angeschwollene Flüsse waren zu passieren, nirgends aber fand man Boote, da Solimans Krieger dieselben zerstört hatten, so mußten Flöße aus Gras und Rohr angefertigt werden. So rückte Gessi bis zum Bahr Djur vor. Der Fluß war über 200 m breit und wimmelte von Krokodilen; außerdem lagen hier Anhänger Solimans im Hinterhalt, die erst nach einem harten Kampfe zum Rückzug gezwungen wurden.

Gessi sah inzwischen ein, daß er mit dem Weibertroß nicht rasch genug vorwärts kommen werde, und baute in der Seriba Wau eine Palissadenfestung, in der er die lästigsten Nachzügler zurückließ. Er erhielt hier auch Bundesgenossen. Aus allen Richtungen strömten Neger herbei und führten Klage über die Raubthaten Solimans und der Dschellaba; sie jubelten Gessi entgegen und dieser „that das

Möglichste, um die Erbitterung der Neger gegen das Raubgesindel der Dongolaner und Dschellaba zu steigern, und ließ sie wie eine Meute von Bluthunden gegen dieselben los. Von nun an hetzten die Neger die Dschellaba, wo immer sie einen fanden; eine fürchterliche Wiedervergeltung war gekommen und die Greuelthaten der Sklavenjäger wurden blutig heimgezahlt. Für die nächsten Monate war der Bahr-el-Ghasal der Schauplatz von Mord, Brand, Tod im Feld und durch Henkershand, mit blutigem Griffel wurde die Geschichte von Gessis Rachekrieg eingeschrieben" *).

Die kleine Armee der „Befreier" war Mitte Dezember 1878 bis Dem Idris gekommen. Hier empfing Gessi schlimme Nachrichten. Als Soliman von dem Ausrücken der Aegypter gehört hatte, sammelte er seine sämtlichen verfügbaren Truppen, 34 Sandschaks (gegen 10000 Mann) und rückte in Gewaltmärschen Gessi entgegen. Dieser konnte nicht daran denken, dem so starken Feinde im offenen Felde entgegenzutreten, um so mehr, als er noch auf Munition, die ihm nachgesandt werden sollte, wartete. Er beschloß darum, den Gegner in Dem Idris zu erwarten. In größter Eile wurde der geplünderte Ort in eine Festung verwandelt. Man hatte rasch einen Graben gezogen und aus Holz und Erde Wälle oder Barrikaden errichtet. Von einem Baum, der das Fort überragte, betrachtete Gessi die Bewegungen des Feindes, der am 27. Dezember vor Dem Idris erschien und sofort zum Angriff überging. Mit einem wütenden Sturme wurde die Belagerung eröffnet, die von Ende Dezember 1878 bis zum April 1879 währen sollte. „Die Fahnenträger," berichtet Buchta, „kamen bis auf 50 Schritt heran, pflanzten die mit Koransprüchen und Opferblut bedeckten Standarten in die Erde und forderten die Aegypter höhnend heraus; kaum niedergeschossen, waren sie durch andere ersetzt. Viermal setzten die Basinger zum Sturme an; viermal wurden sie von Gessi zurückgeschlagen; dann flohen sie. Das Gewehrfeuer der Aegypter war so gut unterhalten, daß

*) Buchta, Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft.

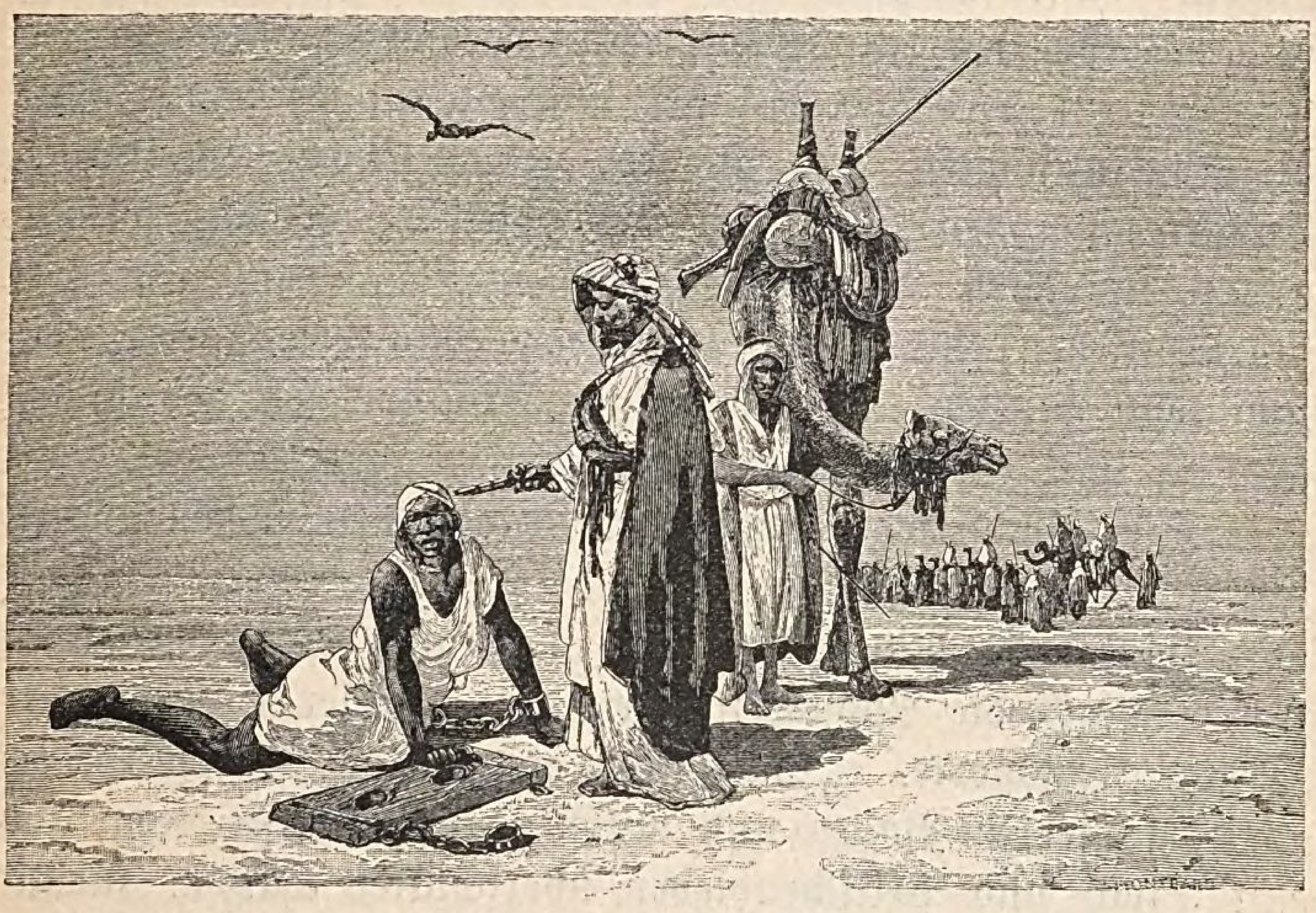
Soliman an 1000 Tote hinterließ, unter ihnen 104 Dongolaner."

Der Sturm wurde abgeschlagen, aber der Feind keineswegs besiegt. Soliman zog sich auf eine Anhöhe, eine Stunde von Dem Idris entfernt, zurück, bezog hier ein Lager und wartete Verstärkungen aus Dem Soliman ab. Es trat eine Ruhepause ein, welche Gessi nach Kräften ausnutzte, um sein Dem zu befestigen. In der Stärke der Verschanzungen und der zweckmäßigen Anlage der Schießscharten u. s. w. lag seine Hoffnung auf Sieg, denn seine Munitionsvorräte waren so erschöpft, daß er höchstens noch zwei Schlachten liefern konnte. Auch die Proviantvorräte waren äußerst knapp und die Niamniamsoldaten durften ihren kannibalischen Gewohnheiten frönen, indem sie sich von dem Fleische der Gefallenen nährten. Dazu brachen unter den Belagerten noch Krankheiten aus, Fieber und Dysenterie, während man Tag und Nacht auf dem Posten bleiben mußte.

Die Verstärkungen aus den Seriben Sibers waren inzwischen eingetroffen. Soliman und seine Hauptleute schwuren auf den Koran zu siegen oder zu sterben und schritten am 12. Januar 1879 zum Sturm. Die Verteidiger von Dem Idris waren gleichfalls entschlossen, ihr Leben teuer zu verkaufen. Ein Hagel von wohlgezielten Kugeln empfing das schwarze Sklavenheer und brachte die Reihen zum Wanken. Umsonst wurden die Basinger von ihren Offizieren mit Hieben der flachen Klinge in das Feuer zurückgetrieben, umsonst, daß den Weichenden die Köpfe herabgehauen wurden, dieser Angriff sowie ein zweiter wurde zurückgeschlagen. Und ein Glück war es, daß der Feind nicht zum drittenmale stürmte, denn die Verteidiger der Festung hatten ihre Munition derart verschossen, daß sie die Kugeln aus dem Boden heraussuchten, um ihre Gewehre von neuem zu laden.

In den nächsten Tagen kam eine kleine Zufuhr von Pulver und Blei, die glücklich in die Festung gebracht wurde, aber erst im März traf die so sehnlichst erwartete Munitionskolonne ein, welche nunmehr Gessi in die Lage versetzte, von der Defensive zum Angriff überzugehen.

In einer Reihe von Gefechten drängte er Soliman gegen Dem Siber zurück und als endlich Hilfstruppen aus Darfor und der Meschra-el-Rek ankamen, wurde die Hauptfestung der Rebellen durch Raketen in Brand gesetzt und im Sturm genommen. Man erzählt, daß Soliman nur in Socken, ohne Stiefel, sich auf ein Pferd warf und in größter Hast entfloh. Dem Soliman wurde von den Soldaten Gessis, die so viel Leiden und Strapazen ertragen mußten,



Tötung eines ermatteten Sklaven.

geplündert. Aber auch der Regierung fiel eine beträchtliche Beute an Waffen, Waren und selbst einige Tausend Thaler baren Geldes zu. Die Kosten dieser Expedition, die kaum 20000 Mark betrugen, wurden somit reichlich gedeckt. Der Rest der Rebellen floh nach Darfor und Kordofan, von Gessi nach Kräften verfolgt.

Unter den vielen kühnen Waffenthaten, die während dieses Feldzuges sich ereigneten, verdient die Haltung der kleinen Waffenträger, der Negerjungen, die dem Zuge folgten, hervorgehoben zu werden. Hunderte dieser armen Kinder waren gefallen und drei von den vieren, welche

Gessi begleiteten, schwer verwundet worden. Gessi erzählte Felkin, die kleinen Burschen seien so tapfer und furchtlos gewesen, daß er sie oft mit der Peitsche aus dem Bereich der Gefahr jagen mußte. Hier ein Beispiel von ihrer Unerschrockenheit. Die Truppen der Regierung hatten die Rebellen in einem Verhau eingeschlossen, da erschienen eines Tages außerhalb der Umzäunung vier Esel, die den Belagerten entkommen waren und nun friedlich zu grasen anfingen. Drei Männer und zwei Knaben folgten ihnen; doch als sie bis auf Schußweite herangekommen waren, wurden drei Esel, die Männer und ein Knabe getötet, und die Kugeln sausten dem andern, einem etwa zehnjährigen Jungen, um den Kopf; er aber schien die Gefahr zu verachten und ließ nicht ab von seinem Bemühen, den Esel hineinzuziehen, bis Gessi, der seinen Mut bewunderte, befahl, das Feuern einzustellen; im Triumph zog der Junge hoch zu Esel in die Schanze ein.

Die Flucht der Dongolaner brachte neue Greuelthaten mit sich.

Gustav Nachtigal schildert in seinem Werke „Sahara und Sudan" die Ausschreitungen der Händler während der Sklaventransporte. „Schon am ersten Tage," schreibt er, „sanken viele zu Boden und mußten, nachdem sie vergeblich mit Stock- und Peitschenhieben überschüttet waren, zurückgelassen werden. Schon war ich geneigt, diese Unglücklichen trotz der grausamen Züchtigung zu beglückwünschen, da sie hier in der Nähe der Heimat vielleicht noch genesen konnten, als ich hörte, daß man sie zur Warnung für die übrigen abschlachte. Ich konnte und wollte es anfangs nicht glauben. Wohl wußte ich, daß die durch die große Wüste nach Norden ziehenden Sklavenkarawanen viele der Ihrigen zurücklassen müssen, wenn ihre Kräfte zu Ende sind, denn überflüssige Kamele zum Reiten sind selten vorhanden, und daß diese Unglücklichen dann dem Tode des Hungers, des Durstes und der brennenden Sonne erliegen; doch daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlachte, wie ein Huhn oder eine Ziege, wollte mir nicht in den Sinn. Und doch

war dem so. War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Peitschenhiebe voranzutreiben, so blieb sein Herr dezent zurück, zog resigniert sein Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Das mußte ich später täglich mit ansehen, und es ist die Gemütsstrapaze, dieser Barbarei gegenüber ganz machtlos zu sein, nicht die am leichtesten zu ertragende."

In derselben Weise verfuhren die fliehenden Anhänger Solimans; auch sie schleppten ihre Sklaven fort, und damit diese nicht den auf ihren Fersen sitzenden Verfolgern in die Hände fielen, wurden sie, wenn sie nicht mehr marschieren konnten, grausam abgeschlachtet. Dies steigerte noch die Erbitterung der Gegner, in deren Reihen viele von Gessi aufgebotene Neger der Umgegend sich befanden und unter den Sklaven nach ihren Brüdern, Frauen und Töchtern suchten. Wehe den Dongolanern, die in die Hände der Verfolger fielen. Nicht nur Soldaten, jeder Händler wurde niedergemacht. So wälzte sich die Masse der Fliehenden und der Verfolger über den Bahr-el-Arab nach Darfor.

Diese jüngste Provinz Aegyptens war keineswegs gänzlich pacifiziert. Die irregulären Truppen, welche man ins Land hineingeführt hatte, plünderten es derart, daß sich ein Teil der Bewohner unter der Führung Haruns erhob und in dem Marragebirge erfolgreichen Widerstand leistete. Hierher zog er sich zurück, wenn ihn die Paschas bedrängten, von hier brach er unvermutet los und hob türkische Garnisonen auf. Mit diesen Aufständischen, die einst sein Vater Siber Aegypten unterworfen hatte, wollte jetzt Soliman gemeinsame Sache machen und er suchte sich mit Harun zu vereinigen. Der Obergouverneur von Darfor, Hassan-Pascha Helmi, war von den Aufständischen geschlagen und darum durch den deutschen Konsul in Chartum, Rosset, ersetzt worden. Kaum aber hatte dieser im August 1878 sein Amt angetreten, so starb er plötzlich, wurde, wie man vermutete, vergiftet. Die Anarchie in Darfor nahm infolgedessen immer größere Ausdehnung an und Gordon eilte im April 1879 dorthin, um mit Gessi gegen Soliman zu operieren.

Auf dieser Reise lernte er aus eigener Anschauung die Zustände in diesen fernen seiner Regierung unterstellten Ländern kennen. Auf Schritt und Tritt begegnete er Leichen Verhungerter und Verdursteter am Wege; jeden Tag stieß er auf Sklavenkarawanen. „Bedenken Sie," schrieb er damals aus Darfor, „daß dies alles vorgeht nach all den Exempeln, die ich statuiert habe; bedenken Sie, daß ich in weniger als 24 Stunden 70 Sklaven ergriffen habe. Es ist kein Grund daran zu zweifeln, daß das ganze Jahr 70 jeden Tag durchgekommen sind. Sie wissen, wie viele Karawanen ich bereits abgefangen habe; einige achtzig. Es ist genug, um einen verzweifeln zu lassen!"

Romolo Gessi wurde inzwischen in Anerkennung seiner Verdienste zum Pascha und Gouverneur von Bahr-el-Ghasal ernannt. Anfang Juli 1879 brach er an der Spitze von nur 300 Mann auf, um Soliman zu verfolgen. Nach vielen beschwerlichen Märschen erkundete er den Lagerplatz des Feindes, der mit 800 Mann in einem Dorfe Gora stand; während seine anderen Sandschaks sich auf dem Wege nach dem Marragebirge befanden. Buchta, der später Romolo Gessi in Bahr-el-Ghasal besucht hatte, erzählt die nun folgenden Ereignisse.

Nach einem nächtlichen Marsche kam Gessi bei Tagesanbruch vor dem Dorfe an, in welchem noch die Ruhe der Nacht herrschte; er war völlig unbeachtet herangekommen. Er hatte 275 Mann bei sich, und diese wenigen Soldaten, an Zahl Solimans Leuten so sehr unterlegen, wurden rings um das Dorf hinter schützendem Buschwerk, welches die ganze Umgebung bedeckte, aufgestellt und sodann ein Schwarzer mit einer geschriebenen Aufforderung, sich binnen fünf Minuten zu ergeben und die Waffen zu strecken, da jeder Widerstand vergeblich sei, an Soliman, welcher noch in seinem großen Zelte zu schlafen schien, abgeschickt. Ein Sklave, der am Zelte Wache hielt, überbrachte seinem Herrn das Schriftstück; die nächste Minute darauf wurde es in dem bis jetzt so stillen Lager lebendig, eine heillose Verwirrung brach aus, die Hauptleute und Araber liefen hin und her

und wollten Widerstand leisten, Frauen und Kinder schrieen und erfüllten die Luft mit durchdringendem Gekreisch; die Basinger Solimans, von den Anstrengungen der letzten Zeit ermüdet, sahen den Glücksstern ihres Tyrannen sinken und blieben unbeweglich. Einige hundert Sklaven, außer dem Dorfe unter der Obhut einiger Bewaffneten lagernd, benutzten die Verwirrung und entflohen. Nach zehn Minuten kam Soliman mit zehn seiner Anführer und gab sich gefangen. Die Waffen mußten vor dem Orte niedergelegt werden, wo sie Gessis Soldaten sofort in Empfang nahmen. Als nach zwei Stunden Soliman Gessi nach dem Verbleib seiner Truppen fragte und erst jetzt erfuhr, daß er in eine Falle geraten war, soll er vor Grimm und Zorn geweint haben. Gessi erklärte ihm, daß er nach Darfor zu Gordon gebracht werde. Dies schien ihn zu beruhigen; wenigstens that er anscheinend so. In der Nacht aber nahm Gessi wahr, daß er Vorbereitungen zur Flucht traf. Dies beschleunigte das Ende des Rebellenführers, denn Gessi kannte jetzt kein Erbarmen und ließ am andern Tage, den 17. Juli nachmittags 3 Uhr, Soliman nebst seinen hervorragendsten Hauptleuten und Verwandten füsilieren.

So wurde die Macht der Sklavenhändler, die bis dahin im Bahr-el-Ghasal unumschränkt geherrscht hatten, gebrochen und Gessi konnte sich als Mudir der Reorganisation der Provinz widmen.

Ein Jahr darauf reiste Dr. Felkin, von Uganda kommend, durch diese Gebiete und traf in Djur Ghattas mit Gessi zusammen. Felkin schildert ihn: „Gessi war klein, von gedrungenem Wuchse, ungemein lebhaft und energisch und hatte graue Haare, glänzende ausdrucksvolle Augen und sehr nervöse Hände. Keinen Augenblick saß er ruhig; er drehte eine Cigarette, rauchte sie zur Hälfte, warf sie weg und fing an, eine andere zu drehen. Er sagte uns, wie sehr er sich über unsern Besuch freue, und wohl zwei Stunden folgten sich Frage und Antwort ohne Aufhören, so daß sich das Gespräch unmöglich wiedergeben ließe. Noch nie war mir eine ähnliche Unterhaltungsgabe vorgekommen; er be-

saß einen unerschöpflichen Schatz an feinem Humor und lustigen Geschichten, womit er das Gespräch würzte. Seine großartige Gastfreiheit war für uns eine wahre Wohlthat, denn obgleich seine Mahlzeiten sehr unregelmäßig stattfanden, ein-, zwei- oder dreimal des Tages, bestand er darauf, daß wir ihm dabei Gesellschaft leisteten und bald fanden wir, daß die veränderte Kost und Zubereitungsart den günstigsten Einfluß auf unsere Gesundheit und Stimmung ausübte. Es ist wahrhaftig eine schlechte Ersparnis in Afrika, ohne einen guten Koch zu reisen; Gessi-Pascha hielt es nicht unter seiner Würde, selbst in der Küche nachzusehen; oft entschuldigte er sich für einen Moment: ‚ich muß nun sehen, ob die Suppe gut wird‘ oder ‚ob dieser Koch das Fleisch ordentlich brät‘."

Nach Djur Ghattas kamen zu Gessi die Häuptlinge der benachbarten Stämme, um Klagen vorzubringen, die sich oft auf Ereignisse bezogen, die vor fünfzehn oder gar zwanzig Jahren geschehen waren. Altersschwarze Bündel von Strohhalmen und Zweigen zeigten an, wie viele Weiber, Kinder und Kühe von den Sklavenhändlern fortgeschleppt worden waren; bemerkenswert war es, daß für die Rinder als das wertvollste Besitztum die längsten Strohhalme genommen wurden. Felkin widerspricht den Berichten, als ob Gessi die Dangolaner en masse hätte hinrichten lassen. Er war nur Zeuge einer einzigen Hinrichtung, die auf folgenden Anlaß hin stattfand. Unter den zahlreichen Sklaven eines Dschellaba befand sich ein hübsches Mädchen von ungefähr zehn Jahren. Als ihr Herr eines Tages heimkam, entdeckte er, daß sie drei Erdnüsse genommen und gegessen hatte. Wütend fragte er sie, wie sie das ohne seine Erlaubnis habe wagen können; ihre Antwort hätte wohl das härteste Herz ergriffen: „Du bist mein Vater und ich war so hungrig!" Ihn aber rührte sie nicht; er schlug ihr mit einer Keule die Hirnschale ein und ließ ihre Leiche bei Nacht in die Dschungeln werfen. Für dieses Verbrechen wurde er hingerichtet, und gewiß nicht mit Unrecht; doch in Chartum war das einer der Klagepunkte der Araber gegen Gessi: „Was für ein

Recht hatte er," so fragten sie, „einen Mann, der nur seine eigene Sklavin getötet hat, zu henken? Dürfen wir mit unserm Eigentum nicht thun, was uns beliebt?"

Das sind nur Anschauungen, die mit anderen Ansichten der Nubier harmonieren. So mußte Gessi einen seiner Offiziere gefangen setzen, weil dieser folgendes Verbrechen sich zu schulden kommen ließ: Einige mohammedanische Priester befassen sich mit dem Schreiben von Talismanen, die den Besitzer vollkommen kugelfest machen sollen, und besonders ein Fakih war wegen seiner Zauberkraft sehr berühmt. Dieser Offizier ließ sich nun von ihm einen Talisman schreiben und schlug dann dem Priester den Schädel ein, damit niemand sonst den Zauber erhielt.

Die Befreiung der Sklaven wurde übrigens in diesem Lande nicht immer von diesen selbst als eine Wohlthat empfunden. Einer der Träger Felkins sah unter der Dienerschaft eines Arabers ein Mädchen, das er als seine Schwester erkannte; er brachte sie vor den Pascha und verlangte sie zurück. Gessi forschte der Sache nach, und als er fand, daß sie wirklich von seinem Stamme war, befahl er, daß sie mit ihrem Bruder gehen sollte; sie aber warf sich zur Erde, umschlang die Kniee ihres Herrn und sagte zum Pascha: „Ihr könnt mich töten, aber meinen Herrn verlasse ich nicht!" Und ähnliches kommt oft vor; die Sklaven gewinnen ihre arabischen Herren wirklich lieb und werden auch in der That, wenn sie im Hause Verwendung finden, gewöhnlich mit Güte und Rücksicht behandelt. Der Sklavenhandel ist nur insofern entsetzlich, als die Menschen grausam von ihren Angehörigen gerissen werden und auf dem Weg nach dem Sklavenmarkte unsägliche Mühsal erdulden müssen.

Dem Soliman bot unter Gessis Regierung einen vorteilhaften Eindruck. Das Haus des Gouverneurs, sowie die großen Magazine waren aus gebrannten Ziegeln aufgeführt. Die Magazine waren schon wegen der Flintensammlung, die es darin gab, einen Besuch wert. Alle Sorten waren vertreten, vom ältesten Luntengewehr bis zum modernsten

Hinterlader und den amerikanischen Revolvern mit sechs und zehn Läufen. Einige eingelegte Flinten und Pistolen hatten großen Wert und eine Anzahl eingelegter Schwerter mit silberner Scheide würde das Herz eines Raritätensammlers erfreut haben. Soliman wurde auch eine Anzahl alter Bronzekanonen mit wunderlichen Verzierungen und reichgeschnitztem Holzwerk abgenommen. An den Patronen und Granaten, die man in der Festung der Rebellen erbeutet hatte, erkannte man aber das Regierungseigentum, und es war somit erwiesen, daß die Herren Beamten die Magazine der Regierung bestohlen und den Rebellen Munition gesandt hatten. Gessi spendete Felkin und Wilson, welche die ersten Engländer waren, die so weit nach Westen vorgedrungen, eine Flasche Bier, welche man in Solimans Haus gefunden hatte.

Dem Soliman hatte außer Ackerbau noch eine Industrie aufzuweisen. Alle Elefantenzähne, die nach Chartum gebracht wurden, mußten versteuert werden, und um diese Steuer zu umgehen, verarbeiteten die Eingeborenen in Dem Soliman das Elfenbein zu Armreifen, Schwert- und Dolchgriffen, wovon einige von großer Kunstfertigkeit zeugten. In der Umgegend findet sich etwas Gold, und so gab es auch in Dem Soliman einige Gold- und Silberschmiede. Tassenständer, Ohrringe und Cigarettenspitzen in Filigran waren nach Felkins Aussage von sehr feiner Arbeit; auch sehr geschmackvoll ausgeführter Kopf- und Halsschmuck, sowie gravierte Armbänder, Servierbretter und Schwertscheiden aus Silber waren zu verkaufen.

Gessi suchte nach Kräften die Produktionsfähigkeit des Landes zu heben und schrieb unterm 11. Mai 1880:

„Ich habe mir die Aufgabe gestellt, neue Produkte ausfindig zu machen, welche einen größern Gewinn als Elfenbein abwerfen. So habe ich in diesem Jahre gegen 150 Centner Kautschuk und eine große Menge Tamarinden gesammelt. Im Gebiete der Niamniam liefern ganze Wälder die Pfeilwurzel, außerdem findet sich nahe am Bahr-el-Ghasal ein ungeheurer Wald, aus welchem arabischer Gummi

von der Qualität des Gummi von Kordofan gewonnen wird. Meine Versuche in Baumwollkultur haben sich glänzend bewährt. Wir fabrizieren hier ‚Damur‘ (ein bei den sudanischen Frauen beliebter Stoff), welcher feiner ist als der von Sennar. Das in hiesiger Gegend erzeugte Eisen genügt für den lokalen Bedarf und in kurzem werden wir das Arsenal damit versorgen können. Es wird im Lande vegetabilische Butter gewonnen. 300 Centner Honig gelangten nach Chartum und Wachs wurde in großen Mengen gesammelt. Unsere Kupferminen südlich von Darfor (Hofrat-en-Nahaß) ermöglichen uns einen Tauschhandel mit den Niamniam, welche Elfenbein gegen dieses Metall geben. Die Sklavenhändler pflegten 800 Nubier in dem Gebiet des Bahr-el-Ghasal zu beschäftigen und gewannen mit Waffengewalt jährlich 1600–1700 Centner Elfenbein. Für mich arbeiten nur 280 Araber, die in den Dörfern von Bahr-el-Ghasal und unter den Niamniam zerstreut leben, und ohne den geringsten Druck auf die Bevölkerung auszuüben, sammelten sie in diesem Jahre 400 Centner Elfenbein. Der Transport war der schwierigste Teil des Ganzen, aber auch das ist jetzt in Ordnung. Der Fluß Djur ist zur Regenzeit vollkommen schiffbar. Große Böte von 300 Ardebs werden auf einem seiner Nebenflüsse gebaut; jedes derselben kostet uns hier 80 Dollar und kann, wenn es in Chartum abgeladen ist, für mindestens 500 Dollar verkauft werden.“

Eitle Hoffnungen! Gordon verließ den Sudan und die ägyptischen Beamten setzten alles daran, um auch den verhaßten Gessi-Pascha los zu werden. Kaum ein Jahr darauf mußte Gessi seinen Posten verlassen. Unterwegs war er Zeuge der ägyptischen Wirtschaft. In Faschoda sah er, wie gerade ein Raubzug gegen die Bohr und die Nuër ausgeführt wurde. „Im Januar“, schrieb er an Schweinfurth, „sind reguläre und irreguläre Truppen mit Regierungsdampfer u. s. w. den Bahr-el-Gebel hinaufgegangen und haben das ganze untere Gebiet desselben verwüstet. 10 000 Gefangene, Tausende von Rindern u. s. w. wurden erbeutet. Bei Faschoda befanden sich in der Um-

gegend vier große Depots und gegenüber ein riesiger Viehpark. Es ist doch Wahnsinn, dieses barbarische Gebaren seitens der Sudanbehörden, die dabei alles leugnen wollen, speziell die Zunahme des Sklavenhandels."

Auch von anderen Seiten, aus Kordofan u. s. w. kamen Berichte, daß nicht nur die Baggara-Araber nach wie vor Raubzüge gegen die heidnischen Nuba veranstalteten, sondern daß sich daran auch Händler in El-Obeid, der Hauptstadt von Kordofan, beteiligten. Ein solcher namens Abd-el-Sammat unterhielt zu dem Zweck mehrere tausend Soldaten. Und dies unter den Augen der Regierung ganz wie in den Zeiten vor Baker, Gordon und Gessi.

Die Thätigkeit des Siegers über die Basingertruppen Soliman Sibers im Sudan sollte durch ein furchtbares Unglück zum Abschluß gelangen. Am 25. September 1880 hatte Gessi Meschra-el-Rek mit dem Dampfer „Safia" und einigen Barken verlassen, um sich nach Chartum zu begeben. Obwohl er wußte, daß der Fluß durch Grasbarren versperrt oder doch nur mit großer Mühe und Gefahr zu befahren sei, hatte er doch unbegreiflicherweise nur für 15 Tage Proviant mitgenommen. Außer der Schiffsmannschaft waren noch viele Soldaten und befreite Sklaven an Bord, im ganzen etwa 600 Mann. Schon im Bahr-el-Ghasal wurde er von den Grasinseln eingekeilt und blieb hier ratlos 3½ Monate stecken, bis ihn der in Diensten der sudanischen Regierung stehende Afrikaforscher, der Wiener E. Marno, am 4. Januar 1881 befreite. Die Mannschaft hatte furchtbare Leiden überstanden, gegen 400 Mann sind infolge von Hunger und Krankheiten gestorben. Gessi selbst war leidend. In Chartum fand er keine günstige Aufnahme, im Gegenteil, er war dort persona ingrata geworden und so entschloß er sich, nach Kairo zu reisen.

Rohlfs, der damals von seiner Reise nach Abessinien heimkehrte, traf mit ihm zusammen. „In Suakin," schreibt er, „nahmen wir Gessi an Bord. Welch Bild des Jammers! Sein Geist war anscheinend frisch geblieben, aber sein Körper bestand nur noch aus Haut und Knochen. Wie ein Gespenst

sah er aus. Und das Schlimmste dabei: er konnte keinerlei Nahrung bei sich behalten." Rohlfs nimmt an, daß Gessi während des entsetzlichen Unglücks geistig getrübt war. „Von den 500 mitgenommenen Soldaten erlagen 400 dem Hungertode. Die befreiten Sklaven kamen alle um. Die Zahl derselben konnte mir Gessi nicht angeben." Er teilte Rohlfs ferner mit: „Meine letzte Nahrung bestand aus Schuhen und Gewehrriemen. Von den hingestorbenen Leuten aß ich jedoch nicht. Die Soldaten boten mir eines Tages einen menschlichen Schenkel an, und vom nagenden Hunger getrieben, hätte ich beinahe davon gegessen, aber Gedärme hingen am Schenkel. Das machte mich schaudern und so widerstand ich." Es war entsetzlich, wenn er mit matter Stimme von seinen Leiden erzählte. Gleich nach der Ankunft in Suez erlag Gessi seiner Schwäche im französischen Hospital. Am 30. April 1881 starb er.

In der Geschichte der Geographie sichert ihm die Umschiffung des Albert-Nyanza einen ehrenvollen Platz; in der Geschichte der Kämpfe im Sudan ist er einer der hervorragendsten Helden; als Heerführer behauptet er neben Gordon den Platz. Seine Verteidigung von Dem Idris, sein Sturm auf Dem Soliman, sein Marsch nach Darfor und die Gefangennahme Solimans sind kühne Thaten, welche sich mit denen der spanischen Eroberer in der Neuen Welt vergleichen lassen. Sein Charakter hatte gewiß einen abenteuerlichen Zug, wie dies seine Lebensgeschichte beweist, aber der Eigennutz war nicht die Triebfeder seiner Handlungen; er wirkte für das Gute und Edle, für den endlichen Sieg der Menschenrechte im Herzen Afrikas, und so wird auch sein Name stets in Ehren gehalten werden. Durch seine Thätigkeit wurden die Wirren im Westen glücklich gelöst, und Gordon hatte Zeit gewonnen, inzwischen die Lösung einer anderen seiner Aufgaben, die Ordnung des Streites mit Abessinien zu versuchen.

Der König der Könige.

Die Ziele, bei deren Verfolgung wir bis jetzt Gordon begegneten, waren hoch und edel, seinem Charakter durchaus entsprechend. Mit voller Begeisterung konnte er in den Kämpfen gegen die Sklavenhändler das Panier der Menschlichkeit hochhalten. Anders war die Aufgabe beschaffen, Frieden mit Abessinien zu schließen. In dem Streite mit dem Kaiser von Aethiopien stand das Recht nicht auf der Seite Aegyptens. Das fühlte Gordon wohl. Dazu kam noch der für Gordons Anschauungen, die von innigster religiöser Ueberzeugung durchdrungen waren, bedeutungsvolle Umstand, daß er in diesem Falle für die mohammedanische Habgier gegen einen christlichen Staat auftreten mußte.



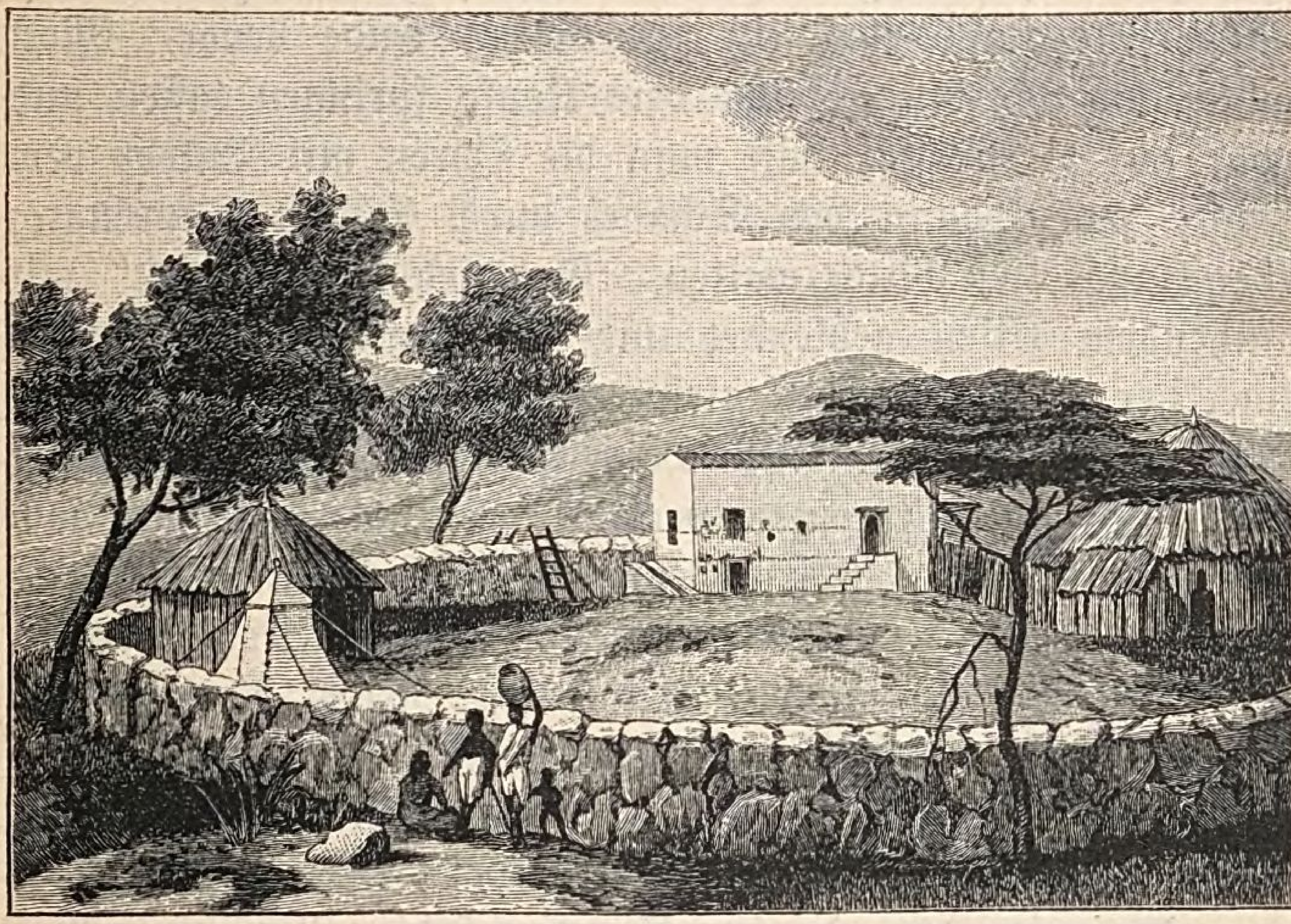
Johannes, König von Abessinien.

Mag man über das abessinische Christentum urteilen wie man will, mögen Katholiken wie Protestanten es für nötig erachten, Missionen nach Abessinien zu senden, um die dortigen Christen zu bekehren, im Vergleich zu der Paschawirtschaft des Orients verdient dieses Christentum doch unsere Sympathie. Die abessinischen Könige Theodor und Johannes haben den Sklavenhandel verboten und nur an den Grenzen des Reiches wurde er in den letzten Jahren im Verkehr mit den Aegyptern betrieben; aber selbst dort wagte niemand, einen Christen als Sklaven zu kaufen. In dieser Hinsicht sieht es in Abessinien besser aus als in Nordamerika vor 30 Jahren.

„Es gibt Streitigkeiten an der abessinischen Grenze,“ schrieb der Vicekönig an Gordon, „ich gebe Ihnen den Auftrag, dieselben beizulegen.“ Wir müssen etwas weiter in die Vergangenheit ausholen, um die Natur dieser Streitigkeiten würdigen zu können.

Kaiser Theodor von Abessinien, die „Gottesgeisel“, wie

man ihn nannte, hatte die europäischen Missionare und Konsuln gefangen setzen lassen und ihnen befohlen, Kanonen zu gießen und Pulver zu fabrizieren. Dies führte seinen Sturz herbei, da die Engländer 1867 in Abessinien einrückten und Theodor unter den Trümmern von Magdala sein Leben verlor. Um jene Zeit war ein gewisser Kassai der Gouverneur der Provinz Tigre. Man kann nicht sagen, daß er ein besonders treuer Diener seines Herrn war, denn



Die Wohnung des Negus Johannes von Abessinien.

anstatt diesem Heeresfolge zu leisten, blieb er neutral, gewährte den Engländern freien Durchzug durch seine Provinz und lieferte ihnen sogar 60 000 Pfund Weizen wöchentlich. Kassai wurde für diese wohlwollende Neutralität von den Engländern belohnt, indem sie ihm die überflüssig gewordene Ausrüstung der Armee schenkten, eine Masse von Flinten, sechs Mörser, sechs Haubitzen, Munition, Pferde und Artilleriegeschirr.

Nachdem sich die Engländer zurückgezogen hatten, gab es drei Prätendenten für den Kaiserthron in Abessinien: König Menelek von Schoa, Gobesieh von Lasta und Kassai.

Zwischen den beiden letzten kam es zu blutiger Entscheidung. Kassai trug den Sieg davon, obwohl das feindliche Heer dem seinigen fünffach überlegen war. Die englischen Waffen hatten sich bewährt, aber auch Kassai selbst zeichnete sich durch große Tapferkeit aus; in der Entscheidungsschlacht von Adua sah man ihn im vordersten Treffen, wie er, mit einem Knie auf dem Boden, auf seine Feinde zielte, unbeweglich und unbekümmert um jede Gefahr.

In dieser Schlacht wurde Gobesieh gefangen. Nach Landessitte stand ihm ein schreckliches Ende bevor. Man sollte ihm die Augen aus dem Kopfe springen lassen und zwar auf die Weise, daß man die Ohren mit Pulver verstopfte und sodann den Schädel durch Explosion sprengte; aber Kassai ließ Milde walten. Gobesieh wurde „nur“ mit glühendem Eisen geblendet und in silbernen Ketten nach einer der natürlichen Felsenfestungen Abessiniens, nach Amba Salama, abgeführt. Da Menelik von Schoa sich ruhig innerhalb seiner Grenzen verhielt, marschierte Kassai nach der alten Kaiserstadt Aksum und ließ sich hier am 21. Januar 1872 krönen. Seit dieser Zeit heißt er Johannes II., der König der Könige von Aethiopien, Negus Negesti, was wir einfacher und kürzer mit Kaiser übersetzen.

Dem durch innere Fehden geschwächten Reiche entstand indessen ein höchst gefährlicher Feind.

In jener Zeit, da der Suezkanal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war Aegypten von Europäern überschwemmt, von denen viele in ägyptische Dienste traten. Unter diesen befand sich auch der Schweizer Munzinger. Die Geographie verdankt ihm vieles, aber sein Ehrgeiz hat den abessinischen Grenzländern unsägliches Leid gebracht. Munzinger hatte als englischer und französischer Konsul den Feldzug Lord Napiers gegen Abessinien mitgemacht, war später französischer Konsul in Massaua. Mit einer Abessinierin verheiratet, kannte er das Land vortrefflich und hatte viele enge Beziehungen zu den vornehmsten Familien. Munzinger war es nun, der die Aufmerksamkeit Ismael-Paschas auf Abessinien lenkte. Kenner afrikanischer Verhältnisse behaupten,

daß der ehrgeizige Schweizer den Plan hegte, Abessinien mit Hilfe ägyptischer Truppen zu unterjochen, dann aber sich selbst zum Könige von Abessinien aufzuschwingen und sich von Aegypten frei zu machen.

Im Sommer 1872 gelang es auch Munzinger, den Abessiniern, die durch den Bürgerkrieg geschwächt waren, die Grenzprovinzen Bogos und Halhal wegzunehmen. In Senhit wurde eine Festung angelegt, eine Telegraphenlinie von Massaua nach Kassala gebaut. Johannes mußte inzwischen einen anderen Empörer, Ras Adal, bekämpfen und konnte dem fremden Eroberer nicht einen einzigen Soldaten entgegenstellen.

Die Aegypter rüsteten sich inzwischen zu einem Kriegszuge, der die Unterjochung des ganzen Abessiniens zum Zweck hatte. An die Spitze der sehr luxuriös ausgestatteten Armee wurde jedoch ein Neffe des Ministers Nubar-Pascha, Arakel Bey, gestellt; den ehrgeizigen Munzinger hatte man zur Seite gedrängt und ihn mit der Erwerbung der Küste von Berbera betraut, wo er im Kampfe mit den Galla fiel. Diesmal rückte der König der Könige mit einem gegen 50000 Mann starken Heere den Aegyptern entgegen. Wie stark deren Armee gewesen ist, darüber schweigen alle offiziellen Berichte; sie wird aber wohl mindestens 10000 Mann gezählt haben.

Die Aegypter marschierten durch ein ihnen völlig unbekanntes Land und wurden am 17. November 1875 in dem Thale von Gudda-Guddi umzingelt. In der zweitägigen Schlacht wurde die ganze Armee bis auf ein einziges Bataillon niedergemetzelt; alle, welche dieses Schlachten überlebt haben, wurden von den Abessiniern verstümmelt und nur wenige der Verstümmelten sorgfältig gepflegt, damit sie nach Aegypten zurückkehrten und von der Niederlage berichteten!

Diese Scharte sollte ausgewetzt werden. Eine neue Armee von 25 Bataillonen wurde in Aegypten organisiert und nach Massaua gesandt. Ihr Befehlshaber war Prinz Hassan, dritter Sohn des Khedive. Er war im Jahre 1873 nach Berlin geschickt worden, um sich dort militärisch auszubilden. Er that Lieutenantsdienst bei den Dragonern und

wurde nach zwei Jahren von dem Kaiser mit dem Titel eines Majors entlassen. Genügende Kenntnisse zu einem Armeeführer hatte sich der junge Prinz in dieser Zeit sicher nicht erworben.

Diesmal marschierten die Aegypter auf einem anderen Wege bis in die Berge von Gura, wo sie ein stark befestigtes Lager errichteten. Aber auch der Kaiser von Abessinien, schreibt Rohlfs in seinem Werke, war nicht unthätig gewesen. Boten, welche das Land durchzogen, die Priester in den Kirchen riefen und predigten zum Kampfe für das Vaterland gegen die ungläubigen Mohammedaner. Durch Herolde ließ der Kaiser verkünden, es gelte, die Frauen und Töchter zu schützen, welche die Aegypter in ihre Harems schleppen wollten, Männer und Jünglinge sollten zum Schwert greifen, um die Bibel gegen den Koran zu verteidigen. Und alle folgten dem Rufe. Auch der mächtige Ras Adal kam mit seiner ganzen Armee. Ganz Abessinien erhob sich, die Gefahr hatte alle geeinigt. Selbst Menelek von Schoa, der doch eben erst ein Bündnis mit Aegypten abgeschlossen, wagte nicht, sich der allgemeinen Strömung entgegenzusetzen, und wenn er auch nicht selbst kam, so schickte er doch Truppen, Geld und Vorräte. Der Khedive hätte dem Kaiser Johannes keinen größeren Gefallen thun können, als mit diesem zweiten ohne jeglichen Grund unternommenen



Abessinischer Häuptling.

Einfall. Zum erstenmal, seit Hunderten von Jahren, stand das Aethiopische Reich geeint da, einem einzigen Führer, dem Negus Negesti gehorchend.

Die Heeresmacht des Negus soll an 200 000 Bewaffnete stark gewesen sein, davon 10 000 mit Gewehren bewaffnet, während alle übrigen nur Lanzen, Schwerter und Schilde führten. An Geschützen besaß Johannes ein Dutzend, an Pferden standen ihm höchstens einige Hundert zu Gebote. Der Feind stellte dieser Macht 20 000 mit Remington bewaffnete, aufs vorzüglichste ausgerüstete und eingeübte Soldaten und 24 Geschütze, welche das Fort von Gura verteidigten, entgegen, Kavallerie hatten die Aegypter gleichfalls nicht mit heraufgebracht. Die Stimmung der ägyptischen Soldaten war eine düstere.



Kamel-Artillerie.

Sie wußten, was ihnen bevorstand, wenn sie im Kampfe unterliegen sollten. Der Abessinier gab keinen Pardon, er entmannte die Kriegsgefangenen.

Die Stellung der Aegypter war uneinnehmbar. Da ließ am 7. März 1876 Prinz Hassan die Truppen ausrücken und die Abessinier angreifen; es entspann sich die blutigste Schlacht, die je auf dem abessinischen Boden geschlagen wurde. Die Aegypter wurden von der Festung abgedrängt und von der feindlichen Uebermacht förmlich erdrückt. Sie wehrten sich mit dem Mut der Verzweiflung

und ihr Schnellfeuer riß furchtbare Lücken in die Reihen der Feinde. Prinz Hassan focht wie ein gemeiner Soldat und ebenso griff der Kaiser Johannes überall persönlich ein. Die Abessinier sowohl als die vom Fort abgedrängten Aegypter hatten sich verschossen und die Schlacht ging in ein Handgemenge, in Morden und Niederstechen über. Gegen Abend war die ägyptische Armee vernichtet und nur mit wenig Bataillonen gelang es dem Prinzen Hassan, die Festung wieder zu erreichen, aber dicht hinter ihm drängten sich die Abessinier und eroberten die Werke bis auf ein Reduit, welches Hassan mit einigen Hundert Mann verteidigte. Er hatte noch Waffen, Munition, Lebensmittel, aber die Uebermacht des Feindes war erdrückend und in dem Reduit kein Wasser!

Die Nacht brach herein und 50000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Da das Fort unter den Kanonen des Reduits lag, ließ Johannes es noch während der Nacht räumen, in der sicheren Erwartung, daß Hassan sich bald infolge des Wassermangels werde ergeben müssen. Dieser wollte gegen hohes Lösegeld freien Abzug erwirken, aber der Negus verlangte unbedingte Unterwerfung, da er, mit dem Lieblingssohn des Khedive in den Händen, alles von diesem zu erzwingen hoffte.

Unter den abessinischen Heerführern fand sich ein Verräter, Ras Bariu, welcher mit seiner Truppe den Weg von Gura nach Massaua verlegte und sich bereit erklärte, den Prinzen Hassan gegen Auslieferung der Kriegskasse, in welcher sich 400000 Mark in Gold und etwa 30000 Maria-Theresiathaler in Silber befanden, entwischen zu lassen. In der That ließ er in der Nacht vom 8. auf den 9. März seine Truppen rücken und durch diese Lücke sprengte Prinz Hassan davon und erreichte mit wenigen Soldaten Massaua. Ras Bariu konnte aber mit seiner Kriegskasse nicht entfliehen. Kaiser Johannes eilte herbei und ließ den General, der sich durch die Dunkelheit der Nacht und die Zerrissenheit des Terrains zu entschuldigen suchte, blenden und auf eine Amba stecken.

Das waren die Streitigkeiten an der abessinischen Grenze — disputes heißt es wörtlich in dem Schreiben des Khedive, welche Gordon beilegen sollte. Er sollte Frieden schließen, aber den siegreichen Abessiniern kein Zugeständnis machen.

Zwischen Abessinien und Aegypten hatte sich indessen ein von Abessinien abgefallener Häuptling, Woled Michael, niedergelassen, welcher, von den Aegyptern unterstützt, die Grenzländer brandschatzte und plünderte. Der Negus war durch einen Krieg gegen seinen letzten Rivalen, Menelek von Schoa, abgehalten, auch diesen Unruhestifter zu beseitigen.

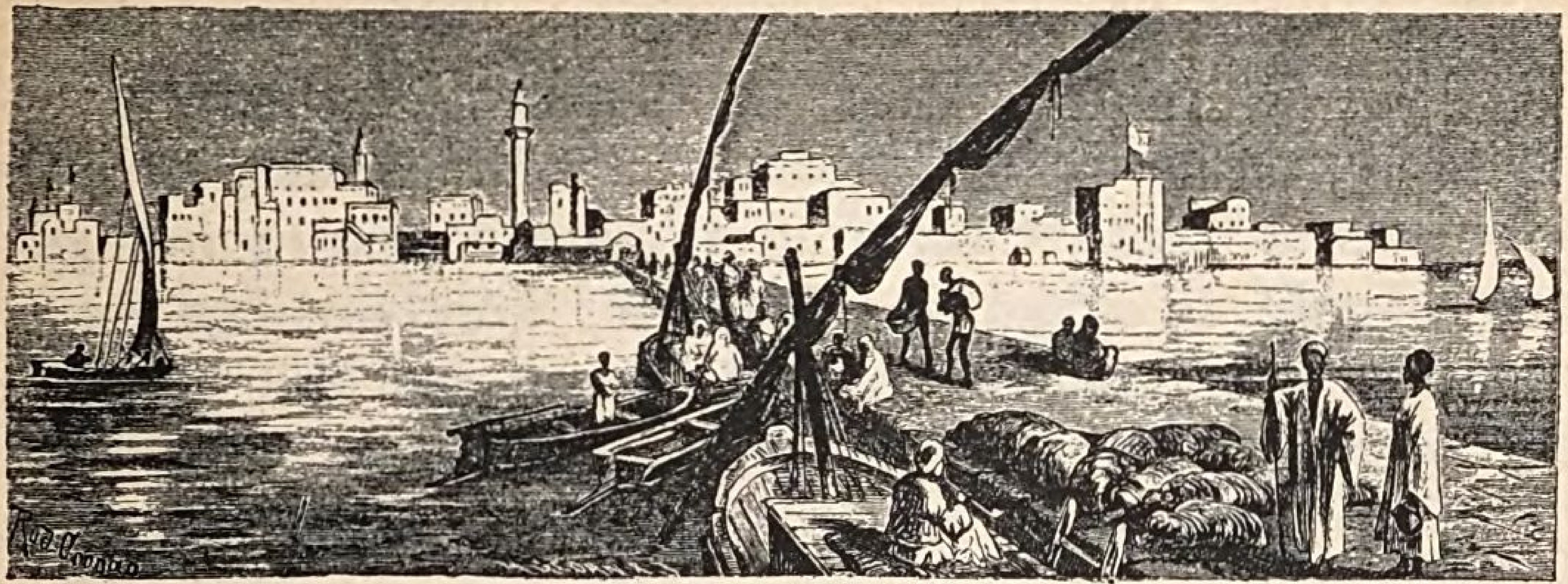
Das erste, was nun Gordon that, war, daß er Woled Michael weitere Unterstützung in Geld und Waffen zusagte, jedoch unter der Bedingung, daß er die Grenzen von Abessinien in Ruhe lassen werde. Dem Negus dagegen schlug er eine Grenzberichtigung vor, laut welcher Bogos bei Aegypten verbleiben sollte, welches sich für das gute Verhalten Woled Michaels verbürgte.

Der Negus antwortete ablehnend. „Sie sind ein Christ," lautete die Antwort. „Ich schreibe an Sie. Sie sind mein Bruder. Niemals werde ich einem Türken schreiben. Der Khedive mißhandelte meinen Gesandten. Gott wird ihn richten. Sie sprechen von der Grenze Abessiniens. Die ganze Welt kennt die alte Grenze."

Woled Michael nahm die Subsidien an, verhielt sich aber keineswegs ruhig, sondern plünderte nach wie vor. Um über seine Ansichten Klarheit zu gewinnen, suchte Gordon den Räuber in seinem Hauptlager auf. Er erreichte dasselbe Mitte Dezember 1877. „Der Weg über zwei Berge war geradezu schrecklich," schrieb er über diesen Besuch. „Es war in der That fürchterliche Arbeit, den letzten hinaufzusteigen. Das Lager Woled Michaels und seiner Räuber ist auf einer Art von Plateau auf einem enormen Berge. Er hat gewiß 7000 Mann hier, alle mit Musketen bewaffnet. Sie waren alle zu meinem Empfange ausgerückt. Michaels Sohn kam mir entgegen, er selbst war krank oder gab vor, es zu sein. Ich wurde von einem Trupp Priester mit Heiligenbildern empfangen; vor mir ging ein junger Mann,

der Obergeneral. Michael empfing mich auf seinem Bette, er gibt vor, ein sehr böses Knie zu haben; alles Lüge, wie das Volk von Senhit (Keren) sagt. Man wies mir meine Hütte an, und ich muß gestehen, ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich in der Höhle des Löwen bin." Woled Michael und sein Sohn zerstreuten indessen durch ihre Beteuerungen die Befürchtungen Gordons, man wolle ihn zum Gefangenen machen. In den Verhandlungen erbot sich Michael, die abessinische Stadt Adua zu erobern, worauf Gordon, der ja Frieden schließen wollte, nicht eingehen konnte. So verlangte Michael, daß ihm mehr Distrikte zum Plündern angewiesen würden, versprach aber schließlich gegen ein Monatsgehalt von 1000 Pfund Sterling Ruhe zu halten. Gordon gewann nun die Ueberzeugung, daß er für den Räuber keine Bürgschaft leisten könne und schlug in einem Briefe dem Negus vor, Michael gefangen zu nehmen und nach Kairo zu senden, seinen Truppen aber Pardon zu gewähren. Der König gab darauf keine Antwort und inzwischen rückte Michael wieder raubend über die abessinische Grenze. Bezeichnend für die dortigen Verhältnisse war es, daß er hierzu von Gordons eigenen Beamten mit Munition unterstützt wurde, und daß der Kriegsminister des Khedive ihn zu diesem Schritte beglückwünschte, ja ihn aufforderte, weiter zu gehen! Inzwischen aber söhnte sich Woled Michael mit dem Negus Negesti aus, vereinigte sich mit dem abessinischen Feldherrn Ras Alula und beide bereiteten sich nun vor, gegen Aegypten, namentlich gegen Massaua vorzugehen.

Dieser Krieg konnte Aegypten nicht erwünscht sein. In Kairo war der große Krach eingetreten. Ismael-Pascha war abgesetzt und sein Sohn Tewfik-Pascha zum Vizekönig erhoben worden. Dieser gab nun Gordon den Befehl, sofort nach Abessinien zu reisen, dem Kaiser Johannes seine Thronbesteigung zu notifizieren und die Friedensbedingungen zu verabreden. Die Bedingungen, die Gordon mitbrachte, waren geradezu lächerlich: Aegypten wollte Bogos nicht abtreten, welches thatsächlich im Besitz der Abessinier war!



Ansicht von Massaua.

Von Massaua aus ging Gordon im September 1879 nach dem durch die letzte Niederlage der Aegypter bekannt gewordenen Gura, wo er mit dem abessinischen Feldherrn Ras Alula zusammentraf. Dieser schickte ihn auf den schlechtesten Wegen nach der Gegend Debra Tabor, wo sich gerade Johannes aufhielt. Gordon langte hier am 27. Oktober an und wurde tags darauf zum Negus geführt. Treffend charakterisiert Rohlfs die beiden Personen, die hier sich gegenüberstanden.

Gleich die erste Zusammenkunft trug einen unfreundlichen Charakter. Da stand auf der einen Seite der Mann, welcher, von Glücksumständen getragen, oder wie er selbst glaubte, durch göttliche Vorsehung erkoren, sich zum Alleinherrscher eines bis dahin stets zersplitterten Reiches aufschwang, eines Reiches, welches seiner Meinung nach zu den mächtigsten der Erde zählte; der außerdem von den geographischen Zuständen und namentlich von den Machtverhältnissen der übrigen Länder die kindlichsten Begriffe besaß, etwa wie weiland sein berühmter Vorfahr David oder Salomon; der im Vollgefühl, die Aegypter zweimal aufs Haupt geschlagen zu haben, glaubte, als Sieger sein vae victis! unbedingt durchführen zu können. Und auf der anderen Seite Gordon, der im Bewußtsein seiner großen Verdienste um Humanität im allgemeinen sich beim Friedensschluß nach dem Krimkrieg als vorzüglicher Politiker erwies, der an der Spitze der chinesischen Armee die Aufständischen bezwang und dadurch ein wahres Feldherrntalent an den Tag legte; der

in Aegypten durch seine administrativen Maßnahmen, sowie durch die Mittel, welche er zur Unterdrückung des verabscheuungswürdigen Sklavenhandels in Anwendung brachte, einen neuen Lorbeerkranz seinem alten Ruhme hinzufügte, der, obwohl in ägyptischen Diensten, seine englische Zugehörigkeit nicht aufgab, ja nicht einmal aus dem Verband der britischen Armee schied; der jederzeit das Bewußtsein: „civis romanus sum“ in der Brust trug; der jetzt über ein Gebiet regierte, fünfmal größer als das des abessinischen Kaisers und fast mit derselben persönlichen, sonst aber mit größerer Machtfülle als dieser!

Gordon befand sich aber dem König der Könige gegenüber in einer sehr schiefen Stellung, da er als Christ Forderungen der Mohammedaner vertreten mußte. Außerdem intrigierte gegen ihn und Aegypten der damals am Hofe von Debra Tabor weilende griechische Konsul Mitzaki. Die Bedingungen, welche der König stellte, waren folgende: Abtretung von Matama, Bogos, der beiden Häfen Sula und Hamfilah, einen Abuna und eine Summe Geldes von ein bis zwei Millionen Pfund Sterling oder statt des Geldes den Hafen von Massaua.

Der Abuna ist das Haupt der abessinischen Kirche und muß jederzeit von dem Patriarchen in Alexandrien gesandt werden. Aegypten hatte es in seiner Macht, diese Sendung zu verhindern. Von allen diesen Bedingungen sollte Gordon nur eine einzige bewilligen; es sollte den Abessiniern gestattet werden, sich einen Abuna zu „kaufen“.

Am 8. November hatte Gordon seine letzte Unterredung mit Johannes. Er erhielt einen Brief an den Khedive und reiste ab. Da er mißtrauisch gegen den König war, so öffnete er den Brief. Lesen konnte er ihn nicht, als er aber die Zeilen zusammenzählte, so fand er, daß in einem so kurzen Schreiben die Friedensbedingungen gar nicht aufgezählt sein konnten; er ließ den Brief übersetzen und erfuhr folgenden Inhalt: „Wie geht's Dir in dieser Woche? Gott sei gedankt, ich und meine Soldaten, wir befinden uns wohl. Der von Dir mir geschickte Brief ist mir zu-

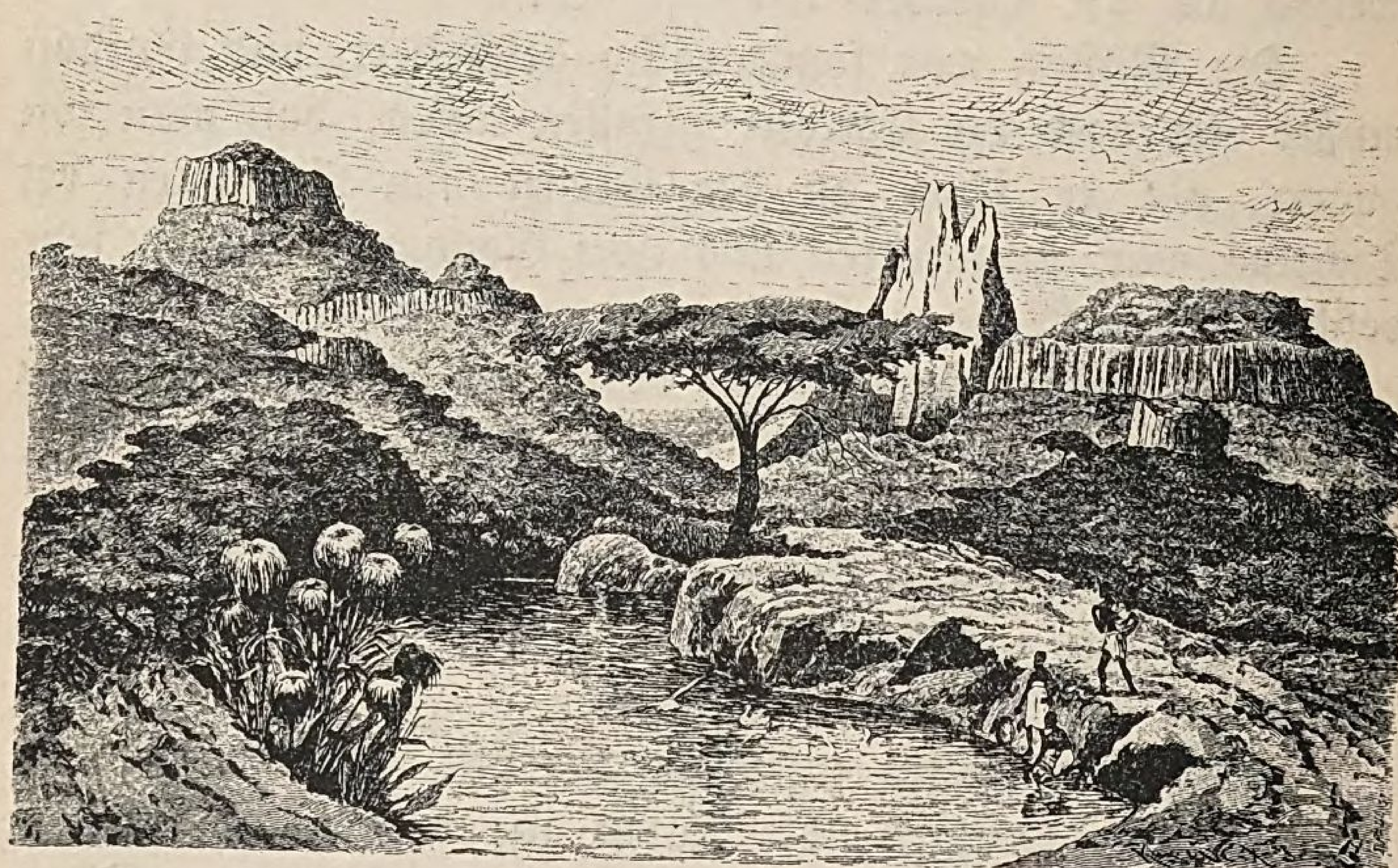
gekommen. Wegen eines Friedensschlusses hast Du mir jenen Mann geschickt. Nachdem Du mich beraubt hattest, kämpftest Du gegen mich ohne Wissen der Könige, aber die Könige werden schon in Kenntnis gesetzt werden. Und jetzt möchtest Du heimlicherweise, wie man es zwischen Räubern thut, Frieden schließen. Wie kannst Du den Frieden schließen, wenn Du die Kaufleute und die Landbevölkerung im Verkehr hinderst? Die Könige werden über mein Verhalten und Deines in Kenntnis gesetzt werden. Geschrieben in Senna am 29. Oktober 1879 (a. St.)."

Die Mission war somit völlig gescheitert, und Gordon mußte sich noch die Chicane gefallen lassen, daß man ihn zwang, als er schon an der Grenze von Abessinien bei Tschelga war, umzukehren und über Gondar auf einem sehr beschwerlichen Wege nach Massaua zu reisen.

In den Kämpfen mit den Mahdisten gewann Abessinien später eine Bedeutung, die es am Platze erscheinen läßt, hier des Königs der Könige ausführlicher zu gedenken. Gordon, der über den Empfang, sowie über das Mißlingen seiner Mission ungehalten war, entwarf folgende Charakteristik des abessinischen Herrschers:

„Der König wird zusehends verrückt. Er schneidet denjenigen, die schnupfen, die Nasen ab; denen, die rauchen, die Lippen. Der König ist mehr noch gehaßt, als es Theodorus war. Aber obwohl grausamer, läßt er nicht töten. Er läßt den Leuten, die ihm mißfallen, Hände oder Füße abhauen oder er läßt sie durch Eingießen von heißem Talg in die Ohren blenden. Kein Fremder kann ohne des Königs Erlaubnis im Lande reisen, kaufen oder Obdach finden; einen absoluteren Despotismus kann es nicht geben. Der Offizier, der mich zum König führte, nächst Alula der höchste im Befehl, begegnete seinem Onkel und Vetter, beiden in Ketten, und wagte es nicht, zu fragen weshalb. Der König ist ein Mann von etwa 45 Jahren, ein grämliches, düster blickendes Wesen. Er sieht euch niemals in die Augen, aber sobald ihr den Kopf wendet, glotzt er euch wie ein Tiger an. Nie lächelt er; sein Blick, unruhig und stets

wechselnd, ist der tiefsten Mißtrauens. Gehaßt und alle hassend, kann ich mir keinen unglücklicheren Menschen denken. Habsüchtiger als all sein Volk, welchem diese Eigenschaft gewiß nicht mangelt, stellt er sich den Besitz eines Freihafens in der Art vor, daß Flotten von Dampfschiffen mit den Geschenken der Herrscher von Europa ankommen werden, welche er durch Briefe mit dem Löwensiegel beantworten wird: ‚Sie sind mein Brüder, meine Mutter u. s. w. Wie geht es Ihnen?‘ Er schleppt alle seine großen Staats-



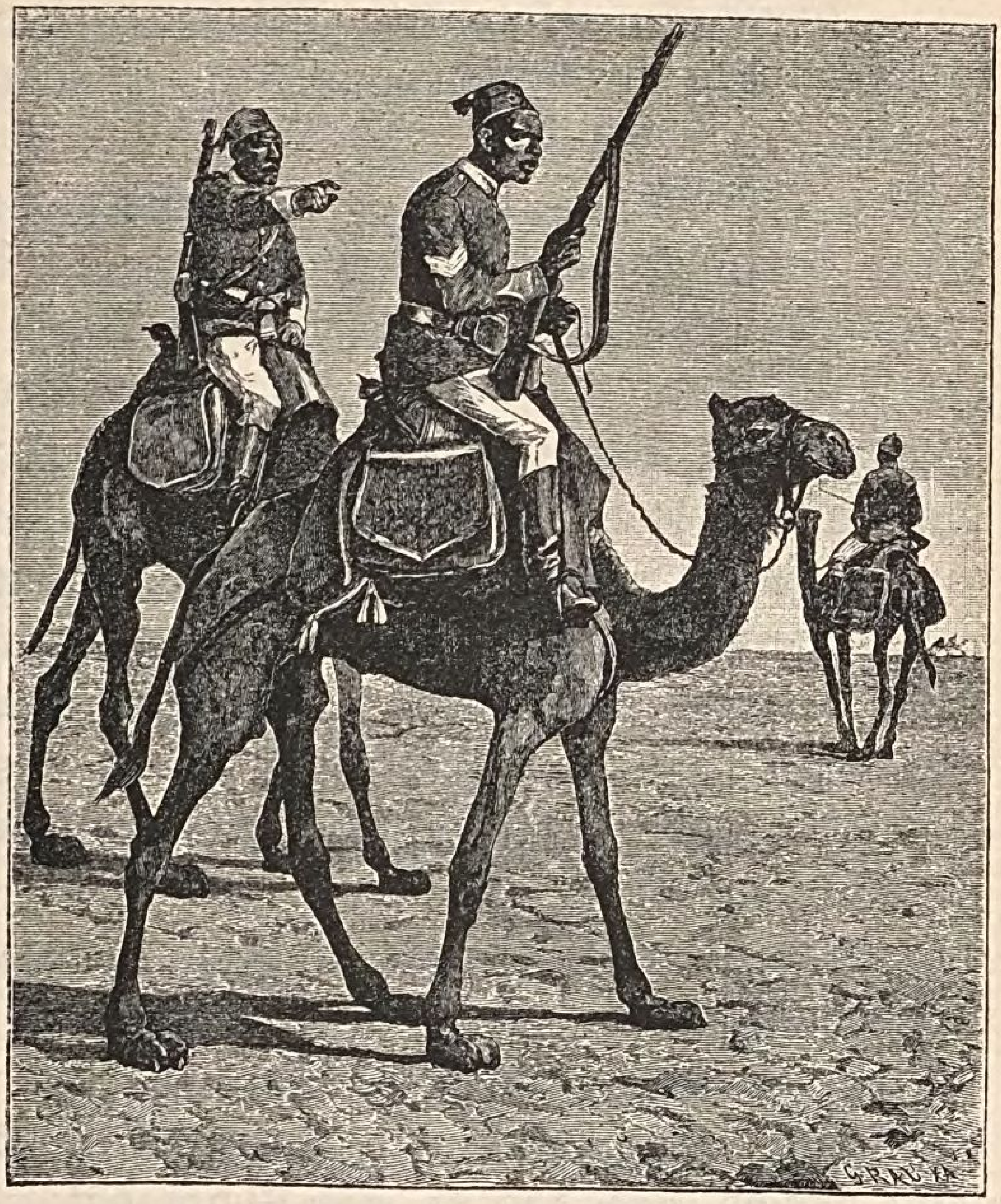
Abessinische Landschaft.

gefangenen mit sich herum, den armen blinden Gobesieh und die andern. An dem großen Festtage, den 27. September, ließ er einen Ochsen für mehrere Hundert Menschen schlachten.“

Kaiser Johannes hat sich wirklich bei den Königen von Aethiopien über Aegypten beschwert. Auch Kaiser Wilhelm I. erhielt ein solches Schreiben, das ihn um Vermittelung in der Grenzstreitigkeit anrief, und er legte es nicht zur Seite, sondern sandte in seiner leutseligen Weise unsern berühmten Gerhard Rohlfs mit einem Briefe an den König der Könige nach Abessinien.

Diese Reise ist für unsere Kenntnis der abessinischen

Verhältnisse besonders wichtig geworden; denn Rohlfs hatte keine Veranlassung, dem Kaiser Johannes zu grollen und ein zweifellos entstelltes Bild des eigenartigen Mannes uns vorzuführen, wie Gordon es that. Er betrachtete ihn lediglich mit den Augen eines unbefangen urteilenden Forschers und wußte diesem seltsamsten der christlichen Fürsten gerecht zu werden.


Aegyptische Kamelreiter auf Vorposten.

Kaiser Johannes war ein Selbstherrscher, aber in Abessinien kennt man keine andere Regierungsform. Im Jahre 1881 zwang er alle im Lande wohnenden Mohammedaner, Christen zu werden; ein ähnlicher Zwang ist aber auch schon in christlichen Reichen in Europa vorgekommen. Er erließ das Verbot des Tabakrauchens; nun, König Jakob I. von England hat es gleichfalls gethan und ein Buch gegen das „verfluchte Kraut“ geschrieben. Er verhängte grausame Strafen; haben wir in Europa ähnliche nicht gehabt? In den Museen stehen noch die Folterinstrumente, und es ist kaum ein Jahrhundert verflossen seit dem Tage, da der Rauch des letzten Scheiterhaufens in Berlin aufstieg.

Abessinien und sein Herrscher müssen aber von einem besondern Standpunkt aus beurteilt werden; wir müssen uns ins Mittelalter zurückdenken und dann die Leute richten.

Im übrigen ist auch Gordon dem eigenartigen Volke gerecht geworden und schrieb im Jahre 1881 an die „Times“:

„Ein Telegramm meldet, daß der König von Abessinien Gesandte nach Kairo geschickt habe, um wegen des Friedens zu unterhandeln.

„Abessinien bildet seit Jahrhunderten eine christliche Nation. Die Abessinier besitzen die Heilige Schrift, worin sie wohlbewandert sind. Sie sind frei von den Lastern der Orientalen und ein schöner männlicher Volksstamm. Sie haben das Recht auf die Sympathie der christlichen Nationen; denn wie trübe auch das Licht ihrer Kirche brennt, es lebt doch noch, und es hat sich erhalten trotz der zahllosen Invasionen, welche ihre mohammedanischen Nachbarn unternahmen und obschon keine andere christliche Kirche Hilfe brachte.

„Lord Napier kann davon erzählen, zu wie großem Dank er und seine Armee Prinz Kassai verpflichtet waren für die Hilfe, welche dieser Prinz ihm leistete im Kriege gegen Theodor. Und so sollte man hoffen, daß bei etwaigen Unterhandlungen zwischen Abessinien und Aegypten — und hierbei muß unsre Regierung notwendigerweise um Rat gefragt werden — keine parteiische Hinneigung zu letzterer Macht stattfinde.“

Einst hatte Kaiser Johannes gesagt: „Die christlichen Franzosen, Engländer und Deutschen prahlen immer mit ihrer Macht, und daß es eine Kleinigkeit sei, die Türken zu verjagen, aber warum lassen sie denn die Ungläubigen im Besitze der heiligen Stätten? Nur Rußland und ich kämpfen fortwährend gegen die Mohammedaner und hoffentlich werden wir uns einst in Jerusalem die Hand reichen.“

Es sollte anders kommen. Einige Jahre nach Gordons Abreise tobte im Sudan der Mahdiaufstand; wiederum erschien in Abessinien eine englische Gesandtschaft; diesmal suchte Admiral Hewett den König der Könige zu bewegen, daß er seine Truppen gegen den falschen Propheten schicke und den Garnisonen von Kassala freien Durchmarsch durch Abessinien gestatte. Mochte auch der Negus Negesti mit unverhohlener Genugthuung gesehen haben, wie sich die

Mohammedaner im Sudan abschlachteten; die Vorteile, welche ihm das Bündnis mit England bot, waren zu verlockend, als daß er widerstehen konnte. Er versprach, sich wenigstens der Garnisonen Aegyptens in Sennar anzunehmen, und rüstete sich zum Abmarsch an die Grenze, doch nur um diese zu schützen; in den Bruderkrieg der Mohammedaner wollte er nicht eingreifen. Bald darauf war aber Chartum gefallen und die Derwische erschienen an den Grenzen Abessiniens. Kaiser Johannes rückte zum drittenmale gegen die Ungläubigen ins Feld. Diesmal aber siegte nicht das Kreuz. Anfang 1889 wurde die Hauptschlacht geschlagen; die Mahdisten triumphierten und auf der Walstatt blieb der Kaiser, der auch durch seinen Tod bezeugte, daß ihm der echte Soldatenmut nicht gefehlt hat. So hat auch er mit seinem Blute sich einen Ehrenplatz unter den christlichen Helden erkauft, die im Sudan den wilden Scharen des Mahdi Einhalt gebieten wollten!

Gordons Rücktritt.

Gordon kehrte verstimmt von Abessinien zurück. Es war ihm nicht gelungen, den ersehnten Frieden zu schließen, und gegen einen christlichen Staat würde er im Dienste Aegyptens niemals das Schwert gezückt haben. Diese Erwägung trug nicht wenig dazu bei, ihm den Gedanken eines Rücktritts nahe zu legen. Es kamen aber noch andere Umstände hinzu. Von dem neuen Vizekönig Tewfik konnte er nicht dasselbe Entgegenkommen erwarten, welches ihm der talentvollere Ismael stets bezeigt hatte; er war mehr als je durch die Intrigen der Paschas in seinem Wirken gehemmt. Er war auch müde, körperlich angegriffen und die Aerzte geboten ihm dringend Ruhe und Schonung. Er hatte ein gewaltiges Reich zu verwalten, auf seine Beamten konnte er sich nicht verlassen, er mußte überall zugegen sein, überall persönlich eingreifen, diese mit furchtbaren Anstrengungen verbundenen Reisen mußten selbst die kräftigste Konstitution angreifen. Das Kamelreiten, welches auf Bildern

recht schön anzusehen ist, ist nichts weniger als poetisch, es ist eine anstrengende Arbeit und Gordon hat in den Jahren 1877, 1878 und 1879 im ganzen 13580 Kilometer zu Kamel zurückgelegt! Dazu kommen noch 1200 Kilometer in Abessinien auf Maultieren.

Das Werk der Sklavenbefreiung, welches sich in Europa so schön ausnahm, bot in Wirklichkeit ein anderes Gesicht. Wir haben gesehen, wie die Truppen ihre Razzien abhielten. Erinnern wir uns an Junkers Erlebnisse in Kalika. In diesen Banden konnte keine straffe Zucht eingeführt werden. Die Soldaten waren Räuber; „meine" Räuber hatte sie Gordon genannt. Mit diesem Material an Menschen konnten die Neger unmöglich versöhnt werden. Die Sklavenkarawanen kamen; viele wurden abgefangen, da bereiteten die „Befreiten" den Befreiern neue Not. Was sollte man mit ihnen beginnen? Nicht immer lag ihre Heimat so nahe, daß man sie in dieselbe zurückschicken konnte, und auf weite Strecken war das Zurücksenden unmöglich — die Befreiten würden wieder in die Hände der auf sie lauernden Dschellaba fallen. Eine Anzahl der Unglücklichen konnte von der Regierung beschäftigt werden; man steckte sie unter die Soldaten, wodurch ihr Los schwerlich im Sinne der Anti-Sklaverei-Vereinler in Europa gebessert wurde. Und der Rest? Wie konnte die Regierung anders für die Armen sorgen, als ihnen einen Herrn zu verschaffen, d. h. sie in die Sklaverei zu geben. Freie Arbeiter kannte man einmal im Sudan nicht und eine soziale Umwälzung läßt sich nicht par ordre du Mufti durchführen.

So wurden Siege über die Sklavenjäger erfochten, Tausende Neger befreit; so wurden die Dschellaba zu Hunderten gehenkt, Tausende und Abertausende von Menschenleben gingen in diesen Kämpfen zu Grunde und der Erfolg? Wachsende Unzufriedenheit überall!

So trat Gordon zurück und ein echter Pascha, Raufpascha, wurde zum Generalgouverneur ernannt.

„Gordon hinterließ den Sudan in einem Zustande, welcher der Krisis unaufhaltsam zutrieb," schreibt Buchta,

der vortreffliche Kenner der dortigen Verhältnisse, in seinem Werke „Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft“. „Er eröffnete zwar dem armen, von der verrotteten Beamtenwelt systematisch zu Grunde gerichteten Volke eine neue Zeit menschenfreundlicher Behandlung, aber er trug unwillkürlich dazu bei, die Bande zu lockern, welche die verschiedenen Sudanprovinzen zusammen- und unter der ägyptischen Herrschaft hielten. Das Bestreben, allen möglichst schnell gerecht zu werden, die Neigung zu richterlichen Entscheidungen ohne Rücksicht auf Sitte und Gebrauch, auf das, was man bei uns historisches Recht nennen würde, ließ Gordon, der die Verhältnisse seines Reiches erst kennen lernen mußte, viele Anordnungen treffen, die nicht durchgeführt werden konnten, da es ihm vor allem an Beamten fehlte, welche die Fähigkeit und den guten Willen hatten, seine Befehle auszuführen. Gleich jedem anderen Machthaber war er durch einen Wall von seinen Schutzbefohlenen getrennt, den aufzurichten sich seine Vertrauensmänner angelegen sein ließen. Trotz seiner ehrlichen Absicht, überall das Rechte zu thun, alle Bedrückungen und Willkürlichkeiten zu strafen, konnte er es nicht verhindern, daß sein Vertrauen fortwährend mißbraucht wurde und er seine Arbeit immer von neuem beginnen mußte. Mehr als einmal wollte er, entmutigt von der Sisyphusarbeit, der er sich unterworfen, seine Stelle niederlegen, aber er fürchtete die Rückkehr der alten türkischen Wirtschaft und deren Folgen für die arme Bevölkerung. Nicht mit Unrecht machten die Gegner Gordons, und er hatte deren viele, ihm den Vorwurf, daß seine Verwaltung durch Ueberstürzungen und Wandelbarkeit in den Entschließungen sich charakterisiere. Man muß aber hierfür die Verhältnisse, die Schwierigkeiten seiner Lage, den Umstand verantwortlich machen, daß die Zustände derart unerträglich geworden, daß eine Reformierung von allem und jedem sich als eine dringende Notwendigkeit herausstellte. Gordon wollte jedem helfen, der Unrecht erlitten und seine Klage vor ihn bringen konnte, und doch war das nicht immer möglich, ohne ein neues Unrecht zu thun.“

Diesen Ausführungen könnte man noch etwa folgendes hinzufügen: Gordon war bei dem ganzen ägyptischen Beamtentum vom Minister bis zum niedrigsten Schreiber ein verhaßter Mann, der ihnen von der fremden Macht — von dem gleichfalls verhaßten christlichen Europa aufgedrungen worden war. Man mußte seinen Befehlen gehorchen, aber man vollzog sie nur mit Widerwillen und freute sich, wenn die Anordnungen sich unzweckmäßig erwiesen, wenn die Pläne des „Christenhundes" mißlangen. Gordon stand einer instinktiven Verschwörung gegenüber, die von den Mohammedanern ohne besondere Verabredung in Scene gesetzt wurde. Gordons Stellung im Sudan war mit der Stellung eines Chefs in einem großen Hause mit faulen Angestellten zu vergleichen. Der Mann ist mißliebig, er besitzt augenblicklich Macht, aber er muß gestürzt werden, und dies wird dadurch erreicht, daß alle Beamten das Geschäft selbst durch Mangel an Pflichttreue schädigen und durch allerlei Kniffe die Pläne des mißliebigen Chefs nicht gelingen lassen. Begeht er ja einen Fehler, so kommt keiner von den Untergebenen, wie viele von ihnen ihn auch sehen mögen, um zu warnen und rechtzeitig die Gefahr abzuwenden. Der Mann muß eben in eine Sackgasse geraten, da er nicht immer in der Lage sein kann, alle untauglichen Arbeiter an die Luft zu setzen. Wäre er der Herr selbst, dann könnte er wohl die Gesellschaft reinigen, aber über ihm steht noch der wirkliche Herr, der Besitzer oder ein Aufsichtsrat, bei dem er mit Massenentlassungen nicht durchdringen würde. Nach und nach erkennt er, welch ein Verlaß auf seine Leute erwartet werden kann, und er geht, bevor das Werk zusammenbricht. So ist auch Gordon gegangen, reichte seine Demission ein; denn der Sudan war ein solches Geschäftshaus, in dem ein jeder Beamte, von den wenigen Europäern abgesehen, an dem Sturze des verhaßten fremden Chefs arbeitete! Die ägyptische Politik triumphierte über den Diplomaten Europas, die ihr Vorschriften gemacht hatten. Was wollt ihr mehr? konnten die Paschas sagen. Euerem Mann, dem berühmten Gordon, haben wir die weiteste Vollmacht gegeben,

wir haben ihn eingesetzt zum Herrn über Leben und Tod, wir haben ihn mit Kanonen und Gewehren, mit Pulver und Kugeln ausgerüstet; wir haben von seinen Provinzen keinen Nutzen gehabt, im Gegenteil, wir haben ihm noch Zuschüsse an Geld gegeben; er konnte thun, was ihm beliebte, und es fehlte ihm nicht an Mitteln, seinen Befehlen Nachdruck zu verschaffen. Klagt er jetzt über die Beamten? Nun, hatte er nicht das Recht, sie henken oder köpfen zu lassen oder sie abzusetzen? Unsre Schuld ist es nicht, wenn die Zustände sich nicht gebessert haben. Wir wollen jetzt versuchen, was unsre Beamten leisten können! Und man ging daran, den Sudan nach alter Manier auszubeuten.

Aber die klugen, treulosen Politiker hatten sich geirrt. Dank ihrer faulen Wirtschaft war nicht nur der mißliebige Geschäftsführer gestürzt, auch das Geschäftshaus selbst war ruiniert, es ging mit Riesenschritten der Katastrophe entgegen — die unaufhaltsam, unabwendbar sich vollzog.

Der Mahdi.

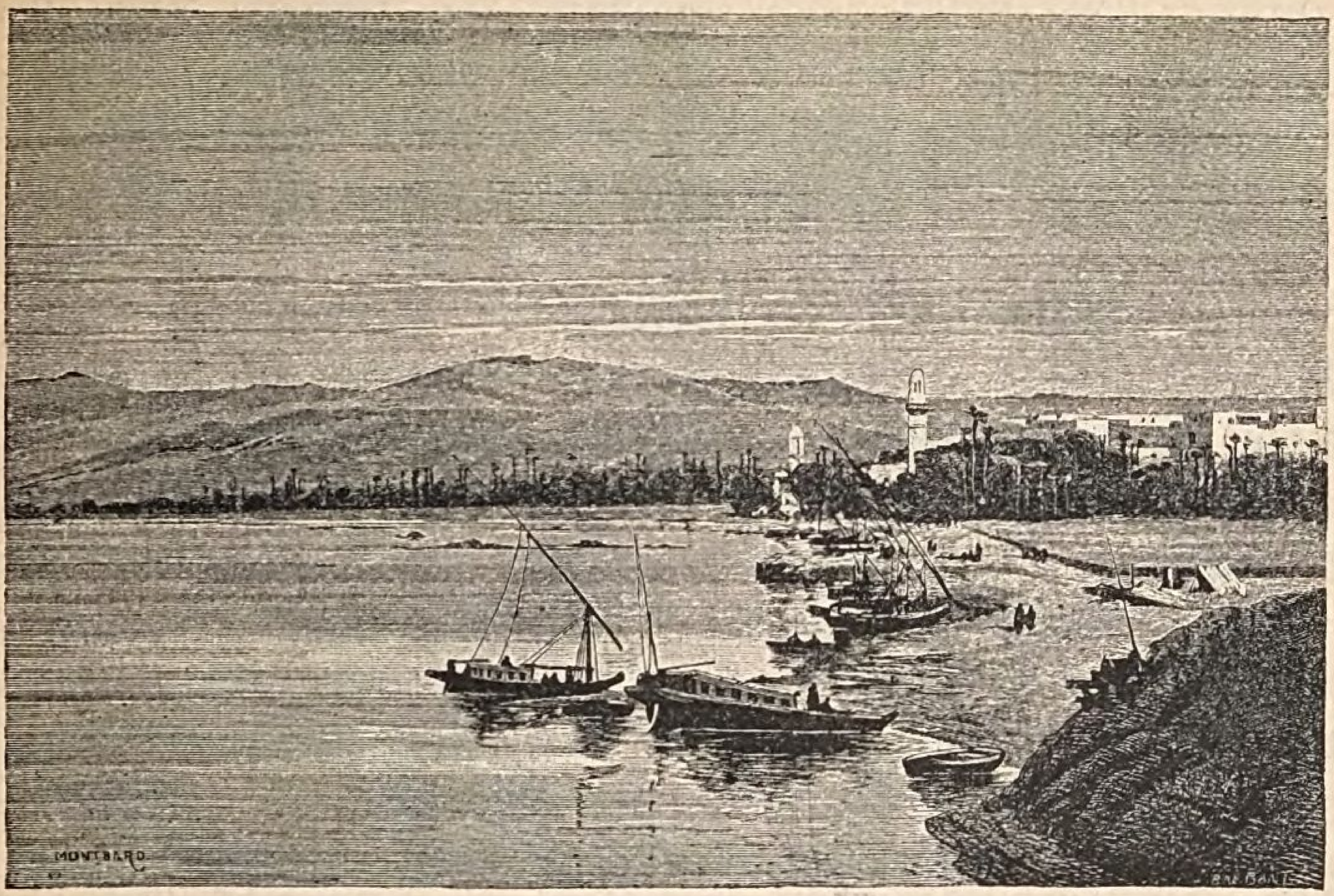
Unzufriedenheit! Dieses gefährliche, jede staatliche Ordnung bedrohende Ferment, die Grundursache aller Revolutionen war in allen Schichten der sudanischen Bevölkerung vorhanden; am stärksten gärte sie aber in den alten Provinzen an den Stromschnellen Nubiens und in der Steppe und Wüste.

Da waren zunächst in dem Nilthale die sogenannten Barabra, im allgemeinen Nubier genannt, es sind degenerierte Neger, Abkömmlinge der im Kordofan lebenden Nubastämme, durchsetzt im Laufe von Jahrtausenden mit echt ägyptischen, hamitischen und kuschitischen Elementen. Schon der Europäer, der das alte Aegypten besucht, lernt diese Leute kennen; er nennt sie Berberiner (Berberi ist Singular von Barabra) und nimmt ihre Dienste oft in Anspruch; denn in früherer Jugend verlassen sie ihre Heimat, um sich im Unterlande des Nilthales, besonders in Alexandrien und Kairo, als Diener, Vorläufer und Thorhüter zu verdingen und für

die Zukunft einen Spargroschen anzulegen. Sie gehen gern nach ihrem Geburtsdorfe zurück, um einen eigenen Hausstand zu gründen und am knarrenden Wasserrade die schönen Tage ihrer Jugend unter den Aegyptern zu vergessen. Alle diese Barabra sind eingefleischte Muslimin, und sie waren von einem geheimen grollenden Haß gegen die Europäer erfüllt und sahen in den türkischen Paschas Aegyptens ihre unrechtmäßigen Bedrücker. Dem Einfluß derselben suchte sich ein anderer Teil der Barabra durch Auswanderung in die Negerländer im Süden zu entziehen. Wir haben sie dort unter dem Namen der Nubier, Dongolaner und als Dschellaba kennen gelernt. Die Wohnsitze der Heiden, die sie den Tieren gleich achteten, waren das Paradies, in dem sie allen ihren Lüsten die Zügel schießen lassen durften und in dem sie für den Regierungsbeamten unerreichbar blieben. Nun war die Regierung ihnen auch dort gefolgt, die Christenhunde in ihrem Dienste hatten die Hauptquelle ihres Wohlstands, den Sklavenhandel, unterbunden, die „türkischen" Beamten bedrückten sie mit Steuern, ja man bedeutete ihnen, in ihre alten Wohnsitze nach Nubien zurückzukehren.

Dort aber sah es schlimm aus. Seit der Erhebung des Pardelkönigs und dem Rachezuge des grausamen Defteraer Mehemet-Bey wurde der Druck, der auf die Bevölkerung ausgeübt wurde, immer stärker und unerträglicher. Neue Aufstände folgten und wurden im Blute erstickt. Die Sieger aber belegten alles mit Steuern, selbst religiöse Bräuche und die Wasserräder, welche den Feldern das belabende Wasser zuführen sollten. So verödeten nach und nach die Nilufer. Aber auch ein anderer Teil der Bevölkerung, der weitab auf den Weideplätzen der Steppe hauste, trug unwillig das ihm auferlegte Joch.

In der Grenzstadt Assuan hat der Reisende oftmals Gelegenheit, eigentümliche Völkertypen zu sehen, deren Erscheinung geeignet ist, eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Bronzefarbige Menschen von mittlerer Größe, von männlich schönen Gesichtszügen, den Kopf von einem wunderlichen Haaraufputz überragt, die Augen dunkelschwarz,



Ansicht der Stadt Assûan.

die Zähne von blendender Weiße, Hände und Füße von zierlicher Kleinheit, nur mit einem Schurze von Baumwollenstoff bekleidet, mit Rundschild, Lanze und breitem Schwerte mit Kreuzgriff bewaffnet, erscheinen nicht selten auf dem Markte und den Plätzen am Nilufer der Stadt in Begleitung leicht gebauter, hellfarbiger Dromedare, um ihre eigene Neugierde zu befriedigen und für andere einen entsprechenden Gegenstand der Neugierde zu bilden. Es sind die Bewohner der Wüste zwischen dem rechten Nilufer und der Küste des Roten Meeres, welche vom Breitengrade der Stadt Kenneh an bis nach Abessinien hin die wilden Gebirgsthäler bewohnen, den Karawanenverkehr vermitteln und in einigen Oasen mit Brunnen ihre Zeltwohnungen aufgeschlagen haben. Berühmte Kamelzüchter, ziehen sie neben dem Karawanengeschäfte ihre Haupteinnahme aus dem Verkaufe ihrer Tiere. Sie sind die Nachkommen der rotfarbigen Kuschiten, die vor Jahrtausenden an den Küsten des Roten Meeres landeten. Ihre Sprache ist keine Negersprache, sondern eine kuschitische, das sogenannte Bedja, und die Hauptzweige ihrer Stämme, in der Richtung von

Norden nach Süden, die Ababdeh, die Bischari und die Hadendoa. An ein unstetes fahrendes Leben gewöhnt, leicht erregbar und mißtrauisch gegen alles Fremde, lieben sie den Kampf und fürchten den Tod nicht. Dem Namen nach mohammedanisch, beruht ihr Glaube auf sehr allgemeinen Vorstellungen über Gott und den Propheten, aber Neid und Haß gegen alle Kulturvölker und die Befürchtung, ihrer ungebundenen Freiheit beraubt zu werden, haben sie zu gefährlichen Feinden aller Civilisationsbestrebungen gemacht*).

Auch diese Nomaden, die kurzhin Araber genannt wurden, hatten unter der ägyptischen Herrschaft zu leiden; auch bei ihnen wurden Steuern mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Man konnte sich der Zahlung dieser Kopfsteuer nicht entziehen, denn mit der Eintreibung derselben waren die irregulären Truppen, die Baschibosuks beauftragt und sie folgten den Nomaden bis in die entferntesten Oasen. Das Erscheinen einer solchen Abteilung bedeutete den Ruin des Stammes; denn die Soldaten verlangten eine gute Verpflegung und raubten auf ihre eigene Faust. Es gab Baschibosuks, die mit einem Troß von 20 Sklaven und vielen Weibern einherzogen und diese selbstverständlich von der Bevölkerung erhalten ließen. Diese Baschibosuks, berichtet Buchta, schalteten mit allem, auch mit den Weibern und Töchtern der Sudanesen wie mit ihrem Eigentum. Der Steuerverweigerer wurde an den Daumen aufgehängt oder an Händen und Füßen gebunden, nackt in der Mittagsstunde in den von der Sonne durchglühten Sand eines trockenen Flußbettes gelegt.

Kein Wunder, daß die Nomadenstämme diese Besuche der Steuereintreiber zu verhindern suchten. Die Baggarastämme und die Beduinen zwischen dem Weißen Nil, Kordofan und Darfor schlossen mit Kaufleuten Verträge ab, laut welchen die Kaufleute der Regierung die Steuergelder auszahlten, die Nomaden dagegen den Kaufleuten eine ver-

---

*) Brugsch, Im Lande des Mahdi.

abredete Anzahl von Sklaven, in Ermangelung derselben aber Vieh zu liefern hatten. Die Schwierigkeiten, welche dem Sklavenhandel in den Weg gelegt wurden, die Behinderung der Araber, ihre Raubzüge auszuführen, versetzten die Nomaden in die größte Not. Sie konnten die Steuer nicht bezahlen und nun erschienen bei ihnen ihre ärgsten Feinde, die Baschibosuks; der ausgeplünderte, arm gewordene Stamm haßte von nun an die „Regierung“ und sann auf Rache.

Als ein Ausfluß dieser allgemeinen Unzufriedenheit ist die Auflehnung der Sklavenhändler unter Siber anzusehen; wenn sie von Gessi niedergeworfen werden konnte, so war dies zum größten Teil auch dem Umstand zu danken, daß Siber nur die Interessen eines Bruchteils der Bevölkerung vertrat. Auf Sibers Fahnen stand kein Wahlspruch, der alle Unzufriedenen und Bedrängten vereinigen würde. Einen solchen Wahlspruch sollte ein anderer Mann finden. Ein Band vereinigte noch die Sudanvölker mit den Aegyptern, das Band der Religion, wurde dieses gelöst, dann gab es keine Vermittelung mehr zwischen dem Bedrücker und dem Bedrängten.

Es war nicht besonders schwierig, in Afrika einen solchen Gegensatz hervorzurufen. Im Schoße des Islam gab es seit jeher Sektierer, welche den Glauben reformierten und dadurch politische Umwälzungen herbeiführten. In den Oasen Saharas war der Sidi Snussi der Begründer einer solchen Sekte, die bis heute eine große Macht besitzt. Gustav Nachtigal war im Sudan Zeuge einer Umwälzung, die ein anderer heiliger Mann, Scherif ed-din, hervorgerufen hatte. Auch in Nubien sollte ein solcher Prophet und zwar in einer für ihn sehr günstigen Zeit erstehen. Nach einer arabischen Ueberlieferung soll schon Mohammed prophezeit haben, daß dereinst ein Mann erstehen werde, der den Glauben reformieren würde. Dieser Mann sollte der Mahdi, d. h. der von Gott auf den rechten Weg Geleitete, heißen. Selbst der Termin für das Erscheinen dieses Gotterleuchteten war nach gewissen Berichten angegeben. Er wurde mit

dem Beginn des 14. Jahrhunderts der arabischen Zeitrechnung (am 1. Moharrem 1300 = 12. November 1882) erwartet. Und um diese Zeit fand sich wirklich ein Mann, der sich für diesen Sendling Allahs ausgab.

In der Stadt Sennar erlernte ein Junge aus Dongola Namens Mohammed Achmed das Handwerk eines Bootzimmermanns in der Werkstätte seines Onkels. Es gefiel ihm aber nicht, mit Axt und Säge zu hantieren; ein heiligeres Feuer loderte in seinem Busen. Er ging in eine Medresse (Schule) in der Nähe von Chartum, die an dem Grabe des Schutzheiligen Schech-Hogeli errichtet war. Ein angesehener Mann, ein angeblicher Nachkomme des Propheten, leitete die Medresse und von ihm wurde Mohammed Achmed in die Geheimnisse des Alphabets und des Korans eingeweiht.

Nachdem er seine Studien vollendet, ließ er sich als Fakih, d. h. als Landgeistlicher und Landarzt in Kawa am Weißen Nil nieder. Bald aber verspürte er den Beruf, höhere Stufen der Heiligkeit zu erlangen und führte auf der Nilinsel Aba ein asketisches Leben. Er vergaß jedoch die weltlichen Angelegenheiten nicht, indem er sich durch Heiraten mit den Araberhäuptlingen verband und in deren Familien die tonangebende Persönlichkeit wurde.

Er hatte sich somit einen kleinen Anhang erworben, auf den er unbedingt rechnen konnte, und auf diesen gestützt, trat er an die Oeffentlichkeit. Es war im Juli 1881, daß die Derwische der Umgegend Briefe von Mohammed Achmed erhielten, in denen er sich für den erwarteten letzten Propheten, den Mahdi, erklärte. Die Mission, die er zu erfüllen hatte, war groß angelegt. Der Islam sollte von allen seinen Fehlern gereinigt werden und alle bisherigen Bekenner desselben wurden ermahnt, von ihrer Kirche sozusagen abzufallen und sich dem Mahdi anzuschließen. Alle „Türken“ galten infolge dieser Erklärung als Ketzer. Wir übergehen die wunderbaren Traumerscheinungen, von denen Mohammed Achmed berichtete und die ganz im Stile des Koran gehalten wurden, ebenso wie die Drohungen, daß alle, die dem Propheten nicht folgen würden, ewiger

und zeitlicher Vernichtung anheimfallen sollten. Mohammed Achmed bot den Völkern und Stämmen, die sich ihm anschließen wollten, weit mehr als irgend eine der Regierungen, die mit ihren Reformen den Sudan beglücken wollten — in dem neuen Gottesreiche, dessen Nahen er verkündete, sollte es keine Steuern mehr geben. Er versprach und verkündigte die vollständigste Abgabenfreiheit. Solche Lehren fanden bei den Nomaden den schönsten Anklang. Sein Anhang wuchs und er fand den Mut, auch an die Gouverneure und den Generalgouverneur Ermahnungen zu richten, sie möchten von ihrem gotteslästerlichen Lebenswandel absehen und sich ihm anschließen.

In den Regierungskreisen dachte niemand daran, daß dieser Mahdi ernste Verwickelung herbeiführen könnte. Nur seine Lehre, daß die Regierung ketzerisch sei und ihr darum keine Steuern zu zahlen seien, war ein Staatsverbrechen, welches untersucht zu werden verdiente. So wurde von Rauf-Pascha eine Kommission nach dem Wohnsitz des Mahdi geschickt, welche aus „Theologen" bestand, die eine Disputation mit Mohammed Achmed abhalten sollten; zugleich aber wurden auch Soldaten der Geistlichkeit beigegeben, die den wunderbaren Heiligen nach Chartum bringen sollten. Die Disputation verlief, wie dies bei solchen Fällen stets geschieht, fruchtlos. Die Mohammedaner im Sudan spalteten sich in zwei Lager, von denen das eine den Mahdi für den richtigen, von Gott auf den rechten Weg geleiteten Mann hielt, während er in dem anderen als ein Schwindler, der „falsche Prophet", galt. Als die Soldaten sich aber anschickten, den Propheten gefangen zu nehmen, wurden sie von den Baggara-Beduinen bis auf den letzten Mann niedergemacht. So erhielt der Mahdismus seine Bluttaufe.

Aus dem theologischen Streite, welcher die mohammedanischen Gelehrten seiner Zeit beschäftigte, sei auf Grund bekannt gewordener Proklamationen des Mahdi folgendes hervorgehoben.

Mohammed Achmed stützte seine Berufung auf eine Vision, in der ihm der Prophet erschienen sei. Nach seinen

Aussagen hat er ihm verkündet, daß er der erwartete Mahdi sei, und hat ihn auf seinen Stuhl über die Khalifen, die Fürsten und Edeln gesetzt. Als Zeichen seiner Sendung erwähnt der Mahdi die Warzen auf der rechten Wange und ferner, „daß aus dem Lichte eine Standarte erscheint, welche mit mir ist in der Stunde des Kampfes und getragen wird vom Engel Azrael".

Die Scheichs und Ulemas der Moschee El-Aghar in Kairo gaben gegen die Proklamationen ein Gutachten ab, in welchem die Behauptungen Mohammed Achmeds widerlegt wurden. Nach ihren Angaben hatte es mit der Prophezeiung von der Ankunft des Mahdi eine ganz andere Bewandtnis. Das Ereignis sollte sich, wie es in den geachtetsten Büchern stand, in folgender Weise vollziehen.

Um die angegebene Zeit wird nach dem Tode des dermaligen Khalifen eine Verhandlung stattfinden, um den Nachfolger zu ernennen. Der Mahdi wird dabei sein, aber von Mekka nach Medina fliehen. Inzwischen werden ihn die Großen des Volkes als Mahdi anerkennen und das Volk wird ihn zwischen den heiligen Stätten von Beku und Makam im Tempel zu Mekka nötigen, sich als Mahdi zu erklären, nachdem er sich vorher geweigert, dies zu thun.

Dies alles traf auf Mohammed Achmed nicht zu; der richtige Imam (das geistliche Oberhaupt der Muselmanen) war der Sultan in Konstantinopel, denn er wurde zu einem solchen rechtmäßig ausgerufen, und solange er lebte, durfte weder ein neuer Imam noch ein Mahdi ausgerufen werden.

Was die Vision anbelangt, so erklärten die Gelehrten von Kairo, daß die Traumerscheinungen unzuverlässig seien; vor allem aber solche, welche mit den Glaubenssatzungen im Widerspruche stehen; die Glaubenssatzungen besagen nämlich ausdrücklich, daß derjenige, der im Traume einen Propheten sieht und von demselben ein gegen das heilige Gesetz verstoßendes Gebot erhält, den Traum als einen Vorwurf und eine Verweisung betrachten kann.

Der Mahdi hatte erklärt, daß Gott die Herrschaft der Türken abschaffen wolle und forderte seine Anhänger zum

Kampfe gegen alle, die den Mahdi nicht anerkennen wollten, auf. Auch dies war ketzerisch; denn der große Prophet hat gesagt: „Ich habe die Weisung, die Menschen zu bekriegen, bis sie alle bekennen: es gibt keinen Gott außer Gott (la Illah ill' Allah); wenn sie dies bekennen, werden sie verschont werden samt ihrer Habe"; und ferner: „es ist besser, das Leben von tausend Ungläubigen zu lassen, als das Blut eines einzigen Muselmanns zu vergießen", und endlich: „die Zwietracht schläft nur, Fluch dem, der sie erweckt."

So wurde Mohammed Achmed als ein Betrüger gestempelt, vor dem sich jeder vernünftige Mensch hüten müsse, von dem sich jeder entfernen solle, ohne seine Worte und Thaten zu beachten, die alle gegen den Glauben seien.

Der religiöse Streit war aber in diesem Falle eng mit der Politik verknüpft und die Versicherung des Mahdi, daß Gott die Macht der Türken vermindert hat, und daß er dem Mahdi das Schwert des Sieges verliehen habe, fand im Sudan mehr Gläubige als Gegner. Die Siege des Mahdi über die ägyptischen Truppen waren später der durchschlagendste Beweis für die Richtigkeit der Behauptungen, aber es kamen noch andere Wunderzeichen hinzu: „Auf den Spitzen der Speere, welche die Anhänger des Mahdi trugen, brannte eine Flamme, das haben wir mit unsern eigenen Augen gesehen und nicht nur gehört," schreibt der Mahdistenführer Omar Salih an Emin-Pascha. Ein sehr natürliches Wunder, wenn man bedenkt, daß derartige elektrische Erscheinungen in der Wüste sehr häufig vorkommen und Flämmchen des St. Elmsfeuers oft selbst um das Haupt der Menschen einen Heiligenschein bilden.

Der oben geschilderte Widerstand der Baggara veranlaßte die Regierung zu ernsteren Schritten. Der Gouverneur von Kordofan erhielt den Auftrag, den Mahdi aufzuheben. Mit 2000 Mann rückte Mohammed Said, ein bereits alter Mann, gegen den Propheten aus, dem kaum 200 Mann zur Seite standen, und ließ ihn in die Berge von Takale entwischen, wo man ihn ungestört ließ. Mohammed Achmed ging indessen systematisch vorwärts. Er wählte vier Männer

aus seiner nächsten Umgebung aus, denen er den Titel Khalife gab. Sie sollten die vier ersten Nachfolger Mohammeds repräsentieren. Der erste derselben, ein Abdallah, war zugleich der General des Mahdistenheeres.

Während die Regierung sich um den Propheten nicht mehr bekümmerte, wollte sich der Gouverneur von Faschoda, ein Tscherkesse, auszeichnen und rückte auf eigene Faust mit 420 Mann gegen den Ruhestörer vor. Ihm schlossen sich auch einige Haufen Schillukneger an. Der kühne Zug endete mit der völligen Niederlage des Gouverneurs, der seine Kühnheit mit dem Leben bezahlte. Englische Offiziere besuchten später das Schlachtfeld, auf dem die Gebeine der Gefallenen bleichten.

Das Ansehen des Mahdi wuchs und Rauf-Pascha verlangte Truppen aus Aegypten, da es ihm nicht geraten schien, die Sudanesen mit sudanischen Truppen zu bekämpfen; er wurde indessen abberufen und Giegler-Pascha, ein Deutscher, mit der interimistischen Verwaltung des Landes betraut. Er war seiner Sache ganz sicher, erklärte, daß er keine Verstärkungen brauche, und ließ ein Kommando, 3000 Mann stark, nebst Geschützen im April 1882 gegen den Mahdi marschieren, der damals in den Bergen von Dschebel-Dschedir stand. Ein Taugenichts, Jussuff-Pascha Hassan, über den sich schon Gessi beklagte, wurde an die Spitze gestellt. Am 7. Juni lagerten die Aegypter sorglos in einem Kesselthale und waren damit beschäftigt, Holz und Wasser herbeizuholen; da brachen wie ein Gewitter aus dem heiteren Himmel die Mahdisten hervor. Vergebens suchten die Aegypter ihre Carrés zu formieren; dieselben wurden durchbrochen und in der heillosen Verwirrung das Detachement bis auf wenige hundert Mann niedergemacht.

Diese Niederlage war um so peinlicher, als gerade um dieselbe Zeit in Kairo die Militärrevolution unter Arabi-Pascha ausbrach und von Kairo keine Hilfe zu erwarten war. Die Nachricht von diesem Vorgange führte auch ohne Zweifel dem Mahdi zahlreiche Anhänger zu; denn nun kamen von allen Seiten Berichte von Revolten, alle Mudire ver-

langten Soldaten und Munition. „Besonders in Sennar,“ schrieb seiner Zeit Emin, „wurde die Sache so arg, daß sogar die Stadt Sennar angezündet, der Gouverneur mit seinen wenigen Soldaten in die befestigte Kaserne zurückgeworfen und dort cerniert und das ganze Land eine Beute der schauerlichsten Anarchie, des Mordes und Totschlages wurde. Obgleich Giegler-Pascha auf einem kleinen Dampfer selbst nach Sennar ging, wäre das Land doch für das Gouvernement faktisch verloren gewesen, wäre es nicht den vereinten Anstrengungen Salih-Agas, eines äußerst braven Irregulärenführers, und Auad-el-Kerims, des großen Chefs der Schukurie, der persönlich 2000 Reiter ins Gefecht führte, gelungen, die Gefahr zu beschwören und so auch das ernstlich dem Aergsten ausgesetzte Chartum zu sichern. Auch in Kordofan wurde gebrannt und gemordet. Die Verbindungen hatten nach allen Seiten aufgehört, und wenngleich die Situation später etwas heller wurde, da der Sieg der Regierung in Sennar ihr altes Prestige einigermaßen herstellte, so fand doch der neue Generalgouverneur und Minister des Sudan, Abd-el-Kader-Pascha, bei seiner um diese Zeit erfolgten Ankunft gerade genug zu thun vor.“

Ebenso wie in Sennar wurde auch in Kordofan der erste Anprall der Mahdisten zurückgeschlagen. Mohammed Achmed zog mit 60 000 Mann vor die Stadt Obeid, deren Besatzung nur 6000 Mann betrug und deren Wälle von 12 Kanonen verteidigt wurden. Alle Beduinen Kordofans hielten zu dem neuen Propheten. Dreimal ließ der Mahdi die Stadt stürmen; einmal waren schon seine Streiter im Handgemenge mit den Soldaten in die Stadt eingedrungen, aber Iskander-Bey verlor nicht die Geistesgegenwart; er ließ in die ringende Masse mit Granaten hineinfeuern. 300 Soldaten der Garnison fanden dabei den Tod, aber der Feind wich und die Stadt wurde gerettet. Mohammed Achmed mußte den Rückzug antreten.

In diesem Augenblick wäre es noch gelungen, durch einen kräftigen Vorstoß den entmutigten Feind zu vernichten, aber von Chartum konnte keine Hilfe kommen und um die-



Die Schlacht bei Tell-el-Kebir.

selbe Zeit rückte die englische Armee gegen die Rebellen in Unterägypten vor und lieferte am 13. September 1882 die Schlacht bei Tell-el-Kebir. So war der Sudan auf sich selbst angewiesen und der Mahdi nutzte die ihm notgedrungen gewährte Frist aus, um durch neue Sendboten den gesunkenen Mut der Rebellen wieder anzufachen und faßte den Entschluß, die in Kordofan stehenden Garnisonen durch Hunger zur Uebergabe der Festungen zu zwingen.

Der Plan gelang; nachdem Bara zuerst gefallen war, mußte am 17. Januar 1883 die Garnison von Obeid dem Mahdi die Thore der so tapfer verteidigten Stadt öffnen. Er war nun der Beherrscher Kordofans und von diesem Augenblicke an mußte auch das Schicksal Darfors, in welchem der österreichische Offi-

zier Slatin-Bey als Gouverneur stand, als besiegelt erscheinen.

Damit erreichte die erste Phase des religiösen Krieges im Sudan ihren Abschluß. Die Verhältnisse in Kairo hatten sich gleichfalls geklärt; dort herrschte eine Regierung, die völlig unter englischem Einflusse stand, und die Politiker beschäftigten sich nun eifrig mit der Frage, wie Aegypten reformiert werden sollte, wie das Land produktiv bleiben könnte, um die Zinsen für die in Europa kontrahierten Anleihen zu bezahlen. Was sollte mit dem Sudan geschehen?

Schon Gordon-Pascha hatte die Ansicht ausgesprochen, daß das ungeheure Gebiet, welches die Aegypter nach und nach erobert hatten, nicht zu halten sei; dazu hatte man nicht die genügenden Mittel; schon Gordon hatte vorgeschlagen, wenigstens Darfor preiszugeben und dort einen Nachkommen der früheren Sultane einzusetzen, der nur formell von der ägyptischen Regierung abhängig sein sollte. Derselben Meinung waren auch jetzt die einsichtsvolleren Ratgeber Aegyptens.

Kordofan war verloren, Darfor in Anbetracht dieser Thatsache nicht mehr zu halten. Sollte man Kordofan wieder erobern? Das erschien unzweckmäßig. Aegypten sollte sich nur auf die Nillinie und die Küste des Roten Meeres beschränken. Von der letzteren, von Suakin aus, sollte eine Eisenbahn bis nach Berber oder Schendi gebaut werden; dann war eine Kommunikationslinie gesichert und die Aequatorialprovinzen mußten zu einer reichen Einnahmequelle werden.

Wenn man bedenkt, daß um jene Zeit Sennar von den Rebellen gereinigt war, daß die Agitation der Mahdisten die Bedjavölker der Wüste zwischen Berber und Suakin noch nicht für sich gewonnen hatte, so muß man zugeben, daß eine solche Konzentrierung der Kräfte, namentlich aber die Sicherung einer Eisenbahnverbindung viele Aussichten auf Erfolg eröffnete. Andererseits aber war immer zu befürchten, daß die verrottete ägyptische Wirtschaft auch in diesen Gebieten

die Unzufriedenheit mit der Zeit nur noch vermehren würde. Alle diese Erwägungen waren jedoch belanglos gegenüber der Hartnäckigkeit der ägyptischen Paschas, welche nicht einen Schritt nachgeben wollten, im Gegenteil den Entschluß faßten, Kordofan wieder zu erobern.

Damit aber wurde, wie wir sehen, die Krise nur beschleunigt. Man erleichterte dem Mahdi, da man aus einer



Typen der unter dem Kommando von Hicks-Pascha ausmarschierten ägyptischen Sudanarmee.

gedeckten Stellung in die des Angreifers überging, die ägyptischen Heere in wüsten Gegenden hinzuschlachten.

Zunächst freilich hatte man einen Sieg zu verzeichnen und dieser Sieg stärkte den Mut der Kriegspartei.

Abd-el-Kader-Pascha war mit den ägyptischen Offizieren nicht zufrieden und hatte von dem Khedive die Anstellung europäischer Offiziere verlangt. Der Khedive, dessen Armee durch den Aufstand Arabis so wie so in einen bedenklichen Zustand geraten war, mußte diesen Rat befolgen und so wurden die Spitzen des neuformierten ägyptischen Heeres von Europa, namentlich von England bezogen. Unter ihnen befand sich auch der pensionierte Oberst der indischen Armee,

Colonel W. Hicks, der nunmehr mit dem Paschatitel als Generalstabschef des Sudan angestellt wurde. Er und noch sieben andere „Europäer“ gingen nach dem Sudan ab, mit ihnen sandte man auch dorthin die ehemaligen Truppen Arabis. Es war ein sonderbarer Transport, die Mannschaften und die Waffen wurden besonders expediert!

Hicks-Pascha kam Anfang März 1883 nach Chartum, gerade zu gelegener Zeit, um einen Erfolg zu erzielen. Die Rebellen wollten 6000 Mann stark den Nil überschreiten und in Sennar einfallen. Um dies zu verhindern, hatte schon der Gouverneur Abd-el-Kader eine Armee bei Kawa vereinigt; zu dieser stieß nun Hicks-Pascha mit namhaften Verstärkungen. 5000 Aegypter standen 6000 Mahdisten gegenüber; zum erstenmal wurden auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz vier Nordenfeldtsche Schnellfeuerkanonen gebraucht. Die Schlacht wurde am 26. April bei Marabieh in der Nähe der Insel Aba geschlagen. Die Aegypter, von der Annäherung des Feindes verständigt, formierten ein Carré und erwarteten den Angriff des Feindes, der zumeist aus Beduinenreitern bestand. Die unerfahrenen Krieger der Wüste wollten das Carré sprengen und führten einen ebenso glänzenden wie fruchtlosen Angriff aus. — Eine halbe Stunde machten die Reiter, die Führer mit den bunten Standarten voran, wiederholte Versuche, eine Lücke in das eiserne Viereck zu reißen. Salve auf Salve erdröhnte, die Geschütze donnerten, die Reiter starben den Heldentod und mußten zuletzt weichen. Als sich der Rauch verzogen hatte, war das Schlachtfeld mit Leichen und toten Pferden bedeckt . . . es war ein leichter Sieg gewesen, aber der Jubel auf seiten der Aegypter unbeschreiblich. Die Sieger begaben sich nach der Insel Aba, wo der Prophet mehrere Jahre als Heiliger gewirkt hatte, und brannten das Dorf nieder.

Der Mahdi selbst hatte an diesem Kampfe nicht teilgenommen, aber einige Hauptanführer und die meisten Derwische waren gefallen. Dies entmutigte die Rebellen und sie zogen sich zurück.

Vorwärts nach Kordofan! war jetzt die Losung. Aber

Hicks-Pascha sah selbst ein, daß er mit den Truppen, die im Sudan zur Verfügung standen, unmöglich den Mahdi angreifen konnte. Er verlangte darum von Kairo Unterstützung und zwar 6000 Mann und 120 000 Pfund Sterling, da die Kassen in Chartum leer waren. Er erhielt 3000 Mann und nur 40 000 Pfund Sterling und wagte trotzdem den Zug nach Kordofan auszuführen. Er sollte es bitter bereuen. Die Truppen, die man ihm gesandt hatte, waren ein trauriges Gesindel, das noch in aller Eile in dem Lager von Omderman bei Chartum gedrillt werden mußte.



Hicks-Pascha, Chefkommandant der durch den Mahdi geschlagenen ägyptischen Armee im Sudan.

Am 9. September 1883 brach Hicks-Pascha von Omderman auf und zog nach Duem am Weißen Nil. Die ganze Streitmacht zählte gegen 10 000 Mann, 500 Pferde, 20 Kanonen (darunter vier Kruppsche und sechs Mitrailleusen) und 5500 Kamele. In Duem schloß sich der Hokmdar Allah-ed-Din-Pascha der Expedition an. Von hier aus wurde der Marsch nach El-Obeid angetreten durch ein Gebiet, das von feindlicher Bevölkerung bewohnt war und das zum Teil aus einer Wüste bestand, in welcher ein schlimmer Feind, der Wassermangel, die Truppen bedrohte. Um die Armee nicht zu schwächen, wurden im Rücken keine Etappen angelegt; man gab jede Verbindung mit Chartum und dem Nil auf und marschierte auf gut Glück vorwärts, aber nicht mit frohem Mute.

Es war schon ein schlimmes Zeichen, daß in der Etappenfrage zwischen dem Hokmdar und Hicks-Pascha Meinungsverschiedenheit herrschte, daß der Kriegsrat sich gegen den erfahreneren englischen Offizier entschied. Ein deutscher Offizier, Major Baron von Seckendorff, der Hicks begleitete, schrieb am 22. September von Duem:

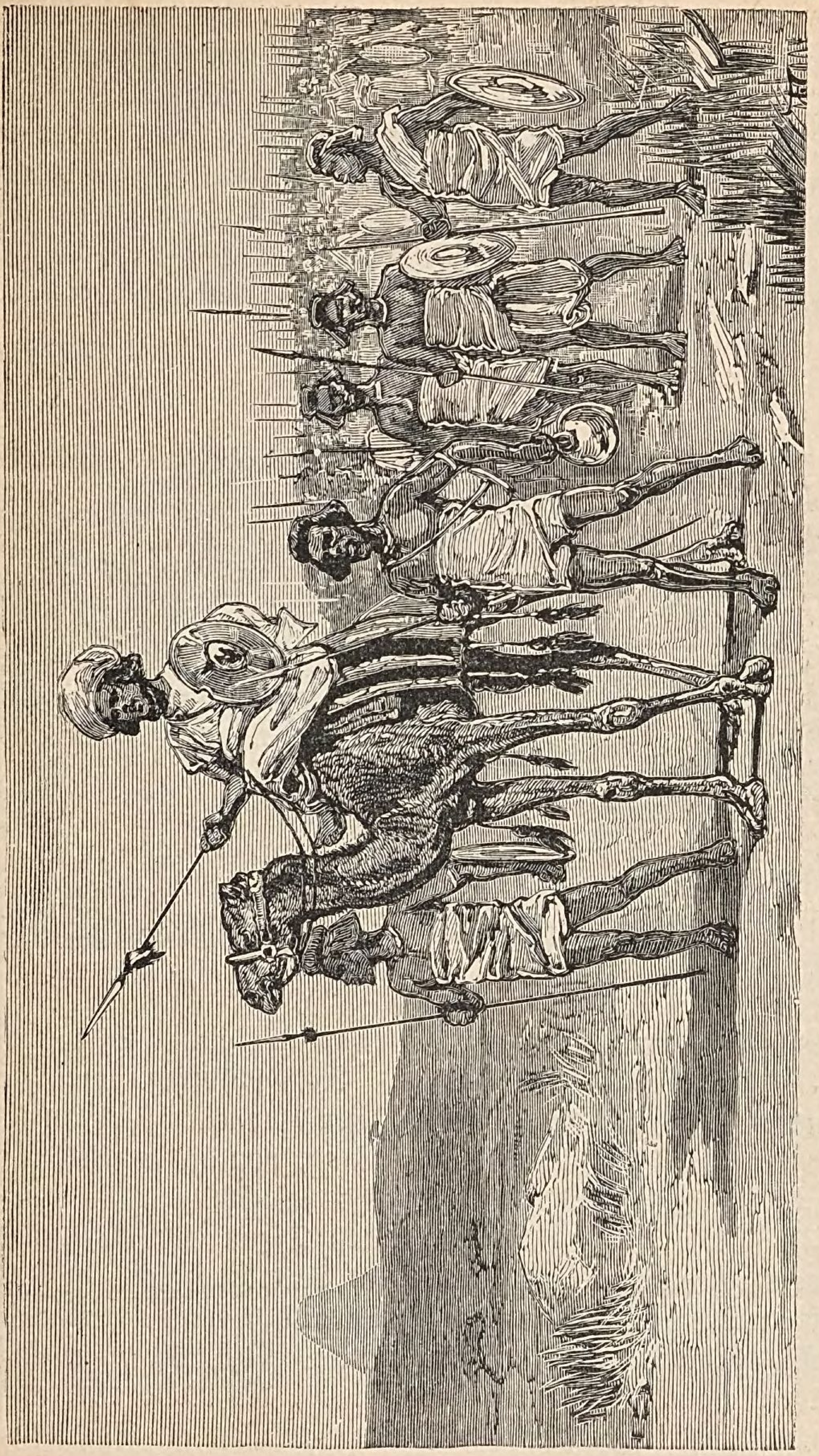
„Schöne Zeiten haben wir nicht zu erwarten. Der falsche Prophet wird endlose Schwierigkeiten bereiten. Er befiehlt über zahlreiche Kämpfer, hat mehr als 15000 gute Hinterlader, 14 Kanonen und hält zwei befestigte Städte, Bara und El-Obeid. Das wichtigste ist, daß er gut berittene Kavallerie hat und Fanatismus all seine Leute zu Helden macht, was man von unseren Truppen gerade nicht sagen kann. Ich habe die Aegypter in drei Schlachten gesehen, aber es würde mir schwer fallen, einen Helden unter ihnen zu finden. Der Wassermangel ist schrecklich. Alle Brunnen auf dem Wege sind zerstört. Wenn wir von hier (Duem) wegmarschieren, verlassen wir den Nil, und andere Flüsse gibt es nicht. Wir können nicht mehr Wasser transportieren, als wir für 24 Stunden bedürfen, und Sie können sich vorstellen, wie viel dies ist, wenn Sie bedenken, daß wir 11000 Mann sind, mit 6000 Kamelen, Pferden und Maultieren ... Wenn unsere Kavallerie zur rechten Zeit einen Angriff der Araber anzeigt, dann kann alles gut gehen, aber wenn diese uns überraschen, dann können wir auf das Schlimmste gefaßt sein. Wenn sie uns auch nur einmal schlagen, kehrt keiner von uns mehr heim, denn dann wird der ganze Sudan wie ein Mann sich erheben. Chartum und alles ist dann verloren, und das Volk wird unbeschränkten Glauben in den falschen Propheten setzen."

Diese Ahnungen erwiesen sich leider durchaus richtig. Die Armee von Hicks-Pascha blieb verschollen. Erst am 19. November kamen die ersten Hiobsbotschaften in Duem an; aber kein Soldat, kein Reiter der Armee war erschienen, um die Kunde von der Niederlage zu bringen. Nur Kameltreiber oder Kaufleute waren Berichterstatter jener schauerlichen Niederlage, welche Hicks-Pascha erlitten. Aus ihren sich vielfach widersprechenden Erzählungen erhellt aber das eine klar, daß die Armee, nachdem sie viel an Wassermangel gelitten, in den ersten Tagen des November in der Nähe von Kaschgil in einer höchst ungünstigen Stellung vom Feinde umzingelt und bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurde. Unter den Toten, die auf dem Schlachtfelde blieben,

befanden sich elf europäische Offiziere, darunter zwei deutsche, Major von Seckendorff und Stabsarzt Rosenberg, ferner noch zwei Zeitungskorrespondenten. Von einem preußischen Unteroffizier, dem Diener von Seckendorffs, wird berichtet, daß er zum Mahdi desertierte und eine Abteilung der Mahdisten gegen die Hicksschen Truppen führte.

Der Mahdi selbst hielt sich während der Schlacht an einem sicheren Orte auf; erst nach derselben kam er auf das Schlachtfeld, um hier eine Schädelpyramide zu errichten und eine religiöse Zeremonie abzuhalten. Die Schlacht bei Kaschgil war der furchtbarste Schlag, den die Rebellen den Aegyptern versetzten; die letzte Armee war in ihr gänzlich vernichtet worden. Der Sudan stand dem Mahdi offen, in Chartum lag eine Garnison von nur 2000 Mann, und außerdem wurden die Gebiete aufständisch, durch welche die kürzeste Verbindung mit der zivilisierten Welt führte, die Gegend zwischen Chartum und Suakin.

In der Hafenstadt Suakin lebten zwei Brüder, Osman und Achmed Digna, die gemeinschaftlich Handel trieben und namentlich Sklaven nach Arabien verschifften. Achmed blieb als Leiter des Geschäftes in Suakin, Osman aber bereiste den Sudan bis nach Darfor, kannte alle hervorragenden Personen, auch den mächtigen Siber, kannte auch den Haß, der im Herzen der ganzen Bevölkerung gegen die Aegypter glimmte. Der Vorfahr Osman Dignas war zwar ein Türke, aber er hatte eine Hadendoa geheiratet, so daß Osman sich als Landeskind fühlte. Auch er wurde durch die Kämpfe gegen die Sklavenhändler geschädigt, ja beinahe ruiniert, als eine seiner Barken, mit Sklaven vollbeladen, im Roten Meere von einem englischen Kreuzer weggekapert wurde. Er schwur den Christenhunden Rache und bald darauf bot ihm der Mahdiaufstand die beste Gelegenheit hierzu. Osman suchte den heiligen Mann auf, erkannte ihn als den Mahdi, ließ sich zum Emir der Lande um Suakin ernennen und kam hier mit Briefen des neuen Propheten an, um unter seinen Landsleuten Propaganda für den heiligen Krieg zu machen. Es ward ihm nicht schwierig, unter den No-



Osman Digna auf dem Marsche.

maden ein Rebellenheer zu sammeln und schon am 5. August 1883 eröffnete er die Feindseligkeiten gegen Aegypten.

Er griff zunächst die Garnisonen der kleinen Orte Sinkat und Tokar an, die sich tapfer wehrten, aber auf die Dauer den Rebellen, deren Zahl gegen 2000 betrug, nicht widerstehen konnten und entsetzt werden mußten. Die Aegypter rückten von Suakin zunächst nach Tokar; die 600 Mann, die Entsatz bringen sollten, wurden jedoch von nur



Die Flucht der Truppen Baker-Paschas nach der Niederlage bei El-Teb.

200 Arabern geschlagen und zwar mit einem Verlust von 150 Mann und einer Kanone. Noch schlimmer erging es nach einem Monat, Anfang Dezember, einer zweiten 700 Mann starken ägyptischen Abteilung, von diesen retteten sich nur 35 durch eilige Flucht.

Diese Erfolge ließen Osman Digna als einen höchst gefährlichen Feind erscheinen; er unterbrach plötzlich die so bequeme Verbindung zwischen Suakin, Berber und Chartum und bedrohte ernst die Hafenstadt selbst, die man wegen ihrer Handelsbedeutung das Venedig des Roten Meeres genannt hat. In Kairo wurde darum nicht an Soldaten —



Zu Tode getroffen! Episode aus der Schlacht bei El-Teb.

diese hatte man nicht — sondern an Rekruten aufgetrieben, was aufgetrieben werden konnte, und General Valentin Baker, Bruder des bekannten Reisenden Samuel Baker, unterzog sich der höchst gefährlichen Aufgabe, mit dieser Truppe die verwegenen Söhne der Wüste anzugreifen. Die englischen Zeitschriften brachten Karikaturen auf diese Armee und selbst der Khedive warnte den General, er möge ja nicht zu viel mit dieser Truppe wagen.



General Baker-Pascha, Kommandant der ägyptischen Armee im Sudan.

General Baker wagte jedoch das Schlimmste — eine Schlacht. Mit 4000 Mann und acht Kanonen stieß er bei den Brunnen von El-Teb auf dem halben Wege zwischen Tokar und Trinkitat auf die Scharen Osman Dignas. Bei dem ersten Anprall gerieten die Aegypter in die heilloseste Verwirrung und wandten sich zur Flucht. Sie dachten nicht an Widerstand, sondern warfen ihre Waffen weg, um besser laufen zu können. Manche dieser Helden entledigten sich auch ihrer Kleider, an die sie nicht gewöhnt waren und rannten davon wie eine Herde Schafe, während die Hadendoa ihnen im Trabe folgten und niederhieben, was sie erreichen konnten. Anfangs suchten die europäischen Offiziere die Fliehenden zu ordnen, als aber auch von ihnen elf den Tod fanden, mußten auch sie die Flucht ergreifen. Der Verlust der Aegypter betrug 2373 Tote! Nach dieser schmählichsten aller Niederlagen war es klar, daß Aegypten den

Krieg nicht weiterführen könne. In Suakin mußten britische Marinesoldaten gelandet werden. Der Krieg trat in eine neue Phase ein.

In der kurzen Zeit von zwei Jahren war der einfache Mahdi zu dem furchtbarsten Feinde Aegyptens geworden und drohte alles, was man an Kulturwerken im Sudan errichtet hatte, wie die Sturmflut fortzuspülen.

Im fernen Westen.

Die Erfolge des Mahdi, die wir soeben geschildert haben, brachten Chartum in eine gefährliche Lage; völlig abgeschnitten von Kairo war es jedoch keineswegs, das Nilthal im Norden war noch ruhig und die Kommunikation noch erhalten. Der Mahdi war nach seinem Siege über Hicks-Pascha nach El-Obeid zurückgekehrt. Osman Digna brauchte man für den Augenblick nicht zu befürchten, da er vor Suakin durch englische Truppen festgehalten wurde. Der Hauptstadt des unglücklichen Landes war somit noch eine Frist gewährt.

Viel schlimmer standen die Angelegenheiten in dem „fernen Westen“ des ägyptischen Sudan. Darfor im äußersten Westen war der größten Gefahr ausgesetzt. Dort regierte Slatin-Bey, ein ehemaliger österreichischer Offizier, der sich in den Kämpfen gegen den Thronprätendenten Harun ausgezeichnet hatte. Zwischen ihm und Chartum lag Kordofan, das Land, in welchem gerade der Mahdi herrschte; so waren die Stunden der Herrschaft Slatins gezählt.

Südlich an Darfor grenzte die Provinz Bahr-el-Ghasal, das ehemalige Hauptgebiet der Dschellaba. Nach Gessis Rücktritt war hier der Engländer Lupton-Bey Gouverneur. Er war ein talentvoller Mann, durchaus seiner Aufgabe gewachsen. Im Jahre 1853 in England geboren, zeigte er stets Neigung zum abenteuerlichen Leben. Frühzeitig verließ er die Schule, um in Marinedienste zu treten, in denen er sich das Offizierspatent erwarb. Auf einer Fahrt nach Suakin wurde er von dem Verlangen, nach dem Innern Afrikas zu

gehen, ergriffen. Er wandte sich an Gordon, der ihn in seine Dienste nahm und ihm zuletzt die Führung einer Nilflottille anvertraute, welche den Strom von den Grasbarren reinigen sollte. 1879 wurde er nach der Aequatorprovinz geschickt, wo er ein Vekil, d. h. Stellvertreter oder erster Beamter Emin-Beys wurde. Von hier ging er 1881 nach Bahr-el-Ghasal als Nachfolger Gessis. Seiner unermüdlichen Thatkraft war es gelungen, den Zustand der Provinz derart zu heben, daß sie einen Ueberschuß der Einnahmen und zwar in dem Betrage von etwa zwei Millionen Mark aufweisen konnte.

Der Mahdiaufstand machte diesen zivilisatorischen Bestrebungen ein Ende. Abd-el-Kader-Pascha, welcher ein Heer gegen die Rebellen aus dem Boden stampfen wollte, gab Lupton den Befehl, 7000 Neger als Rekruten zu stellen. Lupton mußte gehorchen. Die Aushebung wurde angeordnet und namentlich in den Gebieten der niemals völlig unterworfenen Dinka ausgeführt. Freiwillig gingen die Neger nicht mit; sie mußten mit Gewalt ergriffen und mit der Schebba transportiert werden. Diese Aushebung war eine verhängnisvolle That! Die ganze waffenfähige Jugend des Stammes sollte fortgeführt werden, das war ein Schlag für die Dinka, weit fürchterlicher als alle ehemaligen Raubzüge der Sklavenhändler, die doch nur Weiber und Knaben fortführten. Die trotzigen Hirten griffen zu den Waffen; der Dinkaaufstand brach los, dadurch wurde die Verbindung von Bahr-el-Ghasal mit Chartum bedroht, ja aufgehoben. Lupton sah sich gezwungen, den Aufstand auf alle Fälle niederzuwerfen; aber er verfügte auf dem weiten Gebiete seiner Provinz, das dem Flächenraum Preußens entsprach, nur über 200 Mann regulärer Truppen. Die Irregulären aber bestanden zumeist aus Dongolanern, Landsleuten des Mahdi, und waren keineswegs zuverlässig. Trotz alledem wäre die Bekämpfung der Dinka leichter gewesen, wenn dieselben von den Mahdisten nicht unterstützt worden wären.

Lupton that, was in seinen Kräften stand; aus den Briefen, die er an Dr. W. Junker, der damals sich bei

Emin-Bey aufhielt, schrieb, erhellt seine schwierige Lage; und aus der Datierung der Briefe von den verschiedensten Orten ersieht man, daß er überall persönlich erschien, wo die Gefahr am größten war. In einem der Briefe entschuldigt er seine schlechte Schrift, da er eine leichte Handwunde erhalten habe. Ende März erhielt endlich Emin die frohe Nachricht, daß Lupton die Dinka geschlagen habe, aber dieser Meldung war auch eine Hiobsbotschaft beigefügt. Weiter nach Norden vordringend, erfuhr Lupton, daß die Armee von Hicks-Pascha gänzlich vernichtet wurde, und auch die andere Hiobsbotschaft, daß Darfor in die Hände des Mahdi gefallen war, während Slatin-Bey den Mahdi anerkannte und seinen Glauben wechselte.

Um jene Zeit gelangte auch Lupton in Besitz eines arabischen Briefes, welcher von einem zum Mahdi entlaufenen Beamten an einen anderen noch treu gebliebenen Beamten gerichtet war, und welcher das Schlimmste von der Agitation der Mahdisten befürchten ließ. Wir wollen diesen Brief ausführlich mitteilen und damit den Lesern eine Probe arabischer Berichterstattung bieten. Der Brief lautet in der Uebersetzung nach Buchta:

„Im Namen Gottes, des Allerbarmers! Die Gnade Gottes sei mit unserem Herrn Mohammed und mit den Seinigen!

„Aber nach diesem: Vom Knechte seines Herrn Kerem Allah, Scheich Mohammed, an unseren treuen Freund Scheich Sati Ahmed Abu-el-Kassim. Ich sende Dir viele Grüße und frage, wie es Dir und allen geht, auch wünsche ich Dir beste Gesundheit. Wenn Du nach uns fragst, so befinden wir uns zur Zeit des Briefschreibens wohl, wir genießen vollkommene Glückseligkeit in unserer Bekehrung zum Mahdismus und haben keinen anderen Schmerz als den, Dich nicht zu sehen und fern von Dir zu sein.

„Im ferneren, mein Freund, berichten wir Dir, daß wir bei unserer Herkunft vom Bahr-el-Ghasal auf dem Wege zum Mahdi — Friede sei mit ihm! — nichts Schlimmes angetroffen, bis wir in eine edle Gegend gelangten, die in

der Mudirie Kordofan liegt, Ende des Gottesmonats Ramadan 1300, in der Nacht des großen Festes. In jener Nacht begegneten wir dem Herrn über alle, dem Nachfolger des Gesandten Gottes — Gnade sei mit ihm! — und nahmen seine Hand zum Eid der Treue, indem wir die Lust dieser Welt ließen und suchten, was bei Gott, dem Höchsten, ist. Hierauf erkannten und erfuhren wir, daß er der Imam, der längst erwartete Mahdi, Sohn des Seid Abdallah, ist und kein anderer. Wir glaubten an ihn und folgten ihm zum Siege des Glaubens und priesen den Höchsten, den gelobten Gott, für die Gnade, die er uns erzeigt, und traten aus den Finsternissen ans Licht durch unseren Zuzug zu unserem Herrn, dem Gebieter der Gläubigen, dem Imam, Mahdi, Nachfolger Gottes. Wir blieben bei ihm beinahe drei Monate, bis die Feinde des Glaubens, die Türken, von Chartum kamen und mit ihnen ihr Führer Hicks, der Feind Gottes und seines Propheten, und 36000 Mann, 36 Kanonen, worunter sieben Mitrailleusen zu fünf Mündungen, sechs große Kanonen Namens Krupp, die auf dem Marsche von zwölf Maultieren gezogen werden, 23 alte Kanonen, die von Ismael Eyub herstammen, zusammen 36 Geschütze, und das ohne die anderen, wie Raketenbatterien und Kriegsmaterial, wie das Bilsenkraut (Bing), nach dessen Riechen niemand lebt.

„Wir zogen ihnen in Begleitung des Imam an den Ort der Entscheidung mit dem Heere entgegen und erwarteten sie einige Tage; — doch sie kamen nicht heran, weil sie vor den Soldaten des Glaubens große Furcht hatten. Als der allmächtige Gott wollte, daß wir uns erhöben, standen wir am Feiertag mit dem Imam, dem Erwarteten, auf und zogen ihnen nach Alauie entgegen. Am Montag, dem gesegneten, den 4. des Monats Moharrem 1301, um 2 Uhr, unternahmen wir im Vertrauen auf Gott den heiligen Kampf zum Siege des Glaubens mit dem Ansturm der Kämpfer Gottes und der Anhänger des Erwarteten von allen Seiten. Ihre Macht verschwand und Gott vertilgte sie in einem Augenblicke von der Erde, und ihr Hinschlachten dauerte



Ein Derwisch predigt Araberhäuptlingen den heiligen Krieg.

nur eine Viertelstunde, und zwar mit dem scharfen, schneidigen Werkzeug Kabs, das die Rücken durchdringt und zehnmal mehr Gewalt hat als das Feuer. Nachdem Gottes Gebot an ihnen vollzogen, brannte das Feuer unserer Lanzenspitzen in ihren Leibern und zerfleischte sie. Das ist die Strafe dessen, der Gott, seinen Propheten und den Mahdi bekämpft.

„Bevor ich kam, erfuhr ich schon, daß Jussuf Woled-esch-Schellal, Raschid-Bey, Ali-Bey und andere von der Verwaltung der Mudirie Kordofan, wie auch der Gouverneur und Pascha und ihr Gefolge durch die Macht des Imams umgebracht worden; und dies ist alles eine Mahnung für die, die nicht an Gott und das Gericht glauben, noch an den erwarteten Imam.

„Saïd Mohammed Chaled wurde mit etwa 5000 Derwischen nach Darfor beordert, um dem Glauben zum Siege zu verhelfen. Die aber hier im Gefolge des Mahdi sind, zählen 100 000 Mann und darüber. Dies sind jedoch nur die Auswanderer und die Verbündeten, die den Tod herbeiwünschen und suchen, was bei Gott ist, ohne die Beduinen, deren Zahl nur der allmächtige Gott bemißt.

„Wir sind von seiten des Mahdi innegeworden, daß er gegen Chartum zum Glaubenssieg und zur Vernichtung der Ungläubigen zieht. Wer immer sein Feind ist, dessen Unterfangen ist eitel und erfolglos und schwere Reue wird über ihn kommen. Wisse, mein Freund, wer den Mahdi bekämpft, ist, wie wenn er Gott und seinen Gesandten bekriegte. Seine Habe und sein Leben wird zu einer Beute der Derwische und der Glaubensstreiter. Ich fürchte dies für Dich.

„Wenn Du fragst, was unser Herr, der Imam, thut, so sage ich: er ist immer mit seinem Gott beschäftigt und begehrt kein irdisches Gut, noch Schmuck, noch Kleider, noch Speise, sondern gewöhnt sich an das Hungerleiden und gürtet einen Stein um den Leib und strebt nicht nach den vergänglichen Vergnügungen der Welt, weder viel, noch wenig. Seine vier Khalifen, die an der Stelle der vier Nachfolger

des Propheten Gottes stehen, sind: Abdallah, Sohn des Said Mohammed, der Khalife des Saddik (Abu-Bakr) und Emir des Mahdistenheeres; Scheich Ali, Khalife Omar Faruqs; Seid Mohammed, Sohn des Senussi, Khalife Othmans Zu-el-Nuren, welcher jetzt im Westen weilt und bald mit zahlreichem Heere kommen wird; Seid Mohammed Scherif, Khalife Ali-el-Karars. Alle streben nur nach dem Glücke der andern Welt, und ihr ganzes Thun ist im Dienste des Propheten — der Friede Gottes sei mit ihm! Den erwarteten Mahdi begleitet der göttliche Prophet Pinehas (?); und die Engel des Allerbarmers und die Krieger helfen ihm zum Sieg über die Feinde.

„Ich habe Dir vieles berichtet; allein wenn ich versuchte, Dir alle Wunderthaten zu schildern, so könnte ich es nicht, und wenn ich einen Monat schriebe. Es genügt an dem, was ich dargethan; wenn Du an Gott, den Propheten und das letzte Gericht glaubst, so verlaß Deinen jetzigen Zustand und rechne nicht auf vergängliches Vergnügen und eiteln Tand, sondern ergib Dich äußerlich und innerlich dem Mahdismus und kündige Deinen Uebertritt durch Brief an mich oder den Oberherrn an, oder durch Erheben und durch Herreise zu uns, um Dich unaufhörlich der Ehrlichkeit und des Wohlgefallens des Mahdi an Deiner Eidesleistung zu bestreben, die zu Ehren Gottes und seines Propheten geschieht; dann kannst Du einen Teil der Beute in Empfang nehmen, die den Derwischen zukommt. Wenn Du aber nicht auf unsere Worte hörst, so wirst Du zweifelsohne fallen und Du und Deine Kinder und Deine Habe eine Beute der Derwische werden. Ich hoffe, daß Gott Dich führe und zu den Glücklichen bringe und zu einem Anhänger des Mahdismus werden lasse. Daran ist's genug.

„Ich habe einen Brief von Dir erhalten, aber was wir daraus erfahren, ist nicht gut von Dir; denn als wir auf dem Wege zu unserem Herrn waren, hörten wir, daß Du zu Deiner haltlosen Regierung Vertrauen habest. Mein Bruder! Wer Muslim ist und sich Gott und seinem Propheten anheimgegeben und Leute sieht, die die Welt ver-

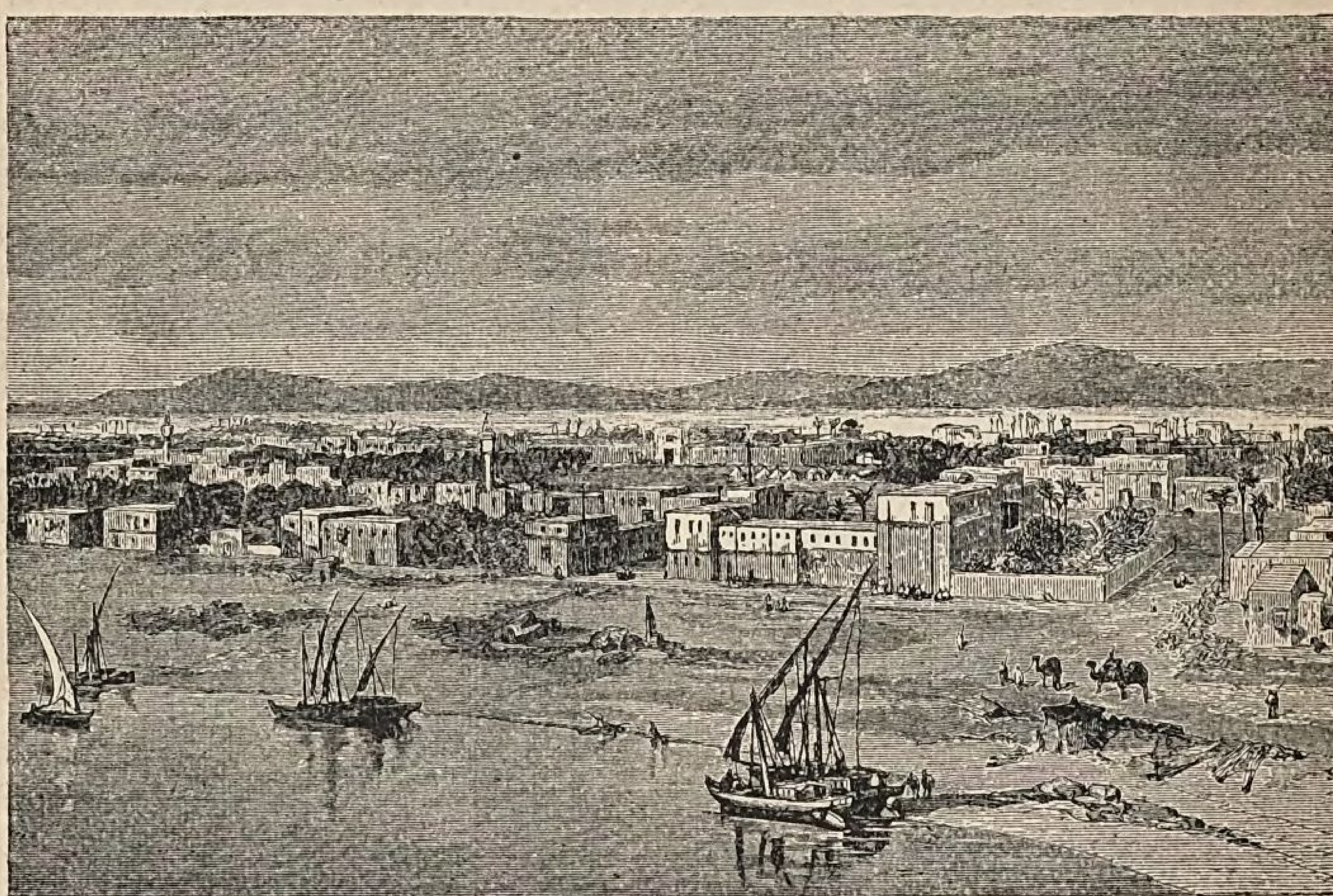
ehren, um Güter zu erwerben, und andere, die Gott und seinen Propheten anbeten und mit ihrem Hab und Gut und ihrer Person kämpfen, mit dem Sehnen nach der Zufriedenheit Gottes und dem jenseitigen Leben — wie kann er auf die Lust dieser Welt hoffen? Wenn er glücklich ist, so nimmt er ein Beispiel am Worte des Korans: ‚Wenn ihr Gott zum Siege verhelfet, so hilft er euch auch‘, und bekehrt sich und läßt seine Seele das wahre Glück erlangen. Nehmt Euch in acht, Du und die bei Dir sind! Ich bin zu Ende.



Der Mahdi.

„Postscriptum. Die Derwische, die mit Said Mohammed nach Darfor gingen, sind nicht zur Schlacht gezogen, sondern nur um Beute zu sammeln. Ganz Darfor hat sich dem Mahdismus angeschlossen; Slatin ist Moslem geworden und hat den Glauben des Propheten Mohammed angenommen. Es sind von ihm Briefe eingelaufen, die seine Uebergabe und diejenige der bei ihm weilenden Beamten anerbieten, als da sind Said Guma in Fascher, Omar Tarchua; die ganze Regierung von Darfor hat sich ergeben und ihre Ergebung schriftlich kundgethan. Von seiten Slatins ist ein ehemaliger Hauptmann mit dem Uebergabebrief eingetroffen. Die Derwische sind ausgezogen, um sie gegen die Beduinen zu schützen, Beute zu sammeln und alle zusammen hierher zu bringen. Ich thue Euch auch zu wissen, was für Leute von der Regierung mit der Expedition gekommen und gefallen sind: es sind Hicks-Pascha, Ala-ed-din-Pascha, Oenaui-Bey Elewa, Mohammed-Bey Ahmedani, Hammad-Bey Tilb, Walad Karamallah-Bey und Bosati-Bey, die Namen der anderen kenne ich nicht. So Gott will, kommen wir in zwei oder drei Tagen zu Euch mit

so viel Derwischen und Fahnen als angeht, denn es kommen fortwährend Djankineger zu uns, die Dombu getötet, und andere von den Nuba und fremde (Neger) von allen Seiten, die von selbst zum Mahdismus übergegangen, obwohl sie gar nicht Arabisch verstehen. Gott hat sie Euch vorgezogen, da sie dem Mahdi folgen und ihr gegen ihn kämpfet und mit den Wilden (?) gemeinschaftliche Sache macht. Lebe wohl!"



Dongola im Sudan, der Geburtsort des Mahdi.

Selbst wenn man die orientalische Uebertreibungssucht in Betracht zog, eröffnete der Brief gar schlimme Aussichten, und alle Befürchtungen bestätigten sich durch eine Post, die Emin Ende Mai 1884 erhielt. Thränenden Auges teilte er diese Nachrichten Junker mit: Bahr-el-Ghasal war in den Händen der Araber und Lupton-Bey ein Anhänger des Mahdi; er wurde von seinen Leuten verraten und wie Slatin-Bey zur Uebergabe seiner Provinz gezwungen. Er selbst schrieb arabisch an Emin:

„... Da sahen wir die Notwendigkeit der Ergebung und des Gehorsams ein. Gott hat gesprochen: ‚Gehorchet Gott und seinem Propheten und denen, die über euch zu gebieten haben.‘ Wir haben uns, unsere Familie und unsere Habe übergeben und es ist uns nichts geschehen. Jetzt, da

verlautet, daß Chartum belagert ist, und da Du gelesen, was wir berichtet, ergib Dich und komme hierher, ehe Du in diesem Zustande bleibst, denn ihr seid weder zahlreicher noch besser als wir. Wenn Du aber länger bleibst, so werden wir die Wege zu Land und zu Wasser sperren, wie uns die Leute zu wissen gethan. Wir ersehen, daß Du überhaupt nicht in Bahr-el-Ghasal bleiben kannst. Wir haben Dir geraten; wenn Du es annimmst, so ist es gut, wo nicht, so haben wir es an der Mahnung nicht fehlen lassen, und mußt Du wissen, was Du zu thun hast, denn Du bist uns in allen Dingen voraus. Zum Schluß Gruß.

2. Mai 1884. 30. Gumad-el-Auwal 1301."

Es war nicht mehr Lupton, der frühere Wekil Emin-Beys, der diesen Brief geschrieben hatte; der Mann hieß nunmehr Abdullah und der Brief wurde ihm ohne Zweifel von den siegreichen Mahdisten diktiert. Was Lupton gelitten haben muß, geht aus anderen Briefen an Emin, die kurz vor dem Falle seiner Provinz entworfen wurden, hervor. Diese Briefe sind erst nach der Rückkehr Emins durch Stanleys Vermittelung bekannt geworden. Lupton sah demnach schon einige Wochen vor der Uebergabe der Mudirieh sein Schicksal voraus: es sollte das von Slatin-Bey sein, der nunmehr Emin Abd-el-Kader hieß.

Die Mahdisten näherten sich ihm in einer Stärke von vier bis fünf Compagnien regulärer Truppen in Begleitung von etwa 10000 Dschellaba und Wüstenaraber. Seine Soldaten desertierten zum Feinde. „Ich weiß kaum noch, ob ich Lupton-Bey oder der Emir Abdullah bin."

Am 25. April 1884 schrieb er:

„Mein lieber Emin! Mit mir ist hier alles zu Ende, jeder ist zum Mahdi übergegangen und seine Armee besetzt übermorgen die Mudirieh. Was ich in den letzten paar Tagen durchgemacht habe, weiß kein Mensch. Ich bin vollständig allein . . . Sehen Sie sich jetzt vor, es kommen etwa 8000 bis 10000 Mann wohlbewaffnet zu Ihnen. In der Hoffnung mit Ihnen zusammenzutreffen

Ihr ergebener Lupton."

Der Fall Luptons war um so schmerzlicher, als der Mann, der in so vielen Kämpfen den besten Soldatenmut an den Tag legte, nicht einmal über eine Handvoll Getreuer verfügte, an deren Spitze er einen ehrenvollen Widerstand versuchen oder den Heldentod hätte suchen können.

Slatin und Lupton wurden im Augenblick der höchsten Gefahr schwach; sie beugten sich vor dem Mahdi, sie wechselten den Glauben. Gordon verurteilte sie darum noch in dem Augenblicke, als er selbst unmittelbar vor der Gefahr stand, in die Gefangenschaft des Mahdi zu geraten; er war entschlossen, ein Märtyrer seines Glaubens und seiner Ueberzeugung zu werden . . . das Schicksal verlieh ihm den Tod. Aber nicht jeder ist aus diesem Stoff geformt, der Helden zukommt. In jenen fernen Landen erschien das Opfer wert- und zwecklos. Schrieb doch auch Emin am 27. Mai 1884, als der Mahdistengeneral Keremallah gegen die Aequatorprovinz vorrückte und Unterwerfung verlangte, an Georg Schweinfurth:

„Es wäre Wahnsinn, den Kampf anzunehmen, ohne Gewehre, ohne Munition, ohne zuverlässige Leute, die Danagla vor und hinter mir!“

Und Emins Lage war viel günstiger: er verfügte damals über nahezu 2000 Mann regulärer Truppen.

So waren Darfor und Bahr-el-Ghasal gefallen, und in dem weiten Gebiete des ägyptischen Sudan hielten sich um jene Zeit nur noch die Hauptstadt Chartum und die entlegenste südlichste Aequatorprovinz unter Emin-Bey.

Slatin und Lupton hatten durch den Uebertritt zum Mahdismus ihr Leben gerettet, aber ihre Freiheit nicht wieder erlangt. Sie waren Gefangene der Araber und wurden von diesen von Ort zu Ort geschleppt, vor Chartum geführt, wo sie Zeugen der Belagerung waren und mit anderen gefangen genommenen Christen zusammentrafen. Die Fama, die im Orient so wundersame Blüten treibt, hat über ihr Schicksal vielfache Berichte in Umlauf gesetzt. Slatin sollte gut behandelt worden sein. Lupton-Bey dagegen als Vorläufer des Mahdi oder als Grobschmied be-

schäftigt werden. Niemand kann entscheiden, wieviel Wahres daran ist. Ein Bruder Lupton-Beys ging vor einigen Jahren nach Wadi-Halfa, um dort nach dem Schicksale Luptons zu forschen. Es wurden ihm Briefe von dem Gefangenen überbracht, welche die Höhe des verlangten Lösegeldes angaben. Das Lösegeld wurde den Boten übergeben, aber der Gefangene kehrte nicht wieder. Ein Gerücht besagte, daß er in Omderman gestorben sei. Aber alle Nachrichten aus dem Sudan sind völlig unzuverlässig. Vorderhand liegt ein dichter Schleier über dem Schicksal der letzten Opfer der Mahdisten in dem fernen Westen des ägyptischen Sudans!

Als die Mahdisten zuletzt im Jahre 1888 gegen die Aequatorprovinz vorrückten, teilte ihr Führer Emin mit, daß Slatin und Lupton beim Nachfolger des Mahdi lebten und sich wohl befänden, Gott habe ihnen mehr verliehen, als sie jemals besaßen, da sie sich zu dem richtigen Glauben bekehrt. Der Mahdistenführer Omar Salih hatte auch Briefe an Emin von Lupton und Slatin mitgebracht, aber dieselben gelangten nicht in Emins Hände, denn damals herrschte Revolution in der Aequatorprovinz und die rebellischen Offiziere prügelten die von den Mahdisten abgesandten Boten zu Tode.

Sultan vom Sudan.

Bis Ende des Jahres 1883 herrschte Aegypten im Sudan und die Regierung in Kairo hatte trotz der auf sie ausgeübten Pression doch hinreichend freie Hand gehabt, um für die Maßnahmen, die sie traf, verantwortlich gemacht zu werden. Diese Verantwortlichkeit kann ihr für den letzten Akt der Kämpfe im Sudan nicht aufgebürdet werden. Im Namen des Vizekönigs herrschten jetzt Engländer im Lande. Dies unterliegt keinem Zweifel und kann durch amtliche Dokumente bekräftigt werden. Lord Granville schrieb damals an Sir Evelyn Baring, den englischen Generalkonsul in Kairo:

„Ich brauche Sie wohl kaum darauf aufmerksam zu

machen, daß in wichtigen Fragen, von denen die Verwaltung und die Sicherheit Aegyptens abhängen, es unumgänglich nötig ist, daß Ihrer Majestät Regierung, solange die provisorische Occupation des Landes durch englische Truppen dauert, versichert sei, daß der Rat, welchen sie dem Khedive zu geben für ihre Pflicht hält, befolgt werde. Es muß den ägyptischen Ministern und Provinzgouverneuren klar gemacht werden, daß die Verantwortlichkeit, welche zur Zeit auf England liegt, Ihrer Majestät Regierung verpflichtet, auf der Annahme der von ihr angeratenen Politik zu bestehen, und daß es nötig sein wird, daß die Minister und Gouverneure, welche dies nicht befolgen, aus dem Amte treten müssen."

Die Sprache ist deutlich genug. Sehen wir nun, was England Aegypten vorschrieb.

Die Weisung bestand in dem „Rat", den Sudan preiszugeben; d. h. alle Garnisonen, die zusammen über 32000 Mann stark sein mochten, zurückzuziehen, die Häfen am Roten Meere der Türkei zurückzugeben und das Land seinem Geschick zu überlassen.

Aegypten mußte in diese Politik einwilligen. Die Forderung war allerdings leicht auszusprechen, aber nicht so leicht auszuführen; denn man konnte doch die hart vom Feinde bedrängten Garnisonen, die Familien der treu gebliebenen Beamten nicht den Rebellen preisgeben; man mußte dafür sorgen, daß diese wirklich den Sudan verlassen konnten; und dies war in Anbetracht der großen Entfernungen zwischen den einzelnen Städten und Stationen nicht so einfach, als man in London dachte. Es mußte ein Mann gefunden werden, der diesen Exodus leiten wollte. Außerdem durfte man nicht das Land einfach sich selbst überlassen; es mußte an Stelle der ägyptischen irgend eine nationale Regierung eingeführt werden, wenn man nicht alle die Gräuel der schlimmsten Anarchie auf sein Gewissen nehmen wollte. Wer konnte im stande sein, diese Aufgabe zu lösen?

Aller Augen wandten sich auf Gordon.

Seit seinem Rücktritt von dem Posten des General-

gouverneurs im Sudan hatte er wieder ein ruheloses Leben geführt. Zunächst war er in Indien als Privatsekretär des Vizekönigs Lord Ripon thätig; aber er legte bald die Stelle nieder, die er in einer „schwachen Stunde“ angenommen hatte. Dann ging er wieder nach China, wo ein Krieg mit Rußland auszubrechen drohte, der aber durch die besonnene Thätigkeit Gordons glücklich verhütet wurde. Von Asien zog er wieder nach Afrika, wo er, nach einer kurzen Thätigkeit auf Mauritius, in der Kapkolonie zwischen der Regierung derselben und den Basutos vermittelte. Zuletzt trat er in die Dienste des Königs von Belgien, um die Regierung des von Stanley geschaffenen Kongostaates zu übernehmen, der damals allerdings nur ein Privatunternehmen war. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Gordon gerade hier seine Fähigkeiten am besten hätte verwerten können. Aber er sollte den Kongo niemals erblicken. Als er sich zur Abreise rüstete, erhielt er in Brüssel ein Telegramm, das ihn nach London berief.

Da in den letzten Jahren von einem Anschluß der Aequatorialprovinzen an den Kongostaat geschrieben wurde, so müssen wir hier von Absichten Gordons, welche sich darauf bezogen, berichten.

Stanley weilte damals am Kongo und wollte nach Europa zurückkehren, sobald sein Nachfolger eintreffen würde. Von Brüssel aus wurden allerdings noch immer Versuche gemacht, ihn zum Bleiben zu bewegen. Bemerken möchten wir dabei, daß die Rückkehr Stanleys durch keinerlei Mißstimmung verursacht wurde, sondern schon vor Jahren vertragsmäßig vorhergesehen war.

Als nun Stanley im April 1884 in Vivi saß und auf seinen Nachfolger wartete, den er in die Geschäfte des im größten Stil angelegten und durch die weiten Entfernungen der Stationen verwickelten Unternehmens einweihen wollte, erhielt er folgenden Brief:

„Brüssel, 6. Januar 1884.

Sehr geehrter Herr Stanley.

Se. Majestät hat mich aufgefordert, hinauszugehen und

mich Ihnen bei Ihrem Werke anzuschließen; ich habe die Aufforderung gern angenommen und reise am 5. Februar von Lissabon ab. Ich werde bereitwillig mit und unter Ihnen dienen und hoffe, daß Sie bleiben, dann werden wir mit Gottes Hilfe die Sklavenhändler in ihren Höhlen töten, denn wenn wir in den Ländern, wo sie jagen, gemeinsam handeln und Verträge mit den Häuptlingen abschließen, können wir ihre Raubzüge hindern und dem Sklavenhandel wirksam ein Ende machen. Alle Sklavenhändler sind jetzt mit Baker & Co. beschäftigt, so daß wir, will's Gott, wenn wir vordringen können, das Feld frei finden werden.

Noch niemals ist ein so wirksames Mittel, den Sklavenhandel an der Wurzel zu fällen, geboten worden als dasjenige, welches Gott uns, wie ich hoffe, durch die freundliche Uneigennützigkeit Sr. Majestät eröffnet hat.

In Eile Ihr ergebener C. E. Gordon."

Stanley äußerte sich über diesen Brief in einem Schreiben an das Komitee in Brüssel:

„Ich kann nicht umhin, meinem Erstaunen darüber Ausdruck zu verleihen, daß dem Briefe, welcher mir die unmittelbar bevorstehende Abreise General Gordons nach dem Kongo meldet, keine Instruktionen für mich beigefügt sind, damit ich weiß, in welcher besondern Mission er hierher kommt. In einer Angelegenheit von solcher Wichtigkeit würde es mir wünschenswert sein zu erfahren, ob er Chef der Expedition, Generaldirektor, Administrator, Spezialkommissar u. s. w. u. s. w. sein soll. Ich habe nur ein paar kurze Worte empfangen, welche einen Mann bei mir einführen, der mir schon sehr wohl bekannt ist. Ehe ich ihm das Kommando übergebe, würde es mir lieb sein, genau zu wissen, wie ich in klaren und deutlichen Worten zu ihm zu sprechen habe, zumal der Brief, welchen ich von ihm selbst empfangen, es mir noch schwieriger macht, seine Mission zu verstehen. Ich schließe daraus, daß er feindliche Absichten gegen den Sklavenhandel im Sudan hegt. Ohne Zweifel ein sehr löblicher Zweck, nur ist mir noch nicht gesagt worden, ob wir den Kongo aufgeben und anstatt

mit unsern Ansiedelungen und dem Werke der Ausdehnung und Konsolidierung an diesem Flusse uns mit Jagden auf die sudanesischen Sklavenhändler im Nilbecken beschäftigen wollen. Kurz, die ganze Angelegenheit erscheint mir sehr geheimnisvoll."

Das „Geheimnis" klärt sich völlig auf, wenn wir folgende Depeschen des Sir Evelyn an Lord Granville lesen:

„Kairo, 9. Februar 1884.

Mylord! Ich habe die Ehre, die Abschrift eines Briefes vom General Gordon einzuschließen, dem ein dem König der Belgier zuzustellender Brief beigelegt ist, in welchem er Se. Majestät auffordert, die Bahr-el-Ghasal- und Aequatorprovinzen zu besetzen und ihn zum Generalgouverneur des ganzen Landes zu ernennen. Es scheint, daß er beabsichtigt, geradeswegs in dieser Richtung von Chartum weiter zu gehen. Ich glaube nicht, daß General Gordon gestattet werden solle, wenigstens nicht zur Zeit, irgendwohin südlich von Chartum zu gehen. Ich habe u. s. w.

(gezeichnet) E. Baring."

Einschluß. Generalmajor Gordon an Sir Evelyn Baring.

„Korosko, 1. Februar 1884.

Mein lieber Sir Evelyn Baring!

Hier ist ein Brief, welchen ich an den König der Belgier geschrieben habe. Se. Majestät sagte mir, als ich in Brüssel war, daß er diese zwei Provinzen nehmen würde, wenn er sie bekommen könnte, auch daß er die daselbst befindlichen Truppen übernehmen würde. Sie können dies dem Foreign Office mitteilen und eine Abschrift des Briefes schicken. Dies würde den Sklavenhandel ordnen.

Ihr u. s. w. C. E. Gordon."

Aus diesem Briefwechsel ersehen wir, daß der Plan, die Aequatorprovinzen an den Kongostaat anzuschließen, im Jahre 1884 in Erwägung gezogen, aber als unausführbar bezeichnet wurde. Gordon beabsichtigte ohne Zweifel, als er nach dem Kongo gehen sollte, denselben Weg einzuschlagen, welchen zuletzt Stanley gewählt hat, um Emin-Pascha Hilfe zu bringen. Die ungeheuren Schwierigkeiten dieses Weges

waren ihm nicht bekannt, aber sein Brief an Stanley ist noch in einer anderen Beziehung sehr bemerkenswert. „Alle Sklavenhändler sind jetzt mit Baker & Co.“ — er meint damit die Kämpfe mit Osman Digna vor Suakin — „beschäftigt!“ Deutlich spricht sich hierin die große Unterschätzung des Arabertums aus! Die Sklavenhändler „arbeiteten“ damals längst an den Stanley-Fällen, wie dies Stanley in Erfahrung gebracht hatte. Sie waren von Nyangwe gekommen und hatten große Gebiete gänzlich verwüstet. Stanley wußte das seit November 1883, da er sich durch eigenen Augenschein von diesen Greueln überzeugt hatte. Er hatte damals berechnet, daß eine einzige dieser Banden von Sklavenjägern am Kongo, um 2300 Sklaven zu erbeuten, 118 Dörfer niedergebrannt und 33000 Menschen gemordet hatte — „es ergibt sich,“ schrieb er ferner, „daß dieser einzige Araber 11400 Liter Menschenblut vergossen hat, genügend, um einen Behälter von 13 Kubikmetern Inhalt zu füllen und ihn und seine ganze Sippschaft darin zu ertränken.“

Aber auch die Sklavenhändler aus dem Sudan waren damals bereits in jene Gebiete vorgedrungen, wie dies die Berichte der Eingeborenen am Aruwimi bezeugten, deren ergreifende Schilderung eines nächtlichen Ueberfalls ihrer Dörfer Stanley in seinem Werke „Der Kongo“ (Bd. II S. 121) wiedergibt.

Doch verfolgen wir weiter den Gang der Ereignisse im Sudan.

Gordon entschloß sich, die Mission im Sudan zu übernehmen. Seine Aufgaben waren: Er sollte zunächst die ägyptischen Truppen, Zivilbeamten und Europäer aus dem Sudan zurückziehen und Maßnahmen treffen, daß dieser Rückzug in möglichster Sicherheit geschehe. Die Regierung meinte, daß etwa 15000 Personen Chartum allein verlassen würden, falls die ägyptische Garnison zurückgezogen würde. Dies nur ein Beispiel, um die Tragweite der Worte: „die Räumung des Sudan“ zu kennzeichnen.

Dann wurde ihm empfohlen, eine nationale Regierung einzusetzen. Die Nachkommen der kleinen Könige, Sultane u. s. w.,

die vor dem Einfall Mehemet Alis, also vor 60 Jahren, im Lande regierten, sollten als Herrscher über die betreffenden Gebiete eingesetzt werden, und man hoffte, daß es Gordon gelingen würde — eine Konföderation dieser Sultane zu stande zu bringen!

Auch sollte er Rat geben, wie man dem Sklavenhandel entgegenarbeiten könnte, der ja durch die Räumung der Provinz einen mächtigen Aufschwung nehmen mußte; er sollte für die Sicherheit der Handelsstraßen sorgen u. s. w. u. s. w.!

Wenn man sich die Zustände im Sudan vergegenwärtigt, die wir in den vorliegenden Kapiteln geschildert haben, so muß man sich doch sagen, daß die Ausführung dieser Pläne einfach unmöglich war. Nur ein Mann wie Gordon, der zu ideal von der Menschheit dachte, konnte eine solche Mission übernehmen. Es war auch eine „schwache Stunde“ gewesen, in welcher er auf die Vorschläge Gladstones einging, das mußte ihm klar werden, je mehr er sich dem Schauplatz seiner Thätigkeit näherte. Liest man seine Berichte und Briefe, die er in jenen Tagen an die englische Regierung schrieb, so sieht man, wie die Schwierigkeiten in seinem Geiste sich auftürmen, wie er zuletzt nach verzweifelten Mitteln greift, von denen ihn die Regierung abhalten muß.

Die Familien der alten Sultane sollten eingesetzt werden. Aber es befanden sich im Sudan Städte und zwar Hauptstädte, die vor 60 Jahren gar nicht existierten! Wem sollte Chartum, wem Kassala samt den Arsenalen übergeben werden? „Wahrscheinlich wird es ratsam sein, jeden Entschluß bezüglich dieser Städte zu verschieben, bis die Bewohner ihre Meinung abgegeben haben,“ schrieb dazu Gordon!

Diesen und allen ähnlichen Fragen standen die Politiker in Kairo und namentlich die in London noch ratloser gegenüber; sie mußten ihre Lösung der Klugheit des Generals Gordon überlassen, dessen Hauptaufgabe ja darin bestand, die Sudanesen so zu lassen, „wie Gott sie geordnet hat“. Um aber dies zu thun, war Gordon doch zu ehrlich; er

konnte nicht über sich gewinnen, das Land, in dem er so viele Jahre gewirkt hatte, dem ungewissen Schicksal preiszugeben, und entwarf endlich, nachdem er schon Kairo verlassen hatte, folgenden Plan.

Alle ägyptischen Beamten sollten samt ihrer Habe vom Sudan nach Aegypten gebracht werden. Gordon allein blieb als Diktator und ersetzte die alten Beamten durch neue sudanesische. So sollte die Grundlage für die neue Regierung geschaffen werden. Diese Regierung konnte allerdings nur in den bis dahin noch behaupteten Teilen des Landes eingeführt werden, und zwar in Nubien und Chartum. Darauf allein aber wollte sich Gordon nicht beschränken. Er wollte die Hadendoa unter Osman Digna schlagen, um sich die Straße nach Suakin zu öffnen, Sennar und das Dreieck zwischen Blauem und Weißem Nil wiedererobern, dafür aber auf Dampfschiffen die Garnisonen vom Bahr-el-Ghasal und den Aequatorprovinzen zurückziehen. Soldaten verlangte er nicht, er hoffte, daß die sudanesischen „Konservativen" ihr Eigentum gegen die „sudanesischen Kommunisten" verteidigen würden; er verlangte nur fünf Offiziere.

In England sagte man dazu einfach: Probatum est.

Je mehr sich aber Gordon von Kairo entfernte, desto klarer wurde es ihm, daß es rein unmöglich war, den Sudan ganz und gar aufzugeben und dann eine neue Regierung zu etablieren. Er entschloß sich darum, folgende Politik anzustreben: Aegypten sollte suzeräne Macht bleiben; es sollte auch ferner den Generalgouverneur ernennen und als oberster Gerichtshof fungieren; alle anderen Beamten aber sollten durch Sudanesen ersetzt werden. Mit anderen Worten sollte der Sudan sich selbst verwalten, neue Autonomie erhalten, und die lästigen, verhaßten Aegypter, die Steuereintreiber und Bedrücker des Volkes sollten entfernt werden. Dieses Programm blieb für Gordon maßgebend. Vor einer Reihe von Jahren hätte es gewiß Anklang gefunden, aber zu jener Zeit hatte ein großer Teil des Landes mehr als eine Autonomie, hatte die Unabhängigkeit unter einem eigenen Herrn, dem Mahdi, sich errungen. Kein Fremder, sondern

ein echter Sudanese war dieser Prophet, für ihn schlugen die Herzen, das Häuflein der „Konservativen“ schmolz immer mehr zusammen und mit ihm schwanden die schwachen Stützen Gordons.

Wir haben gesagt, daß Gordon schließlich an verzweifelte Mittel dachte. Noch ehe er in Berber eintraf, wurde Baring in Kairo durch die Nachricht überrascht, Gordon beabsichtige, persönlich zum Mahdi zu gehen, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. Er meinte, daß der Mahdi ihn wohl eine Zeitlang als Geisel für Siber Rahama behalten würde, und trotzdem wollte er den falschen Propheten aufsuchen! Mit vollem Recht stellte Baring telegraphisch an Gordon das dringende Ersuchen, von diesem Plan gänzlich abzusehen, und Gordon fügte sich. Auf einem Kamel, nur von seinem Gefährten, dem Obersten Stewart, begleitet, durchflog er jetzt die nubische Wüste. In Berber erließ er seine erste Proklamation, in welcher er Steuererlaß und Selbstverwaltung verkündete; er versammelte die Notabeln der Umgegend und ernannte den Großscheich der Ababde, Hussein-Pascha Chalifa zum Gouverneur von Berber und Dongola. Proklamationen ähnlichen Inhalts gingen ihm voran, bis er Chartum erreichte. Seine neuen Anordnungen wurden mit Begeisterung und Jubel aufgenommen. Erlaß aller rückständigen Steuern, deren Listen auf dem Marktplatz öffentlich verbrannt wurden, Reduktion der Steuern für das Jahr 1884 zur Hälfte, Aufschließung der Gefängnisse und Freilassung aller wegen geringer oder oft gar keiner Vergehen Eingekerkerten, offene Audienz für jedermann ohne Ausnahme, Einsetzung einer Kommission zur Prüfung und wenn möglich zur sofortigen Erledigung aller Bittgesuche und endlich reichliche Verteilung von Nahrungsmitteln und Geld an die Bedürftigen — das waren die ersten Schritte der Regierung. Die „Konservativen“ wurden aber noch durch einen anderen Erlaß freudig gestimmt: die Beschränkungen des Sklavenhaltens wurden aufgehoben, der Handel sollte gesetzlich geregelt werden. Kein Wunder, daß das Volk in Chartum ihm am 18. Februar einen glänzenden

Empfang bereitete, daß es laut jubelte, als er sagte: „Ich komme ohne Soldaten, aber mit Gott an meiner Seite, um die Uebel des Sudan gutzumachen. Ich will mit keinen andern Waffen kämpfen als mit der Gerechtigkeit. Es soll keine Baschibosuks mehr geben.“ Tausend Personen drängten ihm nach, küßten ihm Hand und Fuß, nannten ihn „Vater und Erlöser von Kordofan“, riefen ihn förmlich zum „Sultan vom Sudan“ aus.

Das war ein schöner, rosiger Tag, und doch nur das Vorspiel zu dem düsteren Drama von Chartum.

Das Drama von Chartum.

Der Empfang, der Gordon in Chartum zu teil wurde, beruhigte die geängstigten Diplomaten in Kairo und London, und auch die zunächst darauffolgenden Nachrichten waren angethan, die günstige Stimmung zu befestigen. Ein Gerücht meldete, daß Gordon eine Gesandtschaft an den Mahdi gesandt habe mit einem Briefe, in welchem der Prophet zum Sultan von Kordofan ernannt und ersucht wurde, zu Gordon zu kommen und mit ihm zu verhandeln. Der Mahdi sollte nun diese Gesandtschaft äußerst freundlich empfangen, ihr Ehrengewänder geschenkt und den Häuptlingen am Weißen und Blauen Nil befohlen haben, die Feindseligkeiten einzustellen. Er sollte sich auch bereit erklärt haben, vor Chartum zu erscheinen, um mit dem Giaur zu verhandeln.

Bald darauf kamen jedoch Nachrichten vom 15. März, daß der Feind Halfeyeh in der Nähe von Chartum eingeschlossen habe und Gordon mit drei Dampfern den Strom hinabgefahren sei, um den Ort zu entsetzen. Die Sudanesen unter Gordon gingen aus diesem Kampfe als Sieger hervor. Das Erscheinen des Feindes vor Chartum war jedoch bedenklich. Nun kamen auch wahre Nachrichten über den Erfolg der Verhandlungen mit dem Mahdi. Drei Derwische erschienen in Chartum und brachten die Erklärung des Propheten. Er wies das Geschenk, welches ihm Gordon machte, zurück; er nahm den Titel eines Sultans von Kor-

dofan nicht an, da er der Mahdi, d. h. der Reformator des Islam, sei, und anstatt mit Gordon Frieden zu schließen, sandte er ihm ein Derwischgewand und gab ihm den Rat, sich zum Islam zu bekehren! Dieser Teil der Gordonschen Mission war also völlig gescheitert.

Der Schauplatz im Sudan umwölkte sich immer mehr. Die Nachrichten aus Chartum wurden immer seltener; im Norden Nubiens, in Dongola tauchten Banden der Mahdisten auf; die Verbindung wurde unsicher, man befürchtete einen Vormarsch der Rebellen gegen Oberägypten, und Abteilungen englischer Truppen wurden bis an die Grenze nach Assuan und Wadi-Halfa vorgeschoben, um wenigstens eine Ueberrumpelung Aegyptens durch die Mahdisten zu verhüten.

Gordons Verlegenheit wuchs mit jedem Tage. Bewährte Kenner der Nilländer hielten schon damals seine Lage für äußerst gefährdet und nun verlangte er selbst, man solle ihm englische Truppen senden. Gestützt auf ihr mit Gordon vereinbartes Programm wies die englische Regierung dieses Verlangen kategorisch ab. Da erklärte Gordon seinerseits, daß er nunmehr auf seine eigene Verantwortlichkeit handeln werde.

Als er nach dem Sudan ging, war er der Meinung, daß Siber-Pascha im Einverständnis mit dem Mahdi sei. An Ort und Stelle überzeugte er sich, daß diese seine Anschauung durchaus irrig war. Im Gegenteil, Siber erschien ihm als der einzige Mann, welcher den Sudan gegen den Mahdi behaupten konnte. Der König der Sklavenhändler war für ihn im Vergleich zum Mahdi das geringere Uebel, und so beschloß er, ihn nach dem Sudan zu berufen. Am 7. April depeschierte er an Siber, er ernenne ihn zum Hilfsgouverneur (Assistant-Gouvernor) des Sudan und forderte ihn auf, unverzüglich nach Berber zu gehen. In Kairo war man durch dieses Telegramm in das höchste Erstaunen versetzt worden und gestattete Siber nicht, nach dem Kriegsschauplatz abzugehen. Man traute ihm nicht.

Zwei Tage darauf depeschierte Gordon an den bekannten Sir Samuel Baker. Er hatte inzwischen neue

Pläne zur Rettung des Sudan erdacht. Es sollte ein Aufruf an die Millionäre von England und Amerika erlassen werden, diese möchten 200000 Pfund Sterling zusammensteuern und außerdem sollte die Türkei Gordon 2000 bis 3000 Nisams zur Verfügung stellen. Mit diesen würde er die Mahdisten schlagen können.

Keiner dieser Pläne ließ sich ausführen und so blieb Gordon auf sich selbst angewiesen. Ein Teil der ägyptischen Garnisonen war abgezogen, Tausende von Flüchtlingen überschritten die Grenze Oberägyptens. Gordon blieb in Chartum, hart von den Rebellen bedrängt, deren Geschosse selbst den Regierungspalast erreichten. Bei einem der Ausfälle, die er unternahm, machten sich zwei Offiziere des Verrats schuldig; einer derselben wurde erschossen.

Das waren die ersten Scenen des Dramas von Chartum, die uns noch bekannt sind. Inzwischen zog sich der Ring der Rebellen um Chartum immer enger zusammen. Keine Nachricht kam seit dem 9. April vom Sudan. Boten auf Boten wurden nach Chartum gesandt, aber keiner kehrte zurück.

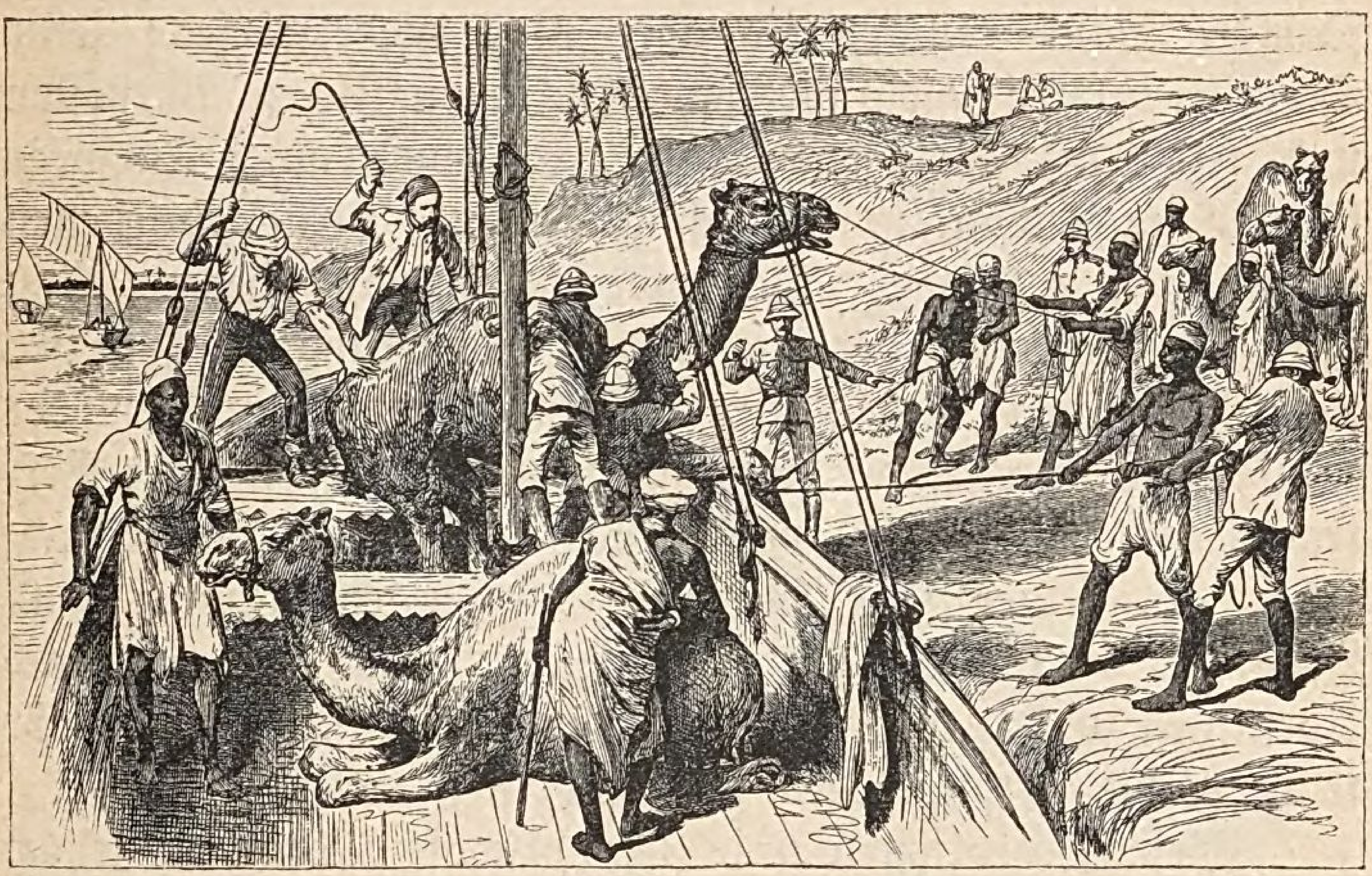
Um diese Zeit hatten die Engländer, um die Häfen am Roten Meere zu halten, Truppen in Suakin gelandet. Die Scharte von El-Teb wurde ausgewetzt und Osman Digna mehrmals geschlagen, aber der Erfolg dieser Siege beschränkte sich nur auf die Behauptung der Küste. Im Innern des Landes blieb alles beim alten; dort herrschten nach wie vor die Hadendoa und versperrten die Straße nach Berber und Chartum.

Vom Nil kam aber bald eine neue Hiobsbotschaft — Hussein-Pascha Chalifa, von Gordon zum Gouverneur von Dongola eingesetzt, wehrte sich tapfer gegen die andringenden Rebellen; aber auch hier blieb die Katastrophe nicht aus. Am 23. Mai 1884 fiel Berber in die Hände der Mahdisten; fast alle Verteidiger der Stadt wurden niedergemacht und Hussein-Chalifa wurde selbst schwer verwundet und gefangen genommen.

Der Fall von Berber war eine schwere Niederlage für

die Sudanesen. Die Verbindung mit Chartum war jetzt dauernd unterbrochen; niemand konnte mehr von dort kommen, um zu berichten, wie lange noch die Stadt verteidigt werden könne.

Wir wissen, daß kurz vorher auch Darfor und Bahr-el-Ghasal in die Gewalt des Mahdi fielen. Seine Macht war derart erstarkt, daß er sein Quartier in Obeid verließ und langsam mit Verstärkungen nach Chartum zog, um



Ausschiffung von Kamelen.

Gordon zu vernichten. Kaufleute aber und Pilger, die aus dem Sudan kamen, berichteten Trauriges von dem Los der Christen, die sie in der Gefangenschaft des Propheten gesehen haben. Sie erzählten, daß man die Nonnen der katholischen Mission von El-Obeid nackt auf der Straße aufgestellt, daß man sie mit Hunger gepeinigt habe, um sie zum Glaubenswechsel zu zwingen. Es wurde auch behauptet, daß in der Sklaverei der Araber einige Europäer von der unglücklichen Armee Hicks-Paschas schmachteten. Der Korrespondent Viztelly fungierte als Arzt in der Umgebung des Mahdi.

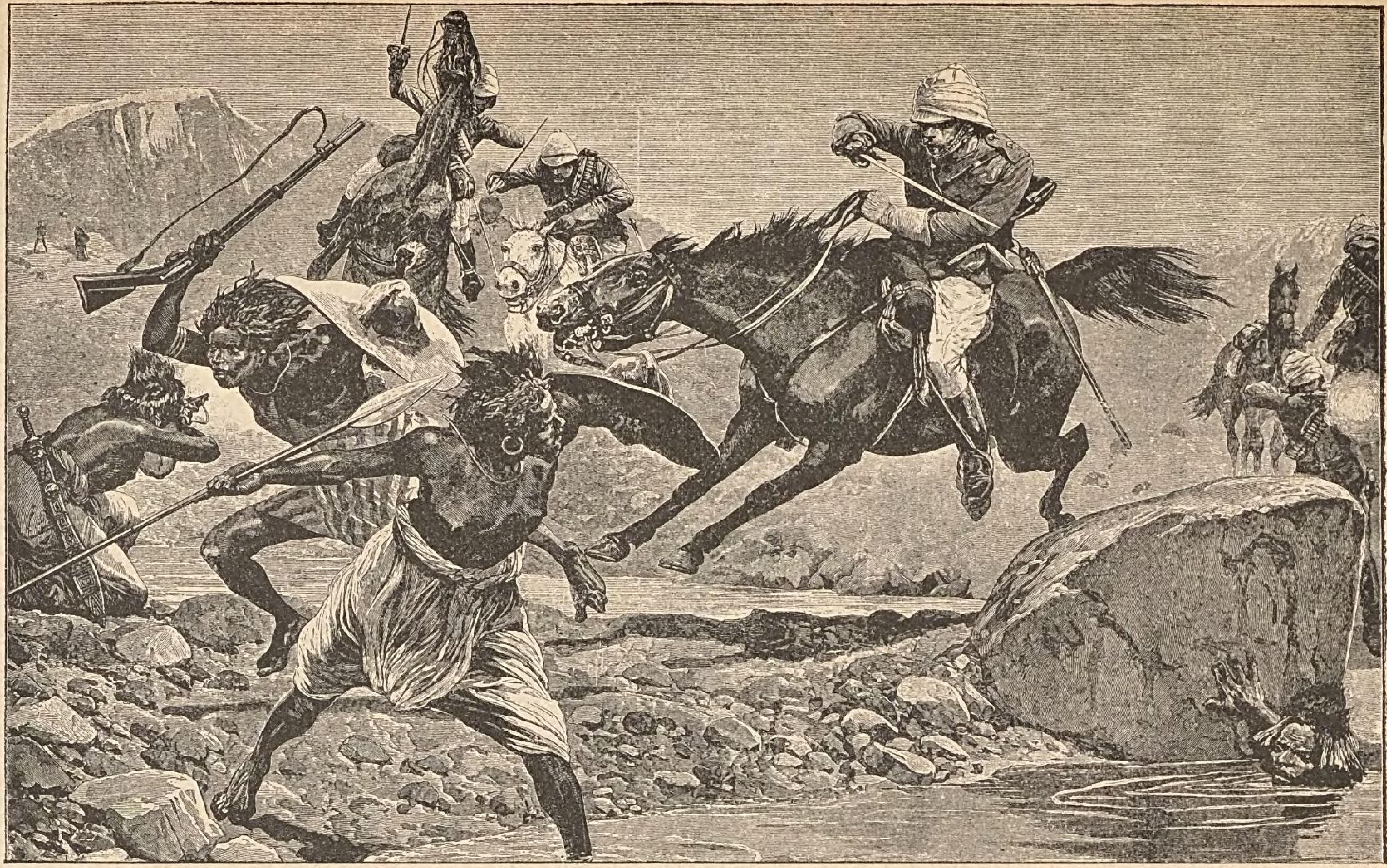
Auf den Vorposten von Wadi-Halfa blieb es ruhig.

Von Zeit zu Zeit brachten Eingeborene Nachrichten von den Kämpfen um Chartum, von Niederlagen, welche die Mahdisten erlitten haben sollten. Ja, im August verbreitete sich sogar die Kunde, daß Gordon mit seinen Dampfern vor Berber erschienen sei und die Stadt wiedererobert habe.

Die Engländer verhielten sich aber in Oberägypten vollkommen ruhig. Vor Suakin machten sie allerdings verschiedene Operationen, bauten ein Stück Eisenbahn, hatten Kriegsballons mitgebracht und mit diesen Versuche angestellt. Osman Digna konnten sie aber nicht niederwerfen; seine Scharen beunruhigten fortwährend die englischen Vorposten und selbst die Forts der Stadt. Es wurde auch Fürsorge für die im Sudan, namentlich in Kassala, zurückgebliebenen Garnisonen getragen. Der englische General Hewett ging mit dem Vertreter der ägyptischen Regierung Mason-Bey nach Abessinien, um Kaiser Johannes ein Schreiben der Königin zu überbringen und ihn zum Abschließen eines Vertrages mit England zu veranlassen. Hewett wurde freundlicher als seiner Zeit General Gordon empfangen, und Johannes versprach, die Garnisonen, wenn sie sich nach Abessinien zurückziehen würden, freundlich aufzunehmen. Er selbst dachte daran, gegen die Mahdisten auszurücken.

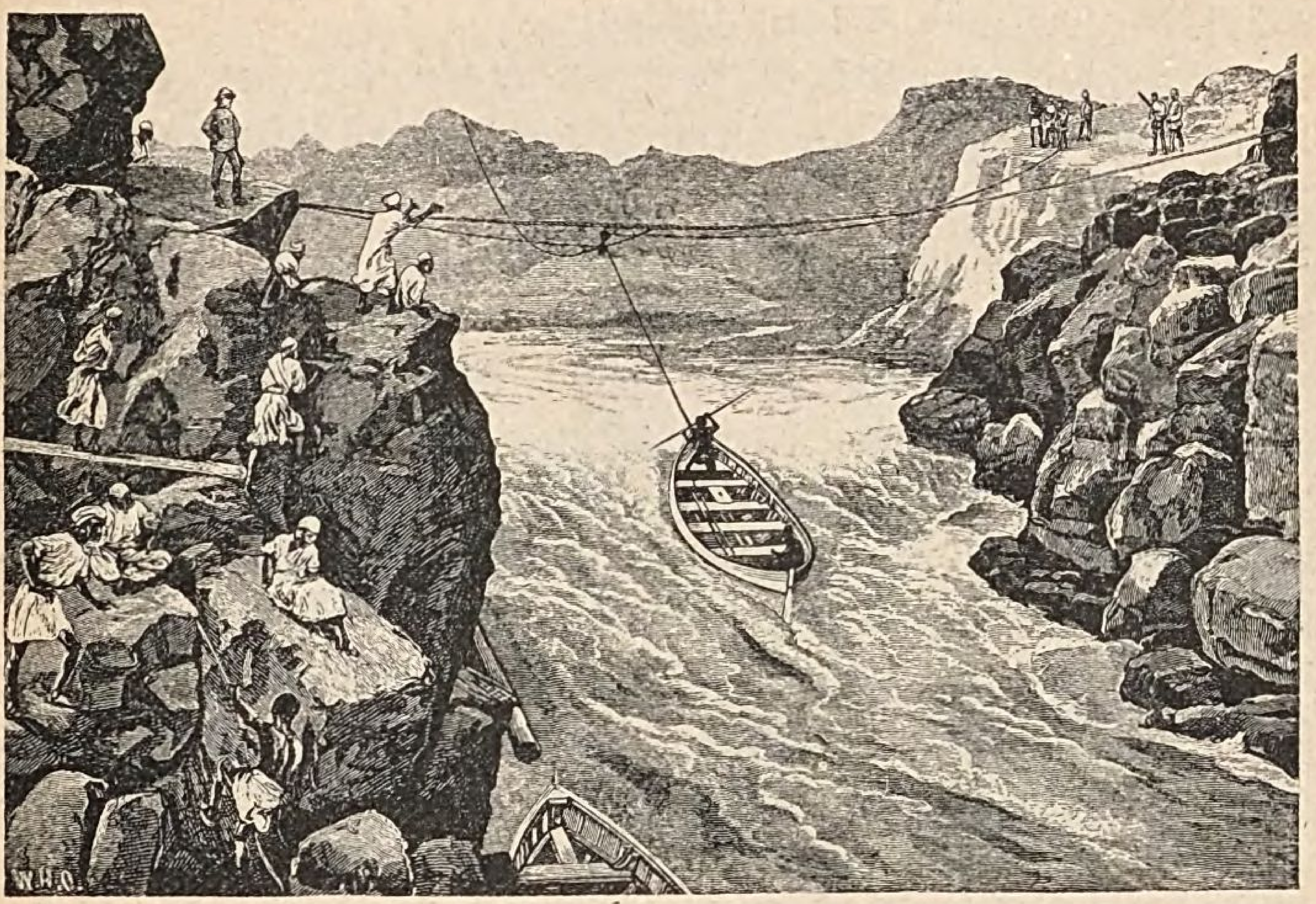
Diese Operationen und Gesandtschaften brachten jedoch den Belagerten in Chartum gar keinen Nutzen. Ihre Lage wurde von Tag zu Tag schlimmer. Die öffentliche Meinung in Europa war über die Haltung der englischen Regierung, welche zur Rettung derselben keine Schritte that, im höchsten Grade empört. Auch durch ganz England ging ein Sturm der Entrüstung und endlich mußte das Ministerium dem Druck der öffentlichen Meinung nachgeben. Es wurde beschlossen, ein englisches Heer zur Befreiung Gordon-Paschas auszusenden.

Von den zwei Wegen, die nach Chartum führten, wählte man den längeren, von Kairo den Nil hinauf, und lehnte den kürzeren über Suakin ab. Für den Vormarsch einer Armee bot dieser Nilweg ungeheure Schwierigkeiten. Die Eisenbahn ging nur bis Siut. Von dort ab konnte aller-



Ein Vorpostengefecht.

dings der Nil benutzt werden; aber schon bei Assuan beginnen die Katarakte. Daß diese die Schiffahrt im hohen Grade erschweren, war bekannt; es fehlte aber noch an genügenden Erfahrungen, wie man größere Flußdampfer die Stromschnellen hinaufbringen könne, und diese waren für die Expedition unerläßlich. Bei Dongola beschreibt der Nil einen großen Bogen bis Berber und in diesem Bogen liegen der vierte und fünfte Katarakt. Es wäre widersinnig ge-



Ziehen von Booten durch den zweiten Nilkatarakt.

wesen, diesen Bogen zu verfolgen. Die Marschroute der Expedition mußte hier den Nil verlassen und in gerader Linie auf dem Landwege den Bogen abschneiden. Dieser Landweg führte aber keineswegs durch eine fruchtbare Gegend, hier dehnte sich eine menschenleere, wasserarme Wüste aus. Die Expedition war darum genötigt, für das Vorrücken auf einem durch Stromschnellen unterbrochenen Flusse und für einen Wüstenmarsch Vorsorge zu treffen.

Die Transportfrage bildete darum, wie überall in Afrika, den schwierigsten Teil der Aufgabe. Zunächst wurde eine Flottille ausgerüstet: sieben Dampfer und 400 Boote wurden der Armee zur Verfügung gestellt, und zur Bemannung der-

selben holte man 600 kanadische Bootsleute und einige Hundert Kruleute*) aus Westafrika.

Trotz der Telegraphen, welche alle Gegenden der Welt miteinander verbinden, und trotz der großen Transportmittel, über welche England verfügte, dauerte es dennoch lange, bis alle diese Leute nach Kairo geschafft wurden.

Die englischen Stabsoffiziere befaßten sich indessen mit der Rekognoszierung der Stromschnellen, über welche die Dampfer gebracht werden sollten.

Gleichzeitig wurden Vorbereitungen für den Wüstenmarsch getroffen. Man formierte aus freiwilligen englischen Kavalleristen ein 1000 Mann starkes Korps von Kamelreitern. Auch diese Mannschaften mußten erst organisiert werden und vor allem ihre neuen Reittiere kennen lernen.

Endlich stieg im Herbst 1884 der Nil und die etwa 6000 Mann zählende Armee setzten sich langsam in Bewegung. Die Stromschnellen wurden leichter überwunden als man dachte. Unterwegs erhielt man Nachrichten, daß Chartum sich noch halte, daß Gordon in mehreren Treffen die Mahdisten geschlagen habe. Auch Einzelheiten wurden bekannt. So erzählten Boten, daß der Mahdi Gordon aufgefordert habe, Chartum zu übergeben. Die Antwort lautete: „Wenn Du Mahdi dem Nil befiehlst, daß er austrockne, und mitten durch sein Bett Dein Heer marschieren läßt, dann werde ich die Stadt übergeben. Früher nicht!“ Die Boten fügten noch hinzu, daß der Mahdi, durch diese Antwort herausgefordert, wirklich ein Wunder verrichten wollte und

---

*) Diese Kruleute (englisch Kroomen oder Krooboys genannt) sind Neger, die an der Küste von Oberguinea von Liberia bis Kap Palmas wohnen. Seit langer Zeit vermieten sie sich namentlich zu Schiffsarbeiten. In der tropischen Gegend können die weißen Matrosen nicht so anstrengend arbeiten und darum nehmen die Schiffe Krujungen an Bord. In den letzten Jahren werden die Kruneger auch zu Diensten in den Faktoreien gemietet. Sie schließen gewöhnlich Kontrakte auf zwei oder drei Jahre ab, nach deren Verlauf sie in ihre Heimat zurückbefördert werden. Bis jetzt sind sie der einzige Negerstamm an der Westküste, der sich zur Arbeit mieten läßt, und darum für die Kolonien von hoher Bedeutung.

einer Abteilung Soldaten befohlen habe in den Strom hineinzumarschieren, in der Hoffnung, daß sich die Wasser teilen werden. Das Wunder geschah aber nicht.

Es kamen aber auch traurige Nachrichten, die Kunde, daß ein Dampfer Gordons auf dem Nil Schiffbruch gelitten, und daß sich auf diesem der kühne Begleiter Gordons, Oberst Stewart, befunden habe. Lange erfuhr man nichts Sicheres über das Schicksal des Mannes, der gewiß wichtige Bot-



Schwierigkeiten auf dem Marsche.

schaften überbringen sollte, bis es sich herausstellte, daß er getötet wurde. Eine englische Soldatenabteilung fand das Wrack des Dampfers und stellte fest, daß Oberst Stewart den Marsch durch die Wüste angetreten hatte; die Araber, welche er zu Führern genommen hatte, verrieten ihn jedoch, und die Engländer sahen das Haus, in welchem ihr Landsmann nebst seinen Begleitern niedergemetzelt worden war.

Während nun General Wolseley seine Armee bei Korti konzentrierte und das Eintreffen der letzten Truppen abwartete, trat die Vorhut unter Befehl des Major-Generals Stewart den Wüstenmarsch an. Anfangs lief alles glatt ab; die Brunnen bei Gatkul wurden erreicht und an ihnen

ein befestigtes Lager oder ein Fort errichtet, welches stark genug war, dem heftigsten Angriff Widerstand zu leisten. Dann setzte sich die Abteilung wieder in Bewegung in der Richtung auf die Brunnen von Abu Klea.

Hier verlegte der Feind in einer Stärke von etwa 10 000 Mann den Weg. General Stewart ließ sofort eine Seriba errichten, bei welcher die Bagagekasten als Schutzmittel dienten und ließ in dieser unter genügender Bedeckung die Kranken zurück. Die Armee bildete nun ein Carré, Kanonen und Mitrailleusen in der Mitte, und rückte langsam gegen den Feind vor. Dieser brach aus einer gedeckten Stellung hervor und stürmte das Carré. In diesem Augenblicke versagte eins der Schnellfeuergeschütze. Trotz des heftigen Gewehrfeuers rückte der Feind unaufhaltsam vorwärts und zeigte hier dieselbe Unerschrockenheit, durch welche sich die Krieger des Mahdi in so vielen früheren Schlachten ausgezeichnet hatten. Auf dem linken Flügel namentlich konnte man den Hauptangriff nicht abwehren, das Carré wurde durchbrochen und es begann hier das furchtbarste Handgemenge. Der Augenblick war kritisch, aber General Stewart verlor nicht die Geistesgegenwart, der rechte Flügel machte eine Schwenkung und eröffnete ein mörderisches Feuer gegen die Araber; in fünf Minuten wurde der Feind in die Flucht geschlagen; aber in diesen fünf Minuten hatten auch die Engländer empfindliche Verluste erlitten; in dem Handgemenge waren allein neun Offiziere, darunter Oberst Burnaby, gefallen.

Die Mahdisten hatten gegen 500 Tote und zogen in drei Haufen ab. Die Schlacht von Abu-Klea wurde am 17. Januar geschlagen, der Feind war aber keineswegs vernichtet; schon am nächsten Tage begannen die Scharmützel und am 19. Januar kam es bei Gubat zu einer neuen Schlacht, in welcher General Stewart von einer feindlichen Kugel schwer am Schenkel verwundet wurde. Dies geschah, während die Truppen rasch eine Seriba bauten und zu derselben Zeit fielen auch zwei Zeitungskorrespondenten, Cameron und Herbert. Jetzt übernahm Charles Wilson das Kom-



Die Schlacht bei Abu-Klea.

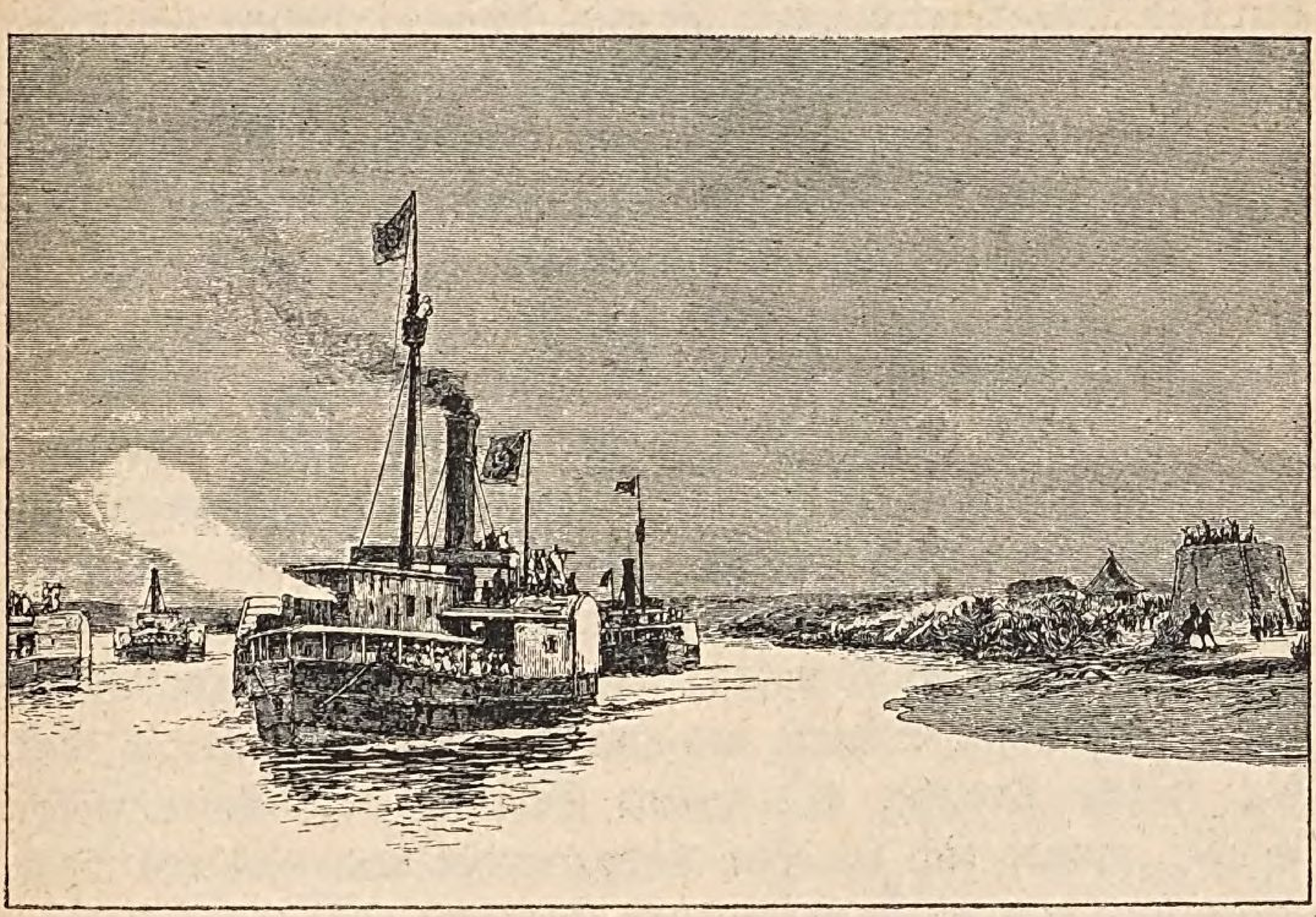
mando und ließ die Truppen wieder im Carré vorrücken, um den Weg bis zu dem nicht mehr weit entfernten Nilufer frei zu machen. Die Rebellen wurden zurückgeschlagen und nach einem heißen Kampfe erblickten die Soldaten endlich wieder die Fluten des heiligen Stromes.

Der Feind zog sich zurück. Während man sich aber an dem Nilufer verschanzte, erscholl der freudige Ruf: Dampfer in Sicht! In der That dampften vier Schiffe den Strom hinab; sie kamen von Chartum. Hatte Gordon die bedrängte Stadt verlassen? Nein, er blieb auf dem Posten. Da er aber von dem Vorrücken der Ersatzarmee unterrichtet wurde, so sandte er ihr zur Hilfe seine Dampfer mit 500 Mann und einigen Kanonen. Er entschloß sich zu dieser ritterlichen That, obwohl er sich selbst in der schlimmsten Lage befand, jeden Augenblick das Eintreten der Katastrophe befürchten mußte und mit den Dampfern seine Abschiedsgrüße in die Heimat sandte: „Lebt wohl alle!"

Als die Dampfer Gordons angekommen waren, sahen die Engländer sofort von den geplanten Operationen gegen Schendi ab; ein Detachement des englischen Infanterieregiments wurde eingeschifft und am 24. Januar 1885 dampfte Wilson flußaufwärts, um Gordon endlich die so lange erwartete Hilfe zu bringen. Neunhundert Mann verschanzten sich indessen bei Gubat am Nil.

Als die Dampfer „Bordein" und „Telowiehah" am dritten Tage unterwegs waren, kam der Feind an den Ufern in Sicht und eröffnete ein heftiges Gewehrfeuer. Einige Eingeborene riefen laut, Chartum sei gefallen. Am nächsten Tage kam die Tutti-Insel am Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nils in Sicht, und jetzt eröffneten die Araber ein heftiges Feuer von Omderman gegenüber Chartum, wo sich während der Belagerung das Hauptquartier des Mahdi befand. Stundenlang wurden die Dampfer mit einem förmlichen Kugelregen überschüttet. Kruppsche Geschütze sandten ihre Granaten, aus alten Kanonen wurden gewöhnliche Kugeln abgefeuert. Es war ein Wunder, daß die Schiffe, mehrmals gestreift, nicht in den Grund gebohrt wurden.

Das Gewehrfeuer war gleichfalls außerordentlich heftig, Salve auf Salve erdröhnte bald vom rechten, bald vom linken Ufer, aber die an Bord errichteten Bollwerke schützten die Mannschaft. Bald darauf kam Chartum in Sicht. Ein schlimmes Vorzeichen war es, daß Gordons Flagge nicht mehr auf dem Regierungspalaste wehte. Als die Dampfer noch näher heranfuhren, sah man, daß die Straßen von den Kriegern des Mahdi wimmelten und man konnte ihre Feld-



Ankunft der von Gordon aus Chartum gesandten Dampfer.

zeichen genau erkennen. Es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Chartum gefallen war. Zu spät! Die Dampfer traten den Rückzug an.

In der Nacht sandte Wilson einen als Mahdisoldaten verkleideten Nubier ans Land, damit er näheres auskundschafte. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß Chartum vor zwei Tagen durch den Verrat Farag-Paschas, der dem Feinde die Thore öffnete, gefallen und daß Gordon gefangen genommen sei. Mit dieser Hiobsbotschaft fuhr Wilson stromabwärts, wobei der Dampfer „Bordein“ strandete; die Mannschaft rettete sich auf den anderen Dampfer und erreichte glücklich das englische Lager.

In den nächsten Tagen erhielt man bestimmtere Nachrichten. Der Verrat Farag-Paschas wurde bestätigt, aber Gordon lebte nicht mehr; er wurde beim Verlassen seines Palastes von einem Nubier, dem er früher Wohlthaten erwiesen hatte, getötet. Man erzählt, daß er sich durch die Flucht hätte retten können, aber es vorzog, seinen Feinden entgegenzutreten. Man erzählt noch viel anderes, ein ganzer Kreis von Legenden webt sich um den Fall von Chartum und den Tod seines Verteidigers. Es wird schwierig fallen, jemals zu entscheiden, welcher der vielen Berichte der Wahrheit entspricht.

So endete das Drama von Chartum. Gordon war tot, das gleiche Schicksal traf die Europäer, darunter den bei allen Forschungsreisenden so beliebten österreichischen Konsul Hansal. Zwei Tage zu spät war die Hilfe erschienen. Nun hatte die Expedition keinen Zweck mehr. Die englische Armee hielt sich noch einige Zeit in der Gegend auf. Nach und nach wurden aber die vorgeschobenen Posten eingezogen und man beschränkte sich darauf, Aegypten vor einer etwaigen Invasion der Mahdisten zu schützen. Am Nil kam es nicht mehr zu ernsteren Kämpfen, nur vor Suakin wurde in ein paar Treffen die Scharte ausgewetzt. Die Befürchtung, daß der falsche Prophet mit seinen Scharen nach Kairo ziehen werde, erwies sich indessen unbegründet und General Wolseley trat den Rückmarsch nach Aegypten an. Der Feldzug der Engländer den Nil aufwärts ist reich an eigenartigen Ereignissen; die Truppen Wolseleys hatten sich brav gehalten; ruhmreich war aber dieser Feldzug trotz all ihrer Tapferkeit nicht, denn es fehlte ihm der Erfolg. Die Waffen konnten nicht mehr das gutmachen, was die Diplomaten verschuldet hatten. Diese aber wuschen ihre Hände in Unschuld und warfen Gordon eigenmächtiges Vorgehen und Ungehorsam gegen die Befehle der Regierung vor.

Aus Gordons Tagebuch.

Es geschieht nicht selten, daß ein General die Geschichte des von ihm geleiteten Feldzugs schreibt. Solche

Aufzeichnungen werden aber in der Regel später, in der Ruhe des Friedens gemacht. Die Geschichte der Belagerung von Chartum wurde von Gordon selbst, mitten in den schauerlichen Wirren unter dem Feuer der feindlichen Geschütze geschrieben. Er führte während seines letzten Aufenthaltes in Chartum ein Tagebuch.

Er schrieb es nicht für sich, sondern für die Welt, als seine Rechtfertigung, denn er ahnte wohl, daß ihm der Tod bevorstand, und er war bestrebt, während er selbst sich der Gefahr aussetzte, dieses Tagebuch zu retten. Den ersten Teil desselben gab er seinem Begleiter Oberst Stewart, als dieser am 9. September Chartum verließ, um Oberägypten zu erreichen. Wir wissen, daß der Dampfer „Abbas“ zwar glücklich über Berber hinauskam, dann aber strandete, und daß Stewart von den Monassirarabern ermordet wurde. Mit ihm ging das Tagebuch verloren, welches die Ereignisse in Chartum bis zum 9. September schildert.

Am 14. Dezember sandte Gordon mit dem Dampfer, die der Entsatzarmee Wolseleys entgegenfuhren, die Fortsetzung des Tagebuches, und diese ist glücklich in die Hände seiner Freunde gelangt und im Jahre 1885 veröffentlicht worden. Es ist darin die militärische Seite der Belagerung ausführlich gewürdigt, einer Belagerung, die Gordon selbst mit der von Sebastopol vergleicht, indem er unterm 9. Dezember 1884 ausruft: „Die Belagerung von Sebastopol dauerte 326 Tage, wir verzeichnen jetzt unsern 271. Tag. — Die Russen hatten Geld, wir haben keins; sie hatten geschickte Offiziere, wir haben keine; sie hatten keine Civilbevölkerung, wir haben deren vierzigtausend; sie hatten ihre Rückzugslinie frei und hatten Nachrichten von ihrem Lande; wir haben weder das eine noch das andere!“

Die militärischen Fragen dürften in diesem wilden Kriege nebensächlich sein; viel wichtiger sind andere Mitteilungen Gordons, die uns tiefe Einblicke in seine eigene Seelenstimmung bieten und ein helleres Licht auf viele dunkle Punkte in der Geschichte des Sudan werfen.

Die tiefe Religiosität Gordons war seit jeher bekannt.

Seine Humanität wurzelte tief in den Lehren des Christentums, und darum finden wir so oft in seinen Aufzeichnungen neben Aufzählungen von Kanonen, Gewehren, Munitionsvorräten und mutmaßlicher Stärke der feindlichen Kolonnen Citate aus dem Alten und Neuen Testament, so daß wir schier denken möchten, kein moderner General, sondern ein puritanischer Heerführer hätte uns seine Thaten und Pläne in dieser Niederschrift überliefert.

Schon auf den ersten Seiten beruft sich Gordon auf den Spruch Christi: „Wer mich verleugnet auf Erden, den werde ich im Himmel verleugnen“, spricht von den alten Märtyrern, die diejenigen als ihre Feinde ansahen, welche sie am Bekennen ihres Glaubens zu hindern versuchten, und erinnert an jene Männer aus der Zeit der Königinnen Marie und Elisabeth, die auf jede Gefahr hin standhaft bei ihrer Ueberzeugung verharrten, obgleich es sich damals nicht um Verleugnung des Christentums, sondern nur um die Frage der Messe handelte. Veranlassung dazu gab ihm der Umstand, daß einige Europäer in den fernen Provinzen des Sudan, um ihr Leben zu retten, den mohammedanischen Glauben angenommen hatten. „Es ist vielleicht gut,“ erklärt er, „daß dies ausgelassen wird, wenn dieses Tagebuch veröffentlicht wird, da niemand das Recht hat, einen anderen zu verurteilen,“ — „aber,“ fügt er weiter hinzu, „es ist besser zu fallen mit reinen Händen, als vermengt zu werden mit zweifelhaften Handlungen und zweifelhaften Männern.“ Diese Stelle ist von dem Herausgeber der Tagebücher, dem Bruder Gordons, mit Recht nicht gestrichen worden, denn mehr als irgend eine andere ist sie für die Stellung des Generals in Chartum bezeichnend, und die in ihr niedergelegte Anschauung bildet die reine Quelle, aus der alle seine Handlungen und Pläne entspringen. Nur in einem Falle erhebt sich in uns, da wir in den Tagebüchern blättern, ein leiser Verdacht, daß auch Gordon in dem schwierigen Kampfe zu hinterlistigen Mitteln gegriffen habe, die mit seinem stets so offenen Charakter nicht in Einklang zu bringen sind.

In dem Briefe des Mahdi an Gordon lesen wir die Bemerkung, daß der Mahdi auch die „beiden Stempel“ aufgegriffen habe, in denen sein Name und sein Zeichen eingraviert waren. Diese Stempel waren also in Chartum gefälscht worden und mit den Papieren Stewarts in die Hände des Mahdi gefallen. Als die Nachricht von der Wegnahme des Dampfers „Abbas“ nach Chartum gekommen war, schrieb Gordon in seinem Tagebuch die Entschuldigung nieder: „Wenn es wahr ist, daß der Mahdi den ‚Abbas‘ weggenommen hat, dann fand er auch seine eigenen Siegel, die wir prägen ließen, aber nicht benutzt haben.“

Auch von den Gefangenen im Lager des Mahdi erhalten wir durch das Tagebuch einige Kunde.

Slatin Bey, der Gouverneur von Darfor, der, um sein Leben zu retten, zum Islam übergetreten war und im Lager des Mahdi sich befand, sendet Briefe auf Briefe, um eine Unterredung mit Gordon zu ermöglichen. Einen Brief schreibt der ehemalige österreichische Offizier deutsch, da die Araber ihm sein französisches Lexikon verbrannt hatten in der Annahme, es sei ein christliches Gebetbuch. Er entschuldigt seinen „vielleicht leichtfertigen“ Glaubenswechsel mit der Bemerkung, daß er von Hause aus keine gute religiöse Erziehung erhalten. Gordon schweigt zu allem. Slatin Bey bemerkt schließlich, er wolle nach Chartum kommen und wieder in Gordons Dienste treten, wenn sich dieser verpflichtet, niemals Chartum zu übergeben, da er, Slatin Bey, sonst einen qualvollen Tod erleiden würde. Da ruft Gordon aus: „Das ist wahrlich kein Spartaner, der solches verlangt!“

Ein Grieche bringt die Nachricht, daß auch die Priester und Nonnen der Mission zu Obeid zum Islam übergetreten sind; die sechs Nonnen haben, um Gewaltthaten zu entgehen, dort ansässige Griechen — wohl pro forma — geheiratet. Nur Luigi Bornoni, der erste Priester, ist standhaft geblieben. Sarkastisch bemerkt Gordon dazu: „Das ist die Union der griechischen und lateinischen Kirche!“

Aber auch für ihn kommt die Zeit, wo er an seine

eigene Niederlage und ihre Folgen ernstlich denken muß. So schreibt er einmal:

„Ich überlege bei mir selbst, ob ich, dafern die Stadt fällt, den Palast und alles, was darin ist, in die Luft sprengen oder aber mich gefangen nehmen lassen und mit Gottes Hilfe treu zu meinem Glauben halten und wenn nötig dafür leiden soll (was höchst wahrscheinlich ist). Den Palast in die Luft zu sprengen ist das Einfachste, während das andere langwieriges und beschwerliches Leiden und Erniedrigung aller Art heißt. Ich denke, ich werde den letzteren Weg wählen, nicht aus Furcht vor dem Tode, sondern weil ersterer mehr oder weniger den Makel des Selbstmordes trägt."

Wir wissen, daß der Mahdi sich immer in dem Rücken seiner Armeen hielt, und erst wo der Sieg gesichert war auftauchte. Daraus erklärt es sich, daß wir über diese interessante Persönlichkeit in dem Tagebuche Gordons sehr wenig Aufschluß erhalten.

Die anekdotenartige Geschichte, die uns Gordon in humoristischer Färbung wiedergiebt: der Mahdi habe stets Pfeffer unter seinen Nägeln, damit er je nach Bedarf Thränen vergießen könne — darf schwerlich ernst genommen werden. Bezeichnend dagegen ist die Stelle, die Gordon am 13. September in sein Tagebuch schrieb:

„Die Nachricht von der Annäherung des Mahdi hat mich nicht beunruhigt, denn wenn sein Feldzug keinen Erfolg hat, so ist er verloren und eine Expedition nach Kordofan wird unnötig; wenn er aber das Kriegsglück für sich hat, so kann er durch seine Gegenwart ein Blutbad verhindern. Ich habe immer gefühlt, es wäre unsere Bestimmung, von Angesicht zu Angesicht einander gegenüberzutreten, ehe die Sache zu Ende käme."

Hierin war Gordon ohne Zweifel im Irrtum befangen. Er konnte durch sein kühnes Auftreten Männern wie Soliman Siber imponieren, welche den Mut hoch schätzten. Der Mahdi war kein Soldat und einen fanatischen mohammedanischen Priester, der dazu als Reformator des Islam

auftrat und ungeheure Erfolge errungen hatte, hätte Gordon niemals überzeugt, zumal er des Arabischen nicht ganz mächtig war. Eine solche Begegnung wäre ebenso fruchtlos gewesen, wie die Ernennung des Mahdi zum Sultan von Kordofan.

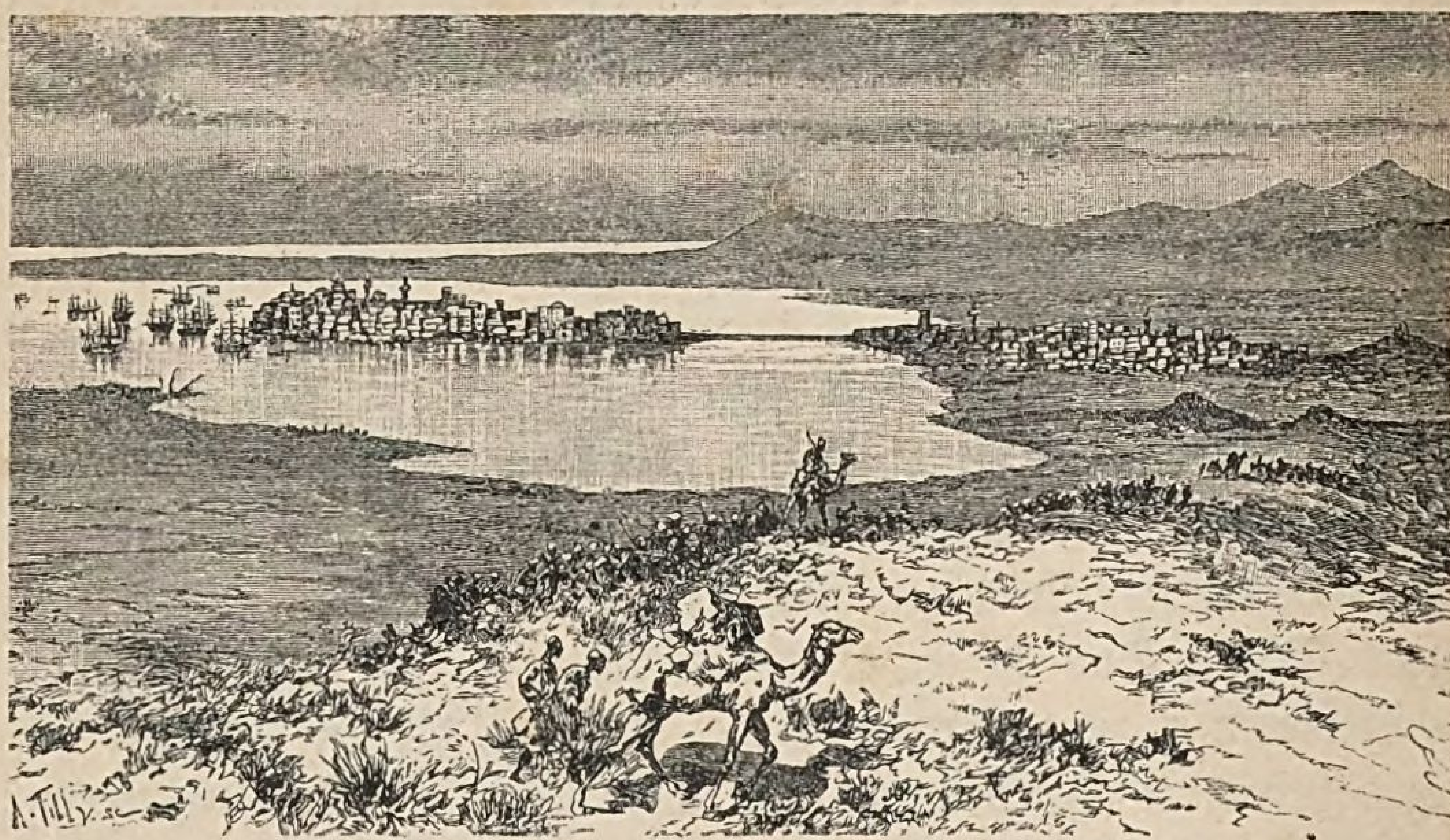
Schlußwort.

Blicken wir zurück auf das Wirken Gordons, so müssen wir wohl die hohen Tugenden des Mannes anerkennen; wenn aber von dem Zusammenbruch seines Werkes, an dem er so viele Jahre gearbeitet hat, die Rede ist, so dürfen wir die Schuld nicht allein seinen Gegnern zuschieben. Gordon war der Vorkämpfer der Zivilisation und der Humanität in Afrika — aber er wußte sicher nicht die richtigen Mittel zu wählen. Nicht jede Pflanze läßt sich aus dem fernen Norden ohne weiteres auf den afrikanischen Boden verpflanzen, am allerwenigsten aber die edle Blume der Menschlichkeit. Wer zu viel erreichen will, der kommt nicht zum Ziel. Das ist eine alte Wahrheit, die auch für die Kultivierung von Afrika gilt. Denen, die in Europa für eine sofortige Aufhebung der Sklaverei so eifrig agitieren, sollte die Geschichte des ägyptischen Sudan eine warnende Lehre sein. Mögen sie eins bedenken: eine derartige Reform der sozialen Zustände geht niemals ohne die gewaltigsten Kämpfe vor sich: in Nordamerika, das ja christlich ist und mit an der Spitze der Zivilisation marschiert, führte diese Reform zum Secessionskrieg, in Brasilien stürzte sie das Kaisertum — und nicht leichten Kaufes werden sich die Araber ihr vermeintliches Recht verkümmern lassen.

Vor allem aber darf die Kolonialpolitik der Neuzeit nicht ferner ohne weiteres in die Ferne schweifen. Es sind schon genug luftige Bauten aufgeführt worden, die schnell zusammengebrochen sind.

Ostafrika ist immer noch das große Haus der Knechtschaft und die Domäne der Araber. Darum ist hier die Konzentration der europäischen Kräfte auf einige Punkte

wünschenswert, die später zum Ausgang für größere Unternehmungen benützt werden können. Heute fehlt in diesen Gebieten allen europäischen Nationen, die sich an dem Zivilisationswerke beteiligen, eins: ein Stück Land, in dem sie wirklich herrschen, dessen Bevölkerung zu den Europäern hält, diese auf alle Fälle den Arabern vorzieht. Ein solches Gebiet würde ohne Zweifel der Krystallisationspunkt einer großen afrikanischen Kolonialmacht werden. Die Geschichte des ägyptischen Sudan giebt uns aber auch dafür ein Beispiel,



Ansicht von Suakin.

daß es wohl möglich ist einen solchen Krystallisationspunkt in den Negerländern zu schaffen. Dieses Beispiel ist von Emin-Pascha unter den schwierigsten Verhältnissen gegeben worden, und es wird den Gegenstand unserer Betrachtung in dem zweiten Bande dieser Bibliothek bilden. Diese Betrachtung stellt zugleich das Schlußkapitel der Geschichte der Kämpfe im ägyptischen Sudan dar.

Alles, was die Aegypter im Laufe von sechzig Jahren erobert hatten, war dem Mahdi zugefallen. Man meinte, sein Reich würde sich auflösen, wenn der Prophet das Zeitliche segnen würde, aber es ist anders gekommen. Bald nach Gordons Tode starb der Mahdi an Pocken, aber seine Nachfolger hatten Kraft genug, ihre Macht zu behaupten

und auszudehnen. Bis auf die jüngsten Tage bedrohen sie Suakin, sie unternehmen bei Wadi Halfa Vorstöße gegen Oberägypten, sie schlugen den Kaiser Johannes und bedrohen noch Abessinien, sie hatten sich endlich nach der entlegenen Aequatorprovinz gewandt, welche, weltvergessen und weltverloren an dem oberen Nil trotz aller Stürme der Zeit fortbestand, und die schließlich aufgegeben wurde unter Verhältnissen und Ereignissen, welche in ihrer Eigenartigkeit in der jüngsten Kolonialgeschichte einen besonderen Platz beanspruchen.

Die Revolution des Mahdi bildet den Abschluß einer geschichtlichen Epoche der Länder am oberen Nil. Vorderhand hat der Sieg der Fanatiker alles zerstört, was mit vielen Opfern aufgebaut wurde. Auch die Beziehungen zu der Außenwelt wurden abgebrochen, der Handel in jenen Gebieten hat aufgehört und der Krieg im Sudan hat auch auf unsern Markt einen gewissen Einfluß ausgeübt; Europa kann zwar das Fehlen der Handelsprodukte, die vom ägyptischen Sudan kamen, verschmerzen, aber eine Erwähnung dieser Folgen ist nicht ohne Interesse.

Wer kennt nicht das Gummiarabikum; es fehlte sonst fast in keinem Haushalt, heute ist es vielfach durch flüssigen vegetabilischen oder Fischleim verdrängt. Das Gummiarabikum kam nämlich hauptsächlich aus dem Sudan, und da die Zufuhren ausblieben, ist es hoch im Preise gestiegen. Kurz nach dem Ausbruch des Mahdikrieges wurden auch die Gummibonbons teurer — gewiß eine der Kuriositäten des Weltverkehrs, der den „famosen Fakih“ und die europäischen Bonbonfabrikanten in so nahe Wechselbeziehungen gebracht hat!

Aber noch ein anderer Handelszweig wurde von den Wirren im Sudan empfindlich getroffen. Der Sudan versorgte uns auch mit sehr sehenswerten lebenden Artikeln: mit wilden Tieren, Löwen, Giraffen und dergleichen. Die Metropole dieses Tierhandels war die Stadt Kassala in der Provinz Taka. Auch sie war ähnlich wie Chartum rasch emporgeblüht; eine Telegraphenlinie verband sie mit Suakin und Massaua. Noch monatelang, nachdem Chartum gefallen

war, wehrte sich die tapfere Besatzung gegen wiederholten Ansturm der Derwischheere des falschen Propheten. Jetzt ist ihre Blütezeit auch vorüber.

Seit dem Jahre 1857 hatten sich hier die Tierhändler niedergelassen. Karl Hagenbeck, Casanova, Reiche zu Alfeld und andere hatten hier ihre Agenten. Mit dem Tierfang gaben sich vor allem die berühmten Schwertjäger des Homranstammes ab. In den wildreichen Wildnissen in der Umgebung von Kassala hatten Elefanten, Nashörner, Giraffen, Büffel, Antilopen, Strauße u. s. w. ein freies Spiel. In der Nähe der Stadt fand man viele Tiergärten, in denen die Tiere gehalten wurden, bis die Agenten ihre großen Jahrestransporte nach Suakin zusammenstellten. Heute ist alles dahin!

„Die Telegraphenstangen,“ schreibt Junker, „sind umgestürzt, der Draht, welcher dem Worte Blitzesschnelle verlieh, zerrissen und gestohlen. Wieviel vergeudete Arbeit, wie viele Opfer an Gut und Blut, an Jahrzehnte dauernden Anstrengungen militärischer und zivilisatorischer Art sind mit dem Sudan verloren! Und leider kann man noch immer auf keine Besserung hoffen. Andererseits darf man es aber nicht zu lebhaft beklagen, daß die schrankenlose Willkür der ägyptischen und türkischen Satrapen durch das bedrückte Volk selbst ein Ende gefunden.“

Der Krieg des Mahdi im Sudan war ein Freiheits- und Unabhängigkeitskrieg. Das befreite Volk, das so lange Zeit hindurch mit der Kultur in Berührung gekommen war, wird nicht für immer sein Land den Europäern verschließen. Es wird eine Zeit kommen, wo es des Fanatismus müde, sich wieder dem Handel zuwenden wird; dann werden sich die natürlichen Hilfsquellen im Sudan wieder eröffnen und für das Herz Afrikas eine neue Blütezeit beginnen. So hoffen es die besten Kenner jener Länder, so urteilt auch Emin über die Zukunft der Länder, in denen er so lange gewirkt hat. Mögen diese Hoffnungen bald in Erfüllung gehen!